

AGB
093.



093

Die Tyrannei der toten Sprachen.

Ein Mahnwort

zu einer zeitgemässen Umgestaltung des
höheren Schulwesens.

Aus dem Französischen

„La Question du Latin“ von Raoul Frary,

mit Genehmigung des Verfassers übersetzt

von

Dr. August Rhode.



Hagen i. W.

Druck und Verlag von Hermann Risel & Comp.

„Ich aber glaube und hoffe, dass es nicht mehr lange
„dauern wird, bis der Unwille über das noch herrschende
„System den grösseren Teil aller Gebildeten in Deutsch-
„land gepackt haben wird. • Dann wird eines Tages ein
„pädagogischer Luther oder Stephan erstehen, der die
„Wälle durchbricht, und unsere Kindeskindern werden eine
„glücklichere Schulzeit haben, als wir und unsere Kinder
„sie gehabt haben.“

Worte aus Prof. Dr. Esmarch's Brief
an Direktor Dr. Krumme.

Herrn
Geheimen Medizinalrat
Professor Dr. Esmarch,

Ritter p. p.

dem verdienstvollen Förderer einer zeitgemässen
Umgestaltung unseres höheren Schulwesens, als
Zeichen seiner Hochachtung.

Der Übersetzer.

Vorrede.

Raoul Frary, der geistvolle Redakteur der Zeitung La France und ehemalige Professor an der École normale in Paris, dürfte mit seinem Buch „La Question du Latin“, welches in Frankreich grosses Aufsehen gemacht und in kurzer Zeit eine Reihe von Auflagen erlebt hat, auch unserem Vaterlande einen guten Dienst erwiesen haben. Auch bei uns ist man seit einer Reihe von Jahren bemüht, für das höhere Schulwesen eine Form ausfindig zu machen, in der dasselbe den Ansprüchen, die die modernen Zeitverhältnisse einerseits und die hergebrachte Überlieferung andererseits an dasselbe stellen, Rechnung trägt, ohne dass man bis jetzt zu einem allseitig befriedigenden Ergebnis gelangt wäre. Schwere Anklagen werden von allen Seiten gegen das herrschende System laut. Wir erinnern nur an die neuerdings erfolgten Kundgebungen von Es-march und v. Bezold, Dubois Reymond, Lunge, Hartwich u. a. An misslungenen Versuchen zu einer Besserung hat es bis jetzt auch nicht ge-

fehlt. Andeutungsweise sei nur der Summen gedacht, die auf Errichtung lateinloser höherer Lehranstalten und Fachschulen verwendet sind, auf Anstalten, die, trotzdem ihre Bedeutung anerkannt wird und trotz eingehendster Fürsorge der Regierung nach und nach eingehen. So ist in jüngster Zeit noch die Auflösung der gewerblichen Fachschule in Cassel und die Umwandlung der Oberrealschule in Köln beschlossen. Worin liegt nun das Hemmnis, ein anerkanntes Bedürfnis dauernd zu befriedigen? Die Antwort lautet: In der unberechtigten Tyrannei der toten Sprachen. Darum fort mit ihr. Worin dieselbe besteht und was für nachteilige Folgen sie hat, wird man aus Frarys Darlegungen sehen, die zwar ausschliesslich die Zustände, welche sich in Frankreich im Laufe der Zeit herausgebildet haben, in den Kreis der Betrachtung ziehen, die aber für uns doch sehr lehrreich sein dürften, weil jene Verhältnisse in den meisten Fällen eine überraschende Ähnlichkeit mit den unsrigen haben. Dass dieselbe Bewegung, die bei uns im Gange ist, unabhängig in einem andern Lande auftaucht und sich in derselben Richtung fortbewegt, ist doppelt interessant und um so sicherer ein Beweis für die Richtigkeit ihrer Ziele. Wir schliessen mit folgenden Worten, die wir einer Zuschrift des hochverdienten Mannes entnehmen, dem wir unsere Arbeit zueignen durften. Herr Professor Dr. Esmarch schreibt u. a.: „Un-

streitig werden Sie sich durch die Veröffentlichung Ihrer Übersetzung dieser Schrift um die unendlich wichtige und weiteingreifende Schulreformfrage ein grosses Verdienst erwerben, da einerseits ich Ihrer Meinung nur beipflichten kann, dass die Angriffe gegen die auf den Lorbeeren ihres unverdienten und schädlichen Berechtigungsmonopols sanft ausruhenden Grammatokraten nicht oft genug wiederholt werden können, andererseits aber dieser Angriff durch die Schrift Frarys in vorzüglicher und wirksamer Weise geführt zu werden scheint.“

Die Übersetzung ist möglichst wörtlich gehalten, um nicht den Zusammenhang der scharfsinnigen Darlegungen zu zerreißen und den Gesamteindruck so zu stören. Wenn dabei hier und da Härten im Ausdruck unterliefen, bitten wir den geneigten Leser um gütige Nachsicht.

Der Übersetzer.

I. Kapitel.

Der Zweck dieses Buches.

Kaum fing Frankreich an, nach so vielem Missgeschick aufzuatmen, als von allen Seiten der Ruf nach einer Reform unseres öffentlichen Unterrichtssystems laut wurde. Die feindlichen Einfälle von 1814 und 15 hatten uns nur wenig zur Warnung gedient, weil sie uns nicht gedemütigt hatten; ein durch Übermacht erdrücktes Volk fühlt kein Bedürfnis sich zu bessern. Der Krieg von 1870 zwang uns, eine Ohnmacht einzugestehen, deren Ursprung man wohl oder übel nachforschen musste. Die Zuckungen der Kommune schrieben die bitteren Lehren der Niederlage noch tiefer in die Herzen ein. Niemand glaubte, dass genug damit gethan sei, eine Regierung mit grösserer Verantwortlichkeit einzusetzen und die Zahl unserer Soldaten zu erhöhen. Man forschte den Ursachen unserer Unglücksfälle tiefer nach; man schwur, in Zukunft ein stärkeres und einsichtsvolleres Geschlecht heranzubilden. Das Beispiel unserer Sieger selbst machte uns auf die Pflicht aufmerksam, die Hoff-

nung auf Vergeltung oder die Sicherung des geschmälerten Gebiets auf eine bessere Erziehung der Jugend zu gründen.

Innere Streitigkeiten haben unsere Aufmerksamkeit von diesem bedeutsamen Gegenstande nicht abgelenkt. Die Schule ist eines der Schlachtfelder, um welches sich die Parteien mit der grössten Erbitterung streiten. Zur Zeit der Nationalversammlung wollten die Freunde der Geistlichkeit ihr vorübergehendes Ansehen benutzen, um den Einfluss des Klerus auf den öffentlichen Unterricht zu verstärken. Die Republikaner beantworteten diesen unbedachten Versuch durch Gesetze und Gegenmassregeln, welche die Aufmerksamkeit der Kammern, der Presse und des Publikums unaufhörlich in Atem gehalten haben. Es ist indessen religiösen Streitigkeiten eigentümlich, dass sie die Erörterungen auf Abwege führen, die Aufgaben verdunkeln und die wichtigen Fragen den aufreizenden Fragen opfern.

Indessen haben einige freie und unparteiische Köpfe, die sich über die Leidenschaften zu erheben vermochten, welche die grosse Mehrzahl der Staatsmänner in Aufregung versetzten, Reformen vorgeschlagen, die nicht die Demütigung eines Gegners bezweckten, sondern Frankreich seine verlorene Grösse wiedergeben sollten. Michel Bréal gebührt die Ehre, den Anstoss dazu gegeben zu haben. Unter dem bescheidenen Titel: „Einige Worte über den öffentlichen Un-

terricht“, gab er im Jahre 1872 ein Buch heraus, welches geradezu eine Offenbarung war. Niemals hatte man durch schärfere Urteile die in unserm Wesen liegende Selbstzufriedenheit gestört. Unsere Unfälle hatten uns überzeugt, dass wohl mehr geschehen musste; wir wussten jedoch nicht, wie ungemein notwendig es war, besseres zu leisten. Man hat Bréal vorgeworfen, er bewundere die Deutschen zu sehr, man hat behauptet, dass er uns aus einem Uebermass von Eigenliebe in ein Uebermass von Demütigung stürzte, und wenn dem so wäre, sollten wir uns nicht darüber beklagen. Die Gewohnheit ist so mächtig, dass Reformatoren oft das Recht und die Pflicht haben, ein wenig zu übertreiben. Sie laufen nicht Gefahr, alles zu erhalten, was sie verlangen. Die Kraftanstrengung bleibt fast immer hinter den Beweggründen zurück, durch welche sie hervorgerufen wird, ebenso wie das Ergebnis hinter der Kraftanstrengung zurückbleibt.

Der Aufschwung, welchen der Elementarunterricht nahm, wurde durch keine unübersteigliche Hindernisse gehemmt; auf diesem Gebiete hat man sich mehr um persönliche Dinge, als um die Methode gestritten. Übrigens wusste das allgemeine Stimmrecht, was es wollte; man brauchte nur danach zu verfahren. In betreff des akademischen Unterrichts hatte man weder mächtige Hindernisse noch eingewurzelte Vorurteile zu befürchten. Der Fortschritt war nur wenigen anstössig, und die

bewährten Männer fanden wenig Gegner. Unser Unterrichtswesen*) nahm eher an Konkurrenten als an Kritikern Anstoss. Wenn auch einige Kämpfe in Sachen der Fakultäten und des Elementarunterrichts haben stattfinden müssen, der Sieg ist errungen und bringt seine Früchte. —

Anders verhält es sich bei demjenigen, was auf das höhere Schulwesen Bezug hat. Hier übte die Tradition eine unumschränkere Herrschaft aus; die Regierung hatte nicht hinlängliche Freiheit oder wurde nicht eifrig genug von der öffentlichen Meinung unterstützt. Die konservativen Parteien besaßen mehr Ansehen; das Publikum mischte sich mit mehr Anmassung hinein als bei den akademischen Studien und löste die sich hier darbietenden Schwierigkeiten mit weniger Bestimmtheit als bei dem Elementarunterricht. Auch fanden dabei mehrmals Abschweifungen von dem vorgesteckten Ziele statt. Durch ein berühmtes Rundschreiben ordnete Jules Simon Reformen an und rechtfertigte sie in einem beredten Buche. Die Reaktion fegte sein Werk hinweg. Es wurde nach dem endgültigen und vollständigen Triumph der republikanischen Sache von Jules Ferry wieder aufgenommen. Aber die neuen Lehrpläne sind nur probeweis eingeführt, bis die Zeit ihre Brauchbarkeit erwie-

*) Franz. l'Université, bedeutet ausser Hochschule die Gesamtheit der 26 Akademien Frankreichs, sowie die Korporation der durch Examina zugelassenen Lehrer. D. Ü.

sen hat. Tüchtige Köpfe versichern, dass die ersten Resultate wenig ermutigend sind.

Ich will mich also mit dem höheren Schulunterricht beschäftigen. Man hat schon viel darüber gesprochen, aber es will mir scheinen, als ob noch nicht alles gesagt wäre. Man hat mit vielem Geist, Eifer und Gelehrsamkeit über die Methoden diskutiert; ich weiss aber nicht, ob das erstrebenswerte Ziel schon untersucht ist. Selbst die Kühnsten lassen noch viele Hypothesen aufkommen und respektieren eine Menge von Vorurteilen. Man marschiert zwar nicht mehr auf der Stelle, sondern bewegt sich vielleicht in einem Kreise, der endlich durchbrochen werden muss. Man verwendet unendlich viel Eifer und Gelehrsamkeit auf die Lösung verworrener Aufgaben; wenn man demnach bei falschen oder unvollständigen Lösungen stehen bleibt, so liegt das zweifellos daran, dass die gegebenen Grössen der Aufgaben selbst unvollständig oder falsch sind. Schüchternheit geht bei uns zu Lande häufig Hand in Hand mit Befähigung zum Urtheilen; gerade diejenigen, welche mit Fug und Recht kühn auftreten könnten, setzen häufig einen Stolz in eine allzu weise Mässigung. Ist es etwa nicht eine Verkehrtheit unseres Geistes, die auf einen Mangel in unserer Erziehung zurückzuführen ist, dass wir allzu leicht Prinzipien, Axiomen und Bedürfnissen eine Berechtigung einräumen und uns mit vieler Logik und Genauigkeit über

dieselben verbreiten? Wir bauen wunderschön auf verderblicher Grundlage. Wir glänzen durch Aufbauen, nicht durch Ausschachten. Wenn die Deutschen uns an Scharfsinn für's einzelne überlegen sind, so überlassen wir jetzt den Engländern die Siegespalme hinsichtlich wahrhaft philosophischer Untersuchungen über den Urgrund der Dinge. Wagen wir nur es auszusprechen. Wir sind, ausser in der Politik, ein allzu besonnenes Volk und fürchten uns viel zu viel vor den Revolutionen, welche sich nicht auf der Strasse abspielen.

Es ist keineswegs möglich oder gar wünschenswert, mit einem Schlage den höheren Schulunterricht umzugestalten. Ganz besonders bei solch einem Gegenstande muss man die Zeit das Ihrige thun lassen. Alles kann improvisiert werden, nur kein guter Schulmeister. Die Revolution vermochte Generäle unter den Unteroffizieren herauszufinden, aber keine Professoren unter den Ungebildeten. Auch war sie nahezu ausser Stande, dasjenige, was sie zerstörte, zu ersetzen. Man wird einen Richter zwingen können, ein Gesetz anzuwenden, welches er für falsch hält; niemals aber wird man einen Menschen zwingen können, dasjenige zu lehren, was er nicht weiss.

Aber man kann einen Plan fassen, ihn nach reiflicher Überlegung annehmen, und ihn dann mit Entschlossenheit ohne Überstürzung und ohne Schwankungen durchführen. Wenn man wirklich weiss, was man will, kann man mit den

Jahren rechnen. Es ist nicht notwendig, an's Ziel zu fliegen, es genügt im Schritt darauf loszugehen. Das Schlimme ist nicht die Langsamkeit, sondern der Irrtum, denn ein Hinkender, der seinen Weg gut kennt, kommt rascher zum Ziele, als ein Schnellläufer, der sich verirrt. Es handelt sich demnach zunächst darum, das Ziel und den Zweck des höheren Schulunterrichts zu ergründen und festzuzustellen; diese Untersuchung beabsichtigt das vorstehende Buch.

Die Beweggründe zu führen, die mich antreiben, ein Werk zu unternehmen, das andere mit mehr Berechtigung hätten ausführen können, lassen sich in ein Wort zusammenfassen: Ich glaube dem Lande einen guten Dienst damit zu erweisen. Die Reform des höheren Unterrichts schien mir für Frankreichs Zukunft weit wichtiger zu sein als das grosse Publikum ahnt, ja, als sogar manche von denen glauben, die sich berufsmässig oder aus Liebhaberei mit demselben beschäftigen. Man betrachtet die Lehrpläne unseres Unterrichtswesens gar zu häufig nur im Hinblick auf die Bildung, welche hervorragenden Geistern zu Teil wird, man verkennet ihren sozialen und politischen Einfluss, indem man in der klassischen Erziehung nur eine Art geistigen Zierrats erblickt. Viele beschäftigen sich vorwiegend nur mit den Schulen, die der grösseren Mehrzahl offen stehen, weil die Zahl überwiegt; sie vergessen, dass die Minorität leitet. Daher

kommt es auch, dass dieselben Schriftsteller und dieselben Gesetzgeber die Fragen des Elementarunterrichts wie Staatsmänner prüfen und die Fragen des höheren Schulunterrichts wie Künstler: sie lösen die ersteren mit ihrem Verstande und die letzteren mit ihrer Einbildungskraft. Ich will den Beweis zu liefern versuchen, dass sogar das materielle Wohlergehen Frankreichs sehr wesentlich von derjenigen Richtung abhängt, welche den Studien in den Lyceen und Gymnasien gegeben wird, und dass die Regierenden eine grosse Verantwortlichkeit, deren Tragweite sie nur wenig zu würdigen verstehen, auf sich laden, indem sie diese gewaltige Macht über die Jugend an sich fesseln, ein mit der übrigen Erbschaft Napoleons leichtsinnig übernommenes Vermächtnis.

Die Zeit ist vorüber, wo die Idee des Schönen die Politik beherrschte oder beeinflusste, wo die Mächtigen mit völlig akademischem Ernste über die geistige Bildung, die einem Volke zukommt, Rats pflogen und sich vornahmen, besonders in Sachen des Geistes einen mehr oder weniger eingebildeten Vorrang zu behaupten oder zu erringen. Unterrichtsfragen sind keine rein wissenschaftliche Fragen mehr; sie gehen unsere Zukunft und unser ganzes Leben an, weil ihre schlechte Lösung möglicherweise unsere innere Ruhe gefährdet oder uns in dem beständigen Kampfe schwächt, welchen wir gegen unsere

Nebenbuhler zu führen haben. Heute ist mehr denn je Jeder ein Teil des ganzen, weil es keine Schranken mehr giebt, welche die Klassen der Gesellschaft hindern, miteinander in Berührung zu kommen und sich zu vermischen, keine Privilegien mehr, welche eine Kategorie von Bürgern gegen die Folgen einer schlecht angelegten Erziehung schützen. Man fühlt sich nicht nur beim Lesen gekrönter Arbeiten für Konkurrenzprüfungen oder beim Anhören der Prüfungen, welche den Eintritt in eine Laufbahn erschliessen, berufen, ein Urteil über die Lehrpläne und Unterrichtsmethoden zu fällen. Der Philosoph denkt auch daran, wenn er die Kammerverhandlungen oder Wahlversammlungen verfolgt, wenn er die Zeitungen durcheilt, und wenn er die Statistik der Industrie, des Handels, des Ackerbaus, der Zivil- und Kriminaljustiz studiert. Er wird, um eine ernsthafte Untersuchung über einen so bedeutsamen Gegenstand anzustellen, sich nicht damit begnügen, Lehrer, Schriftsteller und Kritiker zu befragen, er wird auch den Soldaten, den Seemann, den Nationalökonom, den Kaufmann und den Banquier zu Rate ziehen. Er wird auch die Meinung Fremder über unsern Gegenstand einholen. Er wird sich über die neuesten Fortschritte der Staatswissenschaft auf dem laufenden erhalten und bestrebt sein, durch eine eingehende und gewissenhafte Untersuchung die Einwirkung des Organs, nämlich des Lehrkörpers, auf den

Organismus, d. h. den Staatskörper, festzustellen. Er wird vielleicht zu der Einsicht kommen, dass es wenige Erscheinungen in dem Leben einer Nation giebt, bei denen man nicht die Rückwirkung eines pädagogischen Irrtums verspüren könnte.

Solche Irrtümer sind heutzutage um so verhängnisvoller, als der Kampf ums Dasein zwischen den zivilisierten Völkern immer schärfer wird. Jede Schwäche wird zu einer Gefahr und einer Ursache von Leiden; Grenzen und Zollämter schützen uns nicht mehr gegen die Folgen unserer Stümperei. Nicht nur in Kriegsangelegenheiten ist Fortschritt das Gesetz der neueren Zeit, und nicht nur in ihnen muss man, um sein Dasein nicht zu gefährden, mit seinem Jahrhundert fortschreiten. Übrigens ist es möglich, dass der Fortschritt als Fortschritt bestreitbar ist, ohne darum als Kampfmittel weniger notwendig zu sein. Man sagt zuweilen, dass das allgemeine Rüsten eine Rückkehr zur Barbarei sei, verkennt aber seine Notwendigkeit nicht. Vielleicht werden wir finden, dass uns der Kampf ums Dasein grosse Opfer in Sachen des öffentlichen Unterrichts auferlegt. Das soll jedoch nicht den Schluss dieses Buches bilden. Jedoch thut man gut, sich im voraus zu sagen, dass angesichts gewisser Gefahren kein Anlass zu Bedauern vorliegt.

Wir stehen in einer Übergangsperiode; der

Triumph der Demokratie legt uns die Pflicht auf, Wahrheiten, welche unseren Vätern unerschreibbar schienen, einer neuen Besprechung zu unterwerfen. Der Gang der Revolutionen verwandelt gewisse Prinzipien in Vorurteile, gewisse Dogmen in Aberglauben. Fast alle Beweisführungen müssen erneuert werden; viele sind hinfort nichts weiter als Sophismen, nachdem sie überzeugend, sogar richtig gewesen sind. Umgekehrt sind gewisse, allgemeinen Anschauungen zuwiderlaufende Ansichten spruchreif geworden und schicken sich an, ihren Platz in der Schatzkammer des gesunden Menschenverstandes einzunehmen. Nationen verändern sich wie Einzelwesen, vielleicht langsamer, aber auch vollständiger. Unsere persönlichen Anschauungen, unser Geschmack, unsere Bedürfnisse gestalten sich unvermerkt um, ohne dass wir darauf achten, bis ein unvorhergesehenes Ereignis uns zwingt, zu uns selbst zurückzukehren und in uns unbenutzte Trümmer oder unbewusst aufgespeicherte Reichtümer zu entdecken. Wir lieben nicht mehr, was wir zu lieben glaubten; wir fürchten nicht mehr, was wir zu fürchten vermeinten. Wir sagen uns ohne Anstrengung von dem los, was uns ans Herz gewachsen zu sein schien; wir können das nicht mehr entbehren, was uns gleichgiltig erschien.

Genau so ist es mit einem Volke, welches eine grosse Revolution plötzlich oder allmählich

durchgemacht hat. Seine Einrichtungen haben keine feste Grundlage mehr. Einige bleiben stehen, wie Mauerreste nach einem Erdbeben, durch die Macht der Gewohnheit, trotz der Gesetze des Gleichgewichts und der Schwerkraft, bis ein Windstoss sie niederwirft, oder bis man sie mit Vorbedacht niederlegt. Sie können ihre äusseren Grössenverhältnisse beibehalten haben, ebenso ihr stattliches Aussehen, aber sie sind unterminiert; Thorheit wäre es, Schutz hinter ihnen zu suchen. Am Tage nach jeder Erschütterung muss man demnach den Boden überall untersuchen, die Festigkeit der Gebäude prüfen, diejenigen beseitigen, welche keine Ausbesserung für den Gebrauch künftiger Geschlechter tauglich zu machen vermag und diejenigen verlassen, welche nicht mehr bewohnbar sind und nur zum Zierrat dienen.

Ganz gewiss darf man nicht blindlings zerstören. Nicht alles was alt ist, hat sich überlebt; was auch revolutionäres Ungestüm darüber denken möge, alles was ehrwürdig ist, ist nicht verächtlich. Aber man soll die Vermächtnisse der Vergangenheit nur unter Vorbehalt nachträglicher Prüfung annehmen; hergebrachte Überlieferung verleiht kein genügendes Anrecht mehr darauf. Das Unterrichtswesen kann dieses Gesetz nicht umgehen. Es muss vor der zeitgenössischen Demokratie nicht nur seine Lehrpläne und seine Methoden, sondern auch sein

eigenstes Wesen und seinen Zweck rechtfertigen.

Mit Unrecht würde man der durch die Ereignisse umgestalteten öffentlichen Meinung die Sorge überlassen, dieses Verfahren ganz allein einzuleiten. Die Demokratie hat nicht immer ein klares Gefühl ihrer Bedürfnisse und ihrer Interessen. Bald zerstört sie blindlings die Einrichtungen, welche sie vorfindet, bald denkt sie nur daran, es sich in ihnen wohnlich zu machen, sogar ohne sie ihren Verhältnissen entsprechend umzugestalten, ähnlich wie sich die ersten barbarischen Eroberer in den Palästen wohnlich eingerichtet und mit dem Purpur der Kaiser bekleidet haben. Sei es geistige Trägheit, sei es Hochmut des Emporkömmlings, der Sieger hält sich gar zu leicht für einen blossen Erben.

Soll das Unterrichtswesen unter der neuen Regierung denselben Charakter beibehalten, wie in einer Gesellschaft, in der die Geburts- und Geldaristokratie herrschte? Der Elementarunterricht ist unentgeltlich geworden; man verlangt auch die Unentgeltlichkeit des höheren Unterrichts, welcher dem Staate fortwährend mehr Geld kostet und sich auf eine grössere Anzahl junger Franzosen erstreckt. Es ist demnach um so notwendiger zu prüfen, ob dieses Geld gut verwandt wird, ob diesen jungen Franzosen ein wahrer Dienst erwiesen wird. Es wäre denkbar, dass das Gymnasium, unter der

verführerischen Bezeichnung „sichtender Auswahl“ unter der Jugend eine doppelt lästige Art der Aushebung veranstaltete, sowohl für die Gestellungspflichtigen als auch für die Generationen, welche sie über sich ergehen lassen müssen. Vermehrt man die Steuern, um die produktive Kraft der Nation zu erhöhen, so leuchtet das, streng genommen, ein; aber wenn es nun geschähe, um sie zu vermindern? Wenn man mit grossen Kosten Legionen unnützer und konfuser Köpfe heranzöge? Wenn wir unter dem Aushängeschild demokratischen Fortschritts China nachahmten? Es ist Zeit, sich diese Frage vorzulegen und sie zu beantworten, ohne sich mit Worten abzuspeisen. Ein schlechter Unterricht würde heute mehr und unschuldigere Opfer fordern als früher, denn der Wille der Eltern beeinflusst die Berufswahl der Kinder immer weniger und die Regierungsgewalt greift mit doppelter Anmassung und Machtbefugnis in unser Geschick ein.

Das Bewusstsein dieser Gefahr wird hoffentlich den Freimut meiner Kritik und meiner Schlussfolgerungen entschuldigen. Man wird vielleicht betroffen sein, einen Schüler und ehemaligen Beamten des Unterrichtswesens seine verwegene Hand gegen das Allerheiligste erheben zu sehen. Die Frommen werden über Gotteslästerung schreien oder mich mindestens des Undanks beschuldigen. Es giebt nur ein Mittel, sich

gegen diesen Vorwurf zu verteidigen, nämlich: Recht zu haben. Wir schulden unserm Lande die Wahrheit: keine Schuld ist geheiligter, keine zwingender. Ich bin nicht so ungebildet, um den Glanz antiker Gelehrsamkeit und den herrlichen Reiz des Verkehrs mit den griechischen und lateinischen Musen zu verkennen. Auch mir würde es Vergnügen machen, die Wohlthaten klassischer Erziehung zu verherrlichen, meine Stimme mit dem Chor der Jünger zu vereinigen, welche diese unsterblichen Meister in der Kunst zu schreiben und zu denken besingen. Aber wir dürfen über der Verehrung des Schönen die Pflege des Nützlichen nicht vergessen. Vielleicht ist es eine noch zartere Huldigung, die man den Musen erweist, wenn man keine zu zahlreiche Menge in ihren Tempel treibt, damit er nicht etwa entweiht werde. Mögen mich diejenigen tadeln, die niemals beim Anblick dieser Schar Gleichgültiger und Gelangweilter zu leiden gehabt haben, welche Gesetze und Mode zwingen, an dem Altar vorüberzuziehen.

Übrigens wählt der Schriftsteller, welcher sich mit der Erörterung politischer Fragen befasst, weder den Gegenstand, den er behandelt, noch die These, die er vertritt, frei. Ein erregter Zuschauer der Kämpfe und Fehler seiner Mitbürger, ein unruhiger Beobachter der Zeichen der Zeit und der schwarzen Punkte am nationalen Horizont, giebt er weder der Laune seiner

Einbildungskraft, noch dem Reiz eines verlockenden Gegenstandes nach. Er gehorcht, wie ein Matrose im Mastkorbe, einer inneren Weisung, die ihm nicht erlaubt, die Gefahr zu verschweigen, welche ihm zumeist ins Auge fällt. Er ist Sklave einer freiwillig übernommenen aber doch gebieterischen Pflicht: eine Klippe sehen und auf sie aufmerksam machen, ist für ihn eins. Sobald er eine neue oder allzu bestrittene oder schlecht angewandte Wahrheit entdeckt zu haben glaubt, kann er von ihr seine Aufmerksamkeit nicht mehr abwenden. Alles was er sieht, alles was er hört, führt ihn darauf zurück, liefert ihm Beweisgründe und veranlasst ihn zu reden. Jedes Ereigniss, jede parlamentarische Erörterung, jede Pressfehde ist eine Mahnung für ihn. Er verrichtet in seinem Geiste eine unaufhörliche und unbewusste Arbeit, gleich der, welche Stendhal *) eine Kristallisation nennt. Die Idee keimt, vergrössert sich, weicht nicht von seiner Seite und wird in seinem Kopfe zu einem Buche, noch ehe er die Feder ergriffen hat.

In der Sprache der Kirchenväter heisst die Wahrheit kund thun, seine Seele retten. Wer seinen Gott, sein Land oder seine Fahne innig liebt, wird sagen, dass das nicht ein blosser bildlicher Ausdruck ist.

*) Pseudonym für Marie Henri Beyle, origineller französischer Schriftsteller unter dem ersten Kaiserreich.

II. Kapitel.

Die Allmacht des Staates.

Täuschen wir uns nicht darüber; die Fragen des höheren Schulunterrichts sind nicht nur pädagogische, sondern auch politische Fragen. Der Staat hat in Frankreich, wie alle Dinge, so auch den öffentlichen Unterricht in seine Hand genommen. Er hält Griechisch, Lateinisch, exakte Wissenschaft und Geschichte feil; er verkauft dieselben, was nicht sehr grossmütig ist; er giebt sie weg, was nur verständig ist, wenn seine Gaben zugleich nützlich und gut angelegt werden. Wenn er auch nicht das Monopol dieser edlen Ware an sich reisst, wie das des Pulvers und des Tabaks, so reguliert er wenigstens ihre Fabrikation und ihren Absatz. Er bindet seine Konkurrenten an die Lehrpläne, welche ihm gefallen, denn er teilt die Zeugnisse aus und macht aus ihnen einen unentbehrlichen Pass, einen Schlüssel, ohne welchen so manche Laufbahn verschlossen bleibt. Niemand ist verpflichtet, das Abiturientenexamen zu machen, aber derjenige, welcher es nicht abgelegt hat, ist weder berechtigt in einen Verwaltungszweig einzutreten, noch die Advokatur oder ärztliche Praxis auszuüben. Der Staat urteilt darüber ab, ob die Kenntniss der toten Sprachen notwendig ist, um ein Rezept

zu verschreiben; es giebt praktische Menschen, die keine chirurgische Operation vornehmen dürfen, weil sie früher nicht imstande gewesen sind, die Regeln der lateinischen Syntax sprachrichtig anzuwenden.

Wenn sich die Regierung dazu entschlösse, von den öffentlichen Beamten und denen, die gewisse private Berufsarten betreiben, nur Sicherheit hinsichtlich der Befähigung zum Ausüben derselben zu verlangen, wenn sie darauf verzichtete, bei Auswahl ihrer Unterbeamten sorgfältiger zu verfahren, als bei der der Minister, sie würde trotzdem die Herrschaft über den Unterricht behalten, weil sie jeder Konkurrenz die Spitze zu bieten vermag. Ihr steht, ganz abgesehen von den Schulgebäuden, der Staatsäckel zur Verfügung. Sie kann Lehrer nach Gefallen ausbilden und sie beliebig besolden. Man verlangt von ihr weder Miete für die Gebäude, welche sie benutzt, noch eine Regelung der Ausgaben für ihre Einrichtungen nach Verhältnis ihrer Einnahmen. Man ermahnt sie bisweilen zur Sparsamkeit, jedoch nur unter der Bedingung, dass ihr Ansehen dabei gewahrt bleibt. Wenn ihre Nebenbuhler sie aus dem Felde schlägen, würde man nicht daraus schliessen, dass sie es besser zu machen verstehen, oder dass sie das Bedürfnis des Publikums richtiger befriedigen, sondern dass sich das Vaterland in Gefahr befinde, und dass in Frankreich noch

zu viel Freiheit herrsche. Übrigens hat der Staat nur einen ernstlichen Nebenbuhler, die Kirche, und man braucht nicht zu befürchten, dass die Kirche sich mit übergroßem Eifer Neuerungen zuwende. Sie bemüht sich, den Staat zu beherrschen; wenn es ihr nicht gelingt, wird sie die von ihm betretene Bahn gleichfalls einschlagen. Sie wird ihren Unterricht vielleicht in einem andern Geiste betreiben, aber es wird derselbe Unterricht sein. Sie wird sich zu diesem Zweck keinerlei Gewalt anzuthun brauchen, so lange der Staat den Traditionen des früheren Regimes treu bleibt, die eben geistliche Traditionen sind.

Kurz, vom Ertrage der Steuern nimmt der Staat einen Teil um Stipendien zu errichten, welche ihm künstlich einen Zuwachs von Schülern verschaffen. Die völlige Unentgeltlichkeit des höheren Schulunterrichts wird bis jetzt nur von einer Partei gefordert, die noch nicht am Ruder ist, aber bei den jetzigen Staatsmännern, kann man ein entschiedenes Streben wahrnehmen, die Zahl der Stipendien zu vergrößern und allen besonders befähigten, aber armen Jünglingen die Wohlthat klassischer Erziehung zu teil werden zu lassen. An dem Tage, wo unser Budget seine entschwundene Elastizität wieder gewonnen haben wird, vielleicht noch früher, werden die Thüren der Lyceen und Gymnasien den Knaben weit offen stehen, welche durch früh zu Tage getretene Einsicht oder

den Einfluss ihrer Familie dem Wohlwollen der Regierung empfohlen sind.

Wenn die Einwirkung des Staates fast unwiderstehlich ist, so muss man auch zugeben, dass die Familien nicht daran denken, ihr Widerstand zu leisten. Sie entsagen so schnell und vollständig wie möglich zu Gunsten der Unterrichtsverwaltung. Fast ist es ein verwegenes Beginnen, ein Kind der Geistlichkeit zu übergeben, indessen ist in diesem Falle die Entsagung eine noch vollständigere, denn die Geistlichkeit übt auf die zarten Gemüther eine weit unumschränkere Herrschaft aus. Die Väter kümmern sich nur wenig um die Erziehung ihrer Söhne, wenn ihnen vielleicht die Macht dazu fehlt, so fehlt es ihnen sicherlich auch an gutem Willen. Die Einrichtung des Alumnats leistet obendrein dieser Vernachlässigung Vorschub. Kaum hat man Zeit, einen mehr oder weniger zerstreuten Blick auf die Zeugnisnummern des Schülers zu werfen; wenn er Preise erringt, beglückwünscht man ihn, wenn er einen schlechten Platz bekommt, zankt man ein wenig mit ihm. Aber wie viele Franzosen findet man unter den gebildeten Klassen, welche sich überhaupt eine Meinung, sei sie nun begründet oder nicht, über die Studien, die für ihre einstigen Erben zweckmässig sind, gebildet haben. Man höre einen Vater der mit seinem trägen Sohne zankt. Worüber wird er ihm Vorstellungen machen? Wird er

ihm die Zweckmässigkeit der Schularbeiten und der im Lehrplan verzeichneten Kenntnisse rühmen, etwa die Schönheit griechischer und lateinischer Gelehrsamkeit, das besondere Vergnügen, welches die Beschäftigung mit den grossen Schriftstellern der Vergangenheit gewährt? Wird er dem Jüngling auseinandersetzen, wie die Pflege der toten Sprachen, der Mathematik und der Naturwissenschaften aus ihm einen vollständigen Menschen und hervorragenden Geist machen wird? Darum handelt es sich doch wohl! Er soll es wie die andern und besser als sie machen, an der Spitze der Klasse, oder vielmehr der Herde, marschieren. Er soll sich an die Arbeit gewöhnen, gleichviel, welche Früchte sie ihm einbringt. Er soll wenigstens das Abiturientenexamen machen, um nach etwas auszusehen oder vorwärts zu kommen. Die Schulerfolge sind die Freude und der Stolz des reiferen Alters; man fügt nicht hinzu, dass die in der Schule gewonnenen Kenntnisse denselben Vorteil gewähren, auch nicht, dass der Besitz des Latein einen von Preisen für Exerzitien, Übersetzungen und Aufsätze unabhängigen Wert hat.

Wenn auch der offizielle Lehrplan von Grund aus umgestaltet wird, werden die Eltern kein Wort an ihren Ermahnungen abzuändern haben. Ob Humaniora oder exakte Wissenschaften, ob lebende oder tote Sprachen, ob Geschichte oder Mathematik, immer dreht sich's darum, Kränze

oder Diplome zu erringen, die Achtung und Liebe der Lehrer zu erwerben und nichts weiter. Wo findet sich, von den Lehrern abgesehen, ein Vater, der seine Schulbücher aufgehoben oder sich neue angeschafft hat, der sich damit abgiebt, sie wieder zu lesen, der durch sein eigenes Beispiel zeigt, dass ein enges Band den Gedankengang des erwachsenen Menschen mit den Studien des Jünglings verknüpft? Man sagt wohl, die Schule sei die Lehrzeit für's Leben, aber wie? Durch Zucht und Zwang, durch kameradschaftliche Berührung, durch Wetteifer und Belohnungen, keineswegs aber durch die Studien an sich.

Der Gymnasiast scheint schon Soldat und Beamter zu sein. Er befolgt eine vorgeschriebene Ordnung; er trägt eine Uniform, er macht einen Teil der grossen Maschine aus, deren Mechanikus der Minister ist; er gehorcht, ohne den Nutzen seiner Anstrengungen einzusehen. Seine Fassungskraft bewegt sich in vorgezeichneten Grenzen, er exerziert mit dem Gehirn. Man gewöhnt ihn daran, wie ein Beamter im Bureau, die Arbeits- oder Lehrstunde abzusitzen, weniger um eine Aufgabe anzufertigen, als um an Ort und Stelle zu sein, um die Zeit mit Äusserlichkeiten hinter Stössen vergilbten Papiere totzuschlagen, dem Buchstaben vor dem Geiste, der äusseren Form vor dem innern Grunde den Vorzug zu lassen und die Aufsicht führenden Lehrer zu fürchten. Das Gymnasium ist sowohl von der

Kaserne als auch von der Verwaltung abhängig, von der Kaserne wegen des körperlichen, von der Verwaltung wegen des geistigen Lebens. Ehrwürdig, gefürchtet, unbegreiflich herrscht darin die Tradition. Gelehrig befolgt man in demselben feststehende Grundsätze, die sogar aberwitzig sein können, da keine Erörterung über dieselben stattfindet. Latein wird darin zum Selbstzweck der Studien, ebenso wie die Prüfungsordnungen Selbstzweck der Verwaltung werden, wobei in einem Falle das Interesse des Kindes, im andern das Interesse des Landes ausser Acht gelassen wird.

Gerade auf den höheren Schulunterricht übt der Staat die unumschränkste Herrschaft aus. Der Elementarunterricht ist vor allem durch die Natur der Verhältnisse bedingt; man kann nichts anderes an Stelle des Lesens, Schreibens und Rechnens setzen. Der höhere Unterricht, der bei uns fast ausschliesslich berufsmässige Vorbildung bezweckt, ist immer ein wenig den Bedürfnissen des Berufs untergeordnet, auf den man sein Augenmerk gerichtet hat. Man muss wohl oder übel den Boden zuerst urbar machen, auf dem man nachher dasjenige säet, was man ernten will. Aber die klassischen Studien sind einem geistigen Düngemittel vergleichbar, welches das Oberhaupt, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Bodenkultur und auf die Beschaffenheit des Untergrundes, willkürlich auswählt, zu-

sammenstellt und bemisst, ohne dass ernste und prüfende Erfahrung den Nutzen dieser vorgeschriebenen herkömmlichen Methode dargethan hätte. Ein nettes Beispiel gewohnheitsmässigen wirtschaftlichen Betriebes, wobei der Fortschritt zwiefach geächtet wird, einmal durch die Rücksicht auf eine bis zur Höhe religiöser Empfindung grossgezogene Tradition, und dann durch das Streben nach einer, bis zur mechanischen Genauigkeit militärischer Zucht ausge dehnten Gleichförmigkeit.

Unsere Staatsmänner tragen die Last solcher Verantwortlichkeit leichten Herzens. Wieviel Minister sind wohl von dem Dutzend, welche das Unterrichtswesen in den letzten 15 Jahren geleitet haben, wegen ihrer Befähigung gewählt? Und wer hätte sie wählen sollen? Das Portefeuille, welches, wie man sagt, die Zukunft Frankreichs in sich schliesst, wird wie die meisten Portefeuilles vergeben; es ist die Begleichung einer Rechnung, der Preis eines Sieges, die Belohnung für eine Tagesordnung oder eine Rede, die mit pädagogischen Fragen ganz und gar nichts gemein hat. Hinsichtlich dieser Fragen sind die Kammern, ebenso wie die grosse Mehrzahl der Nation zweifellos in Vorurteilen befangen; sie haben keine überlegte und erprobte Meinung, denn sie sind an die Erörterung niemals näher herangetreten. Was sie bei diesem Gegenstande interessiert, sind die

Personen, nicht die Sache selbst. Sie sind sich dieser Unfähigkeit bewusst, hüten sich aber wohl, eine logische Folgerung daraus zu ziehen und den Unterricht den Bestrebungen von Privatpersonen und Körperschaften freizugeben. Die Privatpersonen würden nichts thun, die einzigen Körperschaften, die vorhanden sind, stehen dem modernen Geiste feindlich gegenüber. Man kann ein so wesentliches Kapitel unseres Staatshaushalts nicht beseitigen, auch die Lyceen und Gymnasien nicht schliessen, noch sie der Willkür preisgeben. Das würde das Ansehen eines Bankerotts haben.

Wer Reformen wünscht, hat sich demnach an den Staat zu wenden, ihn zur Durchführung, nötigenfalls zur zwangsweisen, zu drängen, weil er nach jeder Richtung hin die Jugend in der Hand hat. Die Unterrichtsfragen werden vielleicht nicht immer politische Fragen sein; sie sind es heutzutage ebenso wie die religiösen Fragen in den Ländern, wo eine Staatsreligion vorhanden ist. Auch kann sich eine Religion aus sich selbst erhalten. Sie erhält von ihren Getreuen einige Opfer; sie besitzt eine unabhängige Organisation; sie freimachen, heisst noch nicht sie beseitigen. Der höhere Schulunterricht führt in Frankreich kein selbständiges Dasein. Die Unterrichtsverwaltung hat die Konkurrenz unterdrückt, sie hat sich aber nicht die Mittel gesichert, den Vorrang zu behalten, wenn

der Zwang ihr einmal nicht mehr zu Gebote stehen sollte. Sie bildet weder eine Körperschaft, noch eine Vereinigung von Korporationen, mit allen nötigen Organen. Sie ist eine Verwaltung, welche in ihren Reihen eine sehr grosse Zahl hervorragender Geister und edler Charaktere aufzuweisen hat, welche aber zu allen Zeiten der Unterwürfigkeit und der Zucht ausgesetzt war. Man könnte sie mit einem gut gebauten und vortrefflich bemannten Schiffe vergleichen, das zum Bugsieren eingerichtet ist, auf dem sich jedoch weder Steuer, noch Segel, noch Maschinen vorfinden.

III. Kapitel.

Die Entstehung.

Mit Bestimmtheit lässt sich behaupten, dass, wenn ein Volk infolge eines, freilich durchaus unwahrscheinlichen Wunders zufällig ohne Traditionen und Vorurteile auftauchte, und wenn seine Leiter einen Lehrplan für das höhere Unterrichtswesen aufzustellen hätten, sie bei ihren Erwägungen zu einem ganz andern Ergebnis gelangen würden, wie das zur Zeit vorliegende. Aber ausser den Japanesen, die vor kurzem plötzlich in den Kreis moderner Zivilisation eingetreten sind, indem sie sich nach so vielen Jahrhunderten der Abgeschlossenheit von

einem völligen Feudalregime losgesagt haben, dürfte es kein Volk zur Verwirklichung einer so verwegenen Hypothese geben. Die Australier sind ausgewanderte Engländer, die Nordamerikaner Engländer, die sich frei gemacht haben, die Südamerikaner frei gewordene Spanier und Indianer. Überall übt die Vergangenheit einen Druck auf die Gegenwart aus; überall findet zwischen der Idee des Festhaltens am Hergebrachten und der Idee des Fortschritts ein unvermeidlicher und fruchtbringender Kampf statt; überall gerät der Gesetzgeber in Versuchung, neuen Geschlechtern das Ideal, welches seiner eigenen Erziehung zu Grunde gelegen hat, aufzuzwingen. In den meisten Industriezweigen sichert das unbeugsame Gesetz der Konkurrenz dem Fortschritt ein entschiedenes Übergewicht über den sich anbietenden Widerstand. Das Richtige führt zu Reichtum, der Irrtum zum Ruin. In der Politik findet ohne Unterlass eine Erörterung der Prinzipien statt, die Parteien folgen sich in der Regierung in gewissen Schwankungen, und die Weiterentwicklung der Völker geht in einer Zickzacklinie vor sich. In Erziehungsfragen dagegen haben die konservativen Mächte die Oberhand, weil es ebenso schwierig ist, Veränderungen durchzuführen, wie ihre Notwendigkeit zu erweisen. Worauf es ankommt, sind die Kinder, die man nur selten zu Rate zieht; die zu einem

Urteil am meisten befähigten Männer sind naturgemäss für ein System eingenommen, welches sie in Stand gesetzt hat, ihr Licht leuchten zu lassen. Der Einfluss schlechter Methoden auf den allgemeinen Gang der Dinge macht sich nur auf indirekte und kaum bemerkbare Weise fühlbar. Auf die Unzufriedenen wird wenig gegeben; wenn sie ihre Mängel und ihre Misserfolge dem Unterricht zuschreiben, den sie empfangen haben, so benutzt man diese Mängel und diese Misserfolge, um den Wert ihres Zeugnisses abzuschwächen.

Wäre der Unterricht ein freies Gewerbe, so würde er sich je nach Bedürfnis oder Mode ändern. Wenn der Gedanke an das Nützliche bei Abfassung der Lehrpläne vorwöge, so würden sich dieselben recht oft ändern, denn die Bedürfnisse einer Generation sind andere wie die der vorhergehenden. Die wirtschaftliche Umwälzung, die wir durchmachen, ist ebenso folgenreich, wie die politische Umwälzung am Ende des 18. Jahrhunderts, und der Dampf wirkt ebenso umgestaltend auf die Welt wie die Prinzipien von 1789. Beschäftigten wir uns vorwiegend mit dem, was nützlich ist, so müsste es seltsam zugehen, wenn ein so rascher Aufschwung von Industrie und Handel keine Veränderung in unserm Erziehungssystem herbeiführte. Aber uns beherrscht die Idee des Schönen, und das Schöne ist den Schwankungen

nur wenig ausgesetzt. Man gefällt sich darin, von ihm zu sagen, es sei ewig, und wahr ist es, dass Homer nicht veraltet und Phidias nicht aus der Mode kommt. Aber die Bewunderung der unvergänglichen Meisterwerke hindert nicht, uns zu fragen, ob die Bewunderung Prinzip und Ziel des öffentlichen Unterrichts sein soll, und ob die jetzt befolgten Methoden die Mehrzahl unserer Schüler zu diesem Ziele hinführen.

Den Konservativen fehlt es ohne Zweifel nicht an Gründen, um darzuthun, dass die Pflege des Schönen sehr nützlich ist. Man würde der Studien, die angeblich nichts einbringen, bald überdrüssig werden, wenn man sich nicht schmeichelte, beweisen zu können, dass sie nicht so unergiebig sind, wie es den Anschein hat. Die Verfechter der Tradition scheuen sich vor keinem Widerspruch. Bald bemühen sie sich den Beweis zu liefern, dass die klassische Erziehung edel ist, weil sie nicht nützlich ist, bald dass sie nützlich ist, weil sie edel ist. Ihre Beweisführung wechselt, je nachdem sie die Vortrefflichkeit ihres Systems für Müssiggänger oder für arbeitsame Leute darthun wollen, je nachdem sie die Kenntniss der alten Wissenschaften als einen Schmuck des Geistes oder als ein gemeinnütziges Werkzeug hinstellen wollen. Es ist nun einmal das Geschick der dauerhaftesten Einrichtungen, dass sie auf beweglicher Grundlage beruhen; ihr Da-

sein wird von einem Zeitalter zum andern durch neue Gründe gerechtfertigt, und um zu vermeiden, sie zu verjüngen, verjüngt man ihre Namen. Die Verteidiger des Christentums aus dem 19. Jahrhundert würden ihre Vorgänger aus der Zeit der Cäsaren zum Lachen oder möglicherweise zum Weinen bringen. Die Vorgänger im Unterrichtswesen würden mindestens erstaunt sein, könnten sie die Reden lesen, mit denen man ihr Vermächtnis verteidigt. Nichts ist star-
rer als das Herkommen, aber nichts ist dehn-
barer als die Logik des Herkommens.

Unser wissenschaftliches Erziehungssystem stammt nicht aus dem Mittelalter, sondern aus der Zeit der Renaissance. Im Mittelalter wusste man nichts vom Griechischen; man sprach und schrieb Latein, was man schlecht kannte. Es war, wenigstens für die Geistlichen, noch eine lebende Sprache und daher sehr verderbt. Was die jungen Edelleute betrifft, so erzog man sie für Krieg und Rittertum, man entwickelte in ihnen mehr die Kraft und den Mut als den Geist. Die Schule der zukünftigen Grossen war der Hof des Lehnsherrn oder das Schloss eines grossen und berühmten Ritters. Die Pagen waren nicht dazu verurteilt, die Zucht der Theologen über sich ergehen zu lassen; man glaubte nicht, dass ein Soldat ebenso ausgebildet werden müsste, wie ein Mönch oder ein Rechtsgelehrter. Man war in diesen Zeiten der Unwissenheit noch

der Ansicht, dass die beste Art, sich für einen Beruf vorzubilden, nicht darin besteht, einen andern Beruf zu erlernen. Der Adel verfiel deshalb durchaus nicht der Pflege roher Sinnlichkeit, er hatte auch sein Ideal, seine Poesie und seine Helden. Aber das waren ein ritterliches Ideal, eine kriegerische oder zarte Poesie, epische Helden. Das Rolandslied und die Romane von der Tafelrunde lehrten besser als die Reden Ciceros grosse Thaten zu vollbringen, die Ehre höher zu stellen als das Leben und für seinen Gott, seine Geliebte oder seinen Eid zu sterben. Ohne Zweifel bildeten sich auch die Handwerker in der Werkstatt, die Kaufleute auf dem Kontor, wie die Gelehrten in der Schule heran; nicht auf geistige Entwicklung war man dabei bedacht, sondern auf eine gute Lehrzeit.

Das Mittelalter hat seine Zeit der Grösse wie des Verfalls gehabt. Wenn man von den Leibeigenen absieht, die ausserhalb der feudalen Gesellschaft standen, und die augenscheinlich unter keinem härteren Joche seufzten als die Sklaven des Altertums, so lässt sich sagen, dass im 13. Jahrhundert im Abendlande mehr Freiheit herrschte als drei- oder vierhundert Jahre später. Der Triumph des Königtums und die Einrichtung des Despotismus in Frankreich und in Spanien sind teilweise auf die Mitwirkung der Rechtsgelehrten, der Erneuerer und Kämpen des römischen Rechts zurückzuführen.

Man darf den Einfluss der Rechtsgelehrten, dieser Vorläufer einer neuen römischen Eroberung, als verhängnisvoll bezeichnen. Die Gemeinden Flanderns, die Rhein- und Hansastädte und die Republiken Italiens haben eine eigenartige und glänzende Zivilisation lange vor der Renaissance besessen; es scheint keineswegs so, als ob die Völker freier, reicher oder glücklicher geworden seien in dem Masse, wie die Grammatokraten sich der Jugend bemächtigten. Selbst der Fortschritt der Künste in Flandern und in Italien ging dem Eindringen griechischer und lateinischer Wissenschaft voraus. Es ist nicht erwiesen, dass die geistvollen Maler der Gelehrsamkeit etwas verdanken. Florenz brachte eine Menge von Meisterwerken hervor, ehe Lorenzo von Medici die Wiederbelebung platonischer Philosophie leitete; Giotto hat nicht auf Polizian gewartet. *)

Im 16. Jahrhundert wurde der klassische Unterricht so organisiert, wie wir ihn noch heute haben, mit Latein als Grundlage höherer Erziehung. Nichts war zu dieser Zeit berechtigter. Die Menschen waren von dem neu offenbarten Glanze geblendet. Der Wissensdrang bemächtigte sich aller derer, die danach strebten, in der Gesellschaft eine achtbare Stellung einzunehmen,

*) Giotto, Florentiner Maler † 1334. Angelo Poliziano, Professor der griechischen und lateinischen Litteratur in Florenz † 1449. D. Ü.

der Edelleute wie der Gelehrten, der Höflinge wie der Rechtskundigen. Dieser Durst aber konnte nur aus einer einzigen Quelle gestillt werden. Aber lassen wir einen Meister reden, hören wir Macaulay:

„Zur Zeit Heinrich's VIII. und Eduard's VI. konnte jemand, der weder Griechisch noch Lateinisch zu lesen verstand, nichts oder doch fast nichts lesen. Italienisch war die einzige neuere Sprache, welche etwas besass, was man allenfalls eine Litteratur nennen konnte. Alle Bücher von Wert, die es damals in den in Europa heimischen Mundarten gab, würden kaum ein einziges Regal ausgefüllt haben. England besass noch keine Stücke Shakespeare's und keine Elfenkönigin, Frankreich noch keine Abhandlungen von Montaigne, Spanien noch keinen Don Quichote. Wieviel englische und französische Bücher würden wir wohl beim Durchmustern einer gut ausgestatteten Bibliothek finden, die schon erschienen waren, als Johanna Gray und die Königin Elisabeth ihre Erziehung erhielten. Chaucer, Gower, Froissart, Commynes und Rabelais machen fast den ganzen Bestand aus. Es war demnach durchaus notwendig, dass eine Frau entweder keine Erziehung besass oder eine klassische bekam. Um die Wahrheit zu sagen, man konnte sich ohne die Kenntnis einer alten Sprache keinen klaren Begriff von dem machen, was sich in der politischen,

litterarischen und religiösen Welt zutrug. Im 16. Jahrhundert war das Latein, was das Französische im 18. war und noch etwas mehr. Es war sowohl Sprache der Höfe als auch der Schulen. Es war die Sprache der Diplomatie, es war die Sprache der theologischen und politischen Streitigkeiten, und da es feststand, während die lebenden Sprachen sich in schwankendem Zustande befanden, da es unter gelehrten und gebildeten Menschen allgemein bekannt war, wurde es beinahe von allen Schriftstellern angewandt, die nach weit verbreitetem und dauerndem Ruhme strebten. Wer es nicht kannte, war von jeder näheren Berührung, nicht nur mit Cicero und Virgil, nicht nur mit den schwerfälligen Abhandlungen über kanonisches Recht und scholastische Theologie, ausgeschlossen, sondern auch von allem Interessanten in Denkwürdigkeiten, staatlichen Abhandlungen und Flugschriften seiner Zeit, von den bewundertsten Dichtungen und volkstümlichsten Satiren, die über die jeweiligen Tagesereignisse erschienen, von den lobsingenden Versen eines Buchanan,*) von den Dialogen eines Erasmus, von den Episteln eines Hutten.“

In Frankreich waren mehr als anderswo die damaligen Schriftsteller, auch wenn sie sich ihrer Muttersprache bedienten, derartig von Griechisch

*) George Buchanan, Dichter und Historiker, Lehrer Montaigne's und später Jakob's VI. (I.) von Schottland, † 1582. Der Übers.

und Lateinisch durchtränkt, dass ihr Verständnis ohne Kenntniss der alten Sprachen überaus schwierig war. Die nationale Litteratur vergass ihren Ursprung, sass auf der Schulbank und trieb Gymnasialstudien. Villon und Marot sind echt französisch; ihr Wortschatz hat veralten können, er war aber nie ein fremder; der Ronsard's war zuerst unverständlich für einen, der nicht Homer und Virgil im Urtext lesen konnte. Unsere Poesie verfiel auf's Nachahmen, schrieb lieber ab, als dass sie eigene Werke schuf. Ihr Zweck war nicht auszumalen und aufs Gemüt zu wirken, sondern die Alten zu reproduzieren. Man fragt sich bisweilen, ob nicht der Wildling ohne solch gewaltsames Aufpfropfen schönere und mannigfaltigere Früchte hervorgebracht haben würde; selbständigere aber ganz gewiss. Die Römer haben Gallien zweimal erobert; durch Cäsar haben sie uns ihre Gesetze und ihre Sprache aufgenötigt; im sechzehnten Jahrhundert ihren Geschmack. Wir kämpften etwas ungeschickt, jedoch frisch und tapfer, gegen die Armut, als uns plötzlich eine grosse Erbschaft samt Überlieferungen, Verpflichtungen, Fesseln und wer weiss was für einem erborgten Scheine zufiel. Der göttliche Montaigne stellte mit seinen beständigen Zitaten unaufhörlich frische Blumen zu den verwelkten. Man sollte meinen, er bitte die Superklugen um Verzeihung, dass er aus sich selbst heraus so gut zu denken verstehe. Hüten wir

uns jedoch, Montaigne übles nachzureden. Wir würden vielleicht in die spanische Frömmerei und geistige Knechtschaft verfallen sein, wenn wir nicht rechtzeitig einen so aufgeklärten Geist unter unseren Klassikern gehabt hätten. Rabelais und ihm ist es zu verdanken, dass der französische Geist obenauf schwamm, sie haben verhindert, dass er im theologischen Sumpfe des 17. Jahrhunderts ertrank. Ohne Pantagruel und die Essais wäre der Tartuffe in einem katholischen Lande niemals aufgeführt, ja nicht einmal geschrieben oder erdacht worden. Kehren wir jedoch zu unseren Kindern zurück.

Das sechzehnte Jahrhundert stürzte sich mit wunderbarem Ungestüm und nicht ohne Verwirrung auf das Studium des Altertums. Damit das Latein die unabänderliche Grundlage jeder besseren Erziehung würde, musste diese Sitte von einer eifrigen und innig mit seinen Regeln verwachsenen Körperschaft fest begründet werden. Das frühere Unterrichtswesen war vorwiegend eine Schule für Gelehrte; die Jesuiten waren es, welche bei uns den höheren Schulunterricht begründet und eingerichtet haben, weil sie die Kinder des Adels und der Bürger in ihre Schulen zogen. Das war verdienstvoll. Sie erfanden schon früh sowohl die feine Erziehung als auch die laxen Frömmerei. Ihr erstes Auftreten aber war ein wirklicher Fortschritt; sogar ihre Feinde huldigten ihnen; Baco, der weder Papist

noch übergrosser Bewunderer der Vergangenheit war, erklärt, dass man nichts besseres habe thun können, als ihnen nachzueifern. Sie besaßen Gefühl für das Schöne, für klassische, regelmässige, überlieferte Schönheit. Sie gingen nicht darauf aus, Gelehrte, Neuerer und Erfinder heranzubilden, sondern den Geist zu pflegen, zu zieren und zu glätten, und das gelang ihnen. Sie handhabten den Grundsatz vortrefflich, dass man vor allem Menschen heranbilden muss, natürlich Menschen nach ihrem Sinn. Ihre Nebenbuhler und Verlästerer machten nicht mehr Anspruch darauf, zur Freiheit des Denkens anzuregen als sie. Wenn auch die Jansenisten, die im übrigen ausgezeichnete Lehrer waren, mehr Gewicht auf die Logik legten, während die Jesuiten sich mehr mit der Rhetorik befassten, so glänzt doch die Logik von Port-Royal nicht durch kühne Gedanken; die Philosophie des grossen Arnauld ist nicht weniger als die des heiligen Thomas Dienerin der Theologie. Racine, ein Schüler von Port-Royal, ist ganz gewiss kein freier Geist als Molière, der Jesuitenzögling; freilich hat Molière die Fesseln abzuschütteln verstanden.

Der grosse Fehler der Jesuiten ist der Hass gegen Neuerungen; ihr Hauptvergehen besteht darin, eine Tradition begründet zu haben. Anfangs förderten sie die geistige Ausbildung, später widersetzten sie sich jeder weiteren Förderung. Unter ihrer Herrschaft that man einen

Schritt vorwärts und blieb dann plötzlich stehen. Die Welt rings umher schritt fort, während sie regungslos verharrten. Sie lehrten unter Ludwig XV. genau wie unter Ludwig XIII; sie bemühen sich noch heute die Jugend in dem alten Geleise zu erhalten. Im Grunde genommen ist mancher Liberale unserer Tage ihrer Meinung. Wenn es wahr ist, dass das Studium des Altertums die ewige Grundlage der Erziehung sein muss, so gehen die herbsten Kritiken nur darauf aus, ihre Methode zu vervollkommen. Die Beseitigung des lateinischen Verses, die Beschränkung der Stellung des Exerzitiums oder Aufsatzes, der Ersatz der ästhetischen Erklärung durch den philologischen Kommentar, alles das sind Einzelheiten. Wie mir scheint, ist die Hauptsache, dass man die Neueren bei den Alten in die Schule schickt, und alle Franzosen erzieht, als ob sie Gelehrte oder Rechtskundige werden sollten. Hartnäckig fährt man fort, unter einem gebildeten Manne den Ehrenmann des 17. Jahrhunderts zu begreifen, der gut denkt und redet, dessen Geist mit schönen Kenntnissen ausgestattet ist, der ein Buch oder ein Gemälde zu würdigen und zu beurteilen weiss, der je nach Bedürfnis Prosa und Verse macht, halb Advokat, halb Schriftsteller ist.

Nichts war unter dem ehemaligen Regime natürlicher. Was hatten die Jesuiten heranzubilden? Einmal Jesuiten, sodann Höfflinge und

Rechtsgelehrte. Der Adel hat in damaliger Zeit nur nötig gefällig aufzutreten und sich zu schlagen. Der bessere Bürgerstand besteht nicht aus Landwirten, Kaufleuten oder Industriellen; er setzt sich aus Gerichtsbeamten und reichen Leuten zusammen, die ihre Kinder der Beamtenlaufbahn zuführen. Was ist der dritte Stand vor der Revolution? Es ist der Richterstand, zu dem in den letzten Zeiten noch einige Herren von der Feder treten. Was man die Stadt nennt, im Gegensatz zum Hofe, ist das Parlament und alles, was sich zum Parlamente hält. Wer denkt daran, Latein zu lernen, um den Acker zu bestellen oder Zeug abzumessen? Hat Monsieur Jourdain die Schule durchgemacht? Wer das Gymnasium besuchte, sollte später den Degen tragen, eine Pfründe erbetteln oder ein Amt erkaufen. In der französischen Gesellschaft, wie sie unsere Könige geschaffen haben, ist kein Platz für produktive Arbeit. Wer nicht Edelmann, Priester, Richter, Advokat oder Beamter ist, zählt nicht mit. Dürfen wir die Geldleute davon ausnehmen? Sie sind in niedrigen Verhältnissen, ehe sie an den Hof gelangen, sie steigen langsam empor, wenn sie bescheiden sind, dagegen mit einem Schlage, wenn sie Glück haben. So ist Turcaret Lakai gewesen; wäre er unterwegs nicht gestrauchelt, so hätte er seinem Sohne ein Marquisat gekauft.

Somit ist die von den Jesuiten oder ihren

Nebenbuhlern und Nachahmern im siebzehnten Jahrhundert erteilte Erziehung eine nützliche und praktische, wir dürfen, um uns eines modernen Ausdrucks zu bedienen, sagen eine berufsmässige. Der Höfling, durch den Umgang mit den klassischen Meisterwerken verfeinert, wird vor allem ein Mann des Geschmacks sein, und der niedere Adel wird sich den Hof zum Beispiel nehmen. Der Geistliche lebt vom Latein. Da sich das französische Recht noch nicht aus dem römischen herausgewunden hat, verbringen Richter, Advokaten und Sachwalter ihr Dasein hinter Cicero und Papinian. Beinahe hätten wir die Ärzte vergessen; aber sie sprachen kein französisch. Vielleicht würden die braven Patres, wenn sie das Bedürfniss empfunden hätten, sich Banquiers, Kaufleute und Landwirte heranzuziehen, im Bankfach, in der Kaufmannschaft und Landwirtschaft Unterricht erteilt haben. Aber sie konnten nicht daran denken; sie hatten nur die leitenden Klassen im Auge.

Die Philosophen des 17. Jahrhunderts, die sich mit so vielen Dingen befasst haben, mussten sich auch mit der Erziehung beschäftigen und sie verabsäumen dieses nicht. Diderot und Chateaus griffen die klassische Tradition lebhaft an. Rousseau verfasste den „Emile“. Aber was vermochten Schriftsteller mit noch so viel Geist gegen die Allmacht hergebrachter Gewohnheit? Sie bildeten die öffentliche Meinung,

aber die öffentliche Meinung herrschte noch nicht. Es bestand damals eine völlige Trennung zwischen Theorie und Praxis, zwischen Regierung und modernen Ideen. „Das Jahrhundert Ludwig's XIV.“, so drückt sich Compayré sehr gut aus, „ist im allgemeinen ein Jahrhundert der Zufriedenheit, das Jahrhundert Voltaire's ein Jahrhundert der Verstimmung.“ Diese Missgestimmten waren machtlos. Nachdem die Jesuiten beseitigt waren, übernahm unser Unterrichtswesen ihren Nachlass. Was für eine Änderung war demnach eingetreten?

Die Revolution zerstörte alles und baute nichts wieder auf, ausgenommen Luftschlösser. In betreff des Elementarunterrichts bestimmte sie das Ziel, denn die Gelehrten der Revolution zeichneten sich dadurch aus, dass sie einfache Ideen zum Ausdruck brachten und uniforme Pläne entwarfen. Nun ist nichts einfacher, als den Zwang anzuordnen; nichts ist einfacher, als der naturgemässe Lehrplan der Elementarschulen. Was den höheren Schulunterricht angeht, so führte das Gesetz vom 3. Brumaire des Jahres 4, welches die Kreisschulen schuf, nur zu einem höchst mässigen Ergebnis. Die alten Sprachen werden beibehalten, erhalten aber eine lächerlich schlechte Stellung. Das Studium der neueren Sprachen war fakultativ, thatsächlich gab sich keiner damit ab. Die Geographie wird nicht einmal erwähnt, wogegen

die Naturwissenschaften mit einem Male eine hervorragende Wichtigkeit erlangten. Die Metaphysik erhält unter dem Namen Universalgrammatik einen Lehrstuhl für sich allein, wie Griechisch und Latein zusammen. Aber warum Worte über eine Einrichtung verlieren, die nicht gelebt hat und auch nicht leben konnte? Wie die frühere Unterrichtsordnung, wie die Gesellschaft Jesu, so will auch die Revolution alle Geister in ein und dieselbe Form zwängen. Sie hat keine Ahnung von der Verschiedenartigkeit der Bedürfnisse und Berufsarten. Sie will den aufgeklärten Bürger heranziehen, wie man früher den rechtschaffenen Menschen, den Christen und getreuen Unterthan, aufzog. Sie fragt nicht danach, was die Familien verlangen, was die Lage des Landes erfordert, oder was die einmal vorhandenen Lehrer auszuführen vermögen, sie legt sich einfach die abstrakte Frage vor: „Wie soll man die Jugend erziehen?“ Die Männer dieser Zeit zeichnen Ideen wie Geometer vor und betrachten die Schüler wie völlig gleiche oder ähnliche Einheiten. Sie wissen nicht, dass sich kein Ideal im Handumdrehen verwirklichen kann, dass staatliche Einrichtungen organischer Natur und keine Maschinen sind, dass eine Verschiedenheit zwischen dem, was auf dem Papiere steht, und der Wirklichkeit vorhanden ist, dass es leichter ist, durch Gesetze und Verordnungen zu zerstören als aufzubauen.

Weil für die gesamte Unterrichtsverfassung kein Ersatz geschaffen war, wurde sie von Napoleon wiederhergestellt. Dieser mehr wunderbare als grosse Mann, der einen Herrschergeist mit einer seltenen Beschränktheit verband, dessen Thätigkeit ist, von Grund aus zu zerstören, konnte nicht umhin, hier wie anderswo die Traditionen des früheren Regime's, soweit sie Nachtheiliges an sich hatten, wieder aufzugreifen. Er erlaubte weder Abwechselung noch Freiheit. Er machte aus den Lyceen und Gymnasien eine Art von Kloster, worin die Trommel an Stelle der Glocke trat. Zur Grundlage des Unterrichts machte er Latein und Mathematik; Latein, weil es hergebrachte Gewohnheit war; Mathematik, weil er Artillerieoffizier war. Die moderne Welt war diesem Schüler des Altertums unbekannt. Da er sich selbst überall in Betracht zog, verlangte er von den Erziehern der Jugend nichts, als dass sie ihm für Soldaten sorgten, mit denen er seine Schlachten gewinnen konnte, für Beamte, die seinen Willen ausführten und für einige Schriftsteller und Künstler, die seinen Ruhm verherrlichten. Die übrigen waren in seinen Augen nur ein beherrschter, steuerpflichtiger, und unterthäniger Pöbelhaufen, eine Herde gut zum Weiden und Scheeren. Ludwig XIV. war nicht unumschränkter, auch nicht selbstsüchtiger und unfähiger, die Zukunft zu beurteilen. Aber Ludwig XIV. gehörte seiner Zeit an: Napoleon

war ein Cäsar, der um siebzehn Jahrhunderte von seiner Generation abgeirrt war, der grosse Stein des Antosses für die Zivilisation, ein harter Block, den der Hohn des Schicksals dem Gang der Weltgeschichte unversehens in den Weg wirft, und den sechzig Jahre kaum zu erschüttern vermocht haben. Und jeder Fortschritt besteht darin, einen Schlag mit der Spitzhacke gegen diesen unheilvollen Block zu führen.

IV. Kapitel.

Die wirtschaftliche Entwicklung.

Die grossen Umwälzungen gehören keinem bestimmten Zeitraume an. Während die Nationen ihre Gesetze machen und abschaffen, ihre Regierungen einsetzen und stürzen, gestalten sich die gesellschaftlichen Zustände in der Stille um. Die neuen Ideen, die Anschauungen, welche eindringen, die Entdeckungen auf dem Gebiete der Wissenschaft und Industrie wirken umgestaltend auf die Sitten der Völker ein. Die Beziehungen der Menschen unter einander, die unserem Geschlecht zugewiesene Wohlfahrt

insgesamt bringen die Verteilung in Unordnung. Genau so legt das Wasser Berge bloss, füllt Thäler aus, lagert Deltas ab, während andere geologische Kräfte Erdteile heben oder senken. Ebenso bauen die Polypen Inseln, spülen die Wogen Küsten weg und verschieben die Dünen die Ufer. Das Luftatom der Wassertropfen, das Sandkorn und das unsichtbare Aufgusstierchen verrichten mehr Arbeit als die Vulkane und Erdbeben. Ohne Zweifel giebt es grosse Männer, welche einen wirklichen Einfluss auf den Gang der menschlichen Verhältnisse ausüben. Es giebt Eroberer, welche den Fortschritt hemmen, vielleicht giebt es auch solche, die ihn beschleunigen. Die Gelehrten, Erfinder und Entdecker unbekannter Länder machen es bisweilen möglich, mit besonderer Schnelligkeit vorwärts zu kommen. Obgleich ihr Entdeckungen meist durch die allgemeine Geistesrichtung und die Anstrengungen zahlreicher mehr oder minder unbedeutender Forscher vorbereitet sind, bringen Genius und Zufall einen plötzlichen Aufschwung hervor. Aber der Genius selbst fördert oder offenbart nur die Umwälzungen, welche sich im Schosse der Gesellschaft vollziehen, und welche fast immer unwiderstehlich und von Dauer sind, trotz politischer Katastrophen und Reaktionen.

Seit einem Jahrhundert befinden wir uns in einer tiefer gehenden und allgemeineren Umge-

staltung, als sie die politischen Änderungen herbeigeführt haben, zu denen die französische Revolution den Anstoss gegeben hat. Seit einem Jahrhundert treten die Völker in nähere Beziehungen zu einander und der Reichtum wird unbeständiger. Wir brauchen uns nicht zu fürchten, einige Augenblicke hierbei stehen zu bleiben. Wir befinden uns mitten in unserem Gegenstande.

Das neunzehnte Jahrhundert vollendet das Werk, welches das siebzehnte begonnen hatte, nämlich die Eroberung der Welt durch die Europäer. Im Jahre 1789 war das angelsächsische Nordamerika mittelmässig bevölkert, erstreckte sich nicht weit von den Küsten des atlantischen Ozeans weg; das romanische Amerika war eine klösterlich abgesperrte Niederlassung. Afrika war zum grössten Teile unbekannt und ausserdem feindselig. Von Asien war nur Indien, was die Engländer mehr erobert als organisiert hatten, und Sibirien, die eisige Wüste, eröffnet. China und Japan verharrten in Abgeschlossenheit; Australien war unbewohnt. Heutzutage giebt es sehr wenige Punkte auf der Erdkugel, bis zu denen keine Waren und Ideen des Abendlandes dringen; die rivalisierenden Nationen, welche die Zivilisation vertreten, stürzen sich mit hastigem Wetteifer auf alle Gegenden, wo es noch etwas zu beherrschen oder zu erforschen giebt. Amerika ist ein zweites, jüngerer und grossartigeres Europa. Afrika ist nach allen

Richtungen von Wegen durchschnitten, auf denen die Reisenden entweder den Kaufleuten voraneilen oder die Kaufleute den Soldaten und Kolonisten voraufgehen. Am Kap, sowie in Australien und Kanada sieht man ganz neue Völkerbündnisse entstehen. Das grosse ostasiatische Reich hat seine Thore geöffnet, oder vielmehr erbrechen lassen; Japan hat sich plötzlich angeschlossen. So wie dem Alexander des Altertums erscheint uns, und zwar mit weit grösserem Rechte, die Welt zu klein.

Die Auswanderer früherer Zeiten waren vorwiegend Abenteurer, Eroberer und Goldgräber, oder aus der Gesellschaft gestossene Verbrecher und Geächtete, die in einem neuen Vaterlande Vergessenheit für ihr vergangenes Leben und Entschädigung für die Härten des Schicksals suchten. Um Europa zu verlassen, bedurfte es eines eisernen Herzens oder triftiger Gründe zum Fliehen. Man hatte die Gefahren einer langen Überfahrt, die Wilden, das Fieber und den Hunger in der Wüste oder in den Urwäldern zu befürchten. Die Pioniere waren Helden oder Verzweifelte. Jetzt reist man zu den Gegenfüsslern, wie wenn man seinen Wohnbezirk wechselt. Man lässt sich weniger durch den Reiz des Geheimnisvollen und den Traum eines Schlaraffenlandes verführen, aber man weiss, dass man in eine bereits blühende, von Anbeginn an mächtige Gesellschaft kommt; dass man billiges Land oder gut be-

zahlte Arbeit finden wird. In unserer Zeit werden die Auswanderer durch Agenturen ermuntert, durch eine geregelte Verwaltung angeleitet und durch die Presse sowie durch Briefe früher Ausgewanderter aufgeklärt. Das Abenteuer ist nichts weiter als ein vielfach sehr verständiges und kluges Beginnen, dessen Vorbedingungen und Aussichten im voraus bekannt sind und berechnet werden können. Ein Irländer, der nach Australien, ein Sachse, der nach Amerika reist, sind vielleicht weniger wagehalsig als der Provenzale, welcher nach Paris fährt; sie wissen besser was sie thun, und wie sie es anzufangen haben, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

Wenn die Auswanderung demnach leichter geworden ist, so ist sie auch notwendiger geworden. Die Bevölkerung mehrt sich fast in ganz Europa mit erschreckender Geschwindigkeit. Frankreich allein macht leider eine Ausnahme. Die britannischen Inseln, Deutschland, Italien, Belgien und die Schweiz sind übervölkert; die Russen füllen ihr ausgedehntes Reich an und ergiessen sich über Asien. Die Menschheit fühlt sich nicht mehr durch Erziehung, Gewohnheit oder Gesetze an die Scholle oder den Beruf gebunden; die Umwälzungen in der Industrie zwingen sie, anderswo die Arbeit zu suchen, an der hier Mangel und dort Überfluss ist. Die Ärmeren lassen es nicht mehr bei dem väterlichen Beruf bewenden, sie lassen

Elend, Qual, hartes Brod, eisige Kälte, Bedrückungen von Gewalthabern, Steuerdruck, Beschränktheit des heimischen Horizonts und Verharren in niedriger Stellung nicht mehr über sich ergehen, gleichsam als ob die Vorsehung es so beschlossen hätte. Täglich wird diese neue Völkerwanderung lebendiger und allgemeiner. Die ansässigsten Nationen geraten in Bewegung. Nach den Irländern setzen sich die Deutschen, dann die Skandinavier und Italiener in Bewegung. Die Franzosen selbst werden sich vielleicht auch noch von der Gewohnheit, hinter dem Ofen zu hocken, lossagen. Der gewaltige Einfall der Hunnen setzte weniger Leute von einer Stelle an die andere.

Die Waren sind noch weit beweglicher als die Menschen. Seit der Erfindung der Dampfschiffahrt und Eisenbahn vermindern sich die Transportsätze unaufhörlich. Die schwersten und unbeholfensten Produkte werden jetzt auf weite Entfernungen befördert. Unsere Väter pflegten in Indien Gewürze zu kaufen; wir kaufen dort Getreide. Die Wolle kommt aus Australien; die Hülsenfrüchte, die Baumwolle und das Petroleum kommen aus Amerika; die Steinkohlen Grossbritanniens werden in alle Welt versandt. Wir düngen unsere Länder mit dem Guano Peru's; wir bauen unsere Häuser mit Holz aus dem Norden; Schweden liefert uns Eisen, England Maschinen. Der durch die grossen

Häfen beförderte Tonnengehalt hat sich verzehnfacht. Ein kleiner Fortschritt im Bau der Schiffe, einer Eisenbahn oder eines neuen Kanals genügt, um eine Strömung, welche die alten Handelsbeziehungen umstösst, herbeizuführen, um den Preis einer Ware zu erniedrigen, um die Industrie gewisser Gegenden zu vernichten, während Chemie und Maschinenkunde unaufhörlich neue Fabrikationsweisen erfinden, die viele Produkte, welche früher den Reichen vorbehalten blieben, allen zugänglich machen.

Zwei Sckranken schützten jedes Land gegen derartige Ueberfälle: die Entfernung und der Zoll. Die Entfernung ist überwunden; der Zoll nimmt ab, trotz einer Gegenströmung, die vorübergehend sein wird, weil sie eine Rückkehr zur Barbarei ist. Die Bedürfnisse und Annehmlichkeiten des Lebens sind der Masse der Menschen zwar weit zugänglicher, aber die Konkurrenz bedroht auch alles, sogar den Ackerbau. Da die Welt hinfort nur noch ein allen Völkern offen stehender Markt ist, kämpfen diejenigen, denen Ländereien oder Bergwerke, oder Kapitalien oder Eifer und Verständnis für den Fortschritt fehlen, mit Mühe gegen ihre Nebenbuhler und laufen Gefahr, inmitten allgemeiner Bereicherung zu verarmen. Eine geordnete, sparsame freisinnige oder mässigen Druck ausübende Regierung genügte in früherer Zeit zum Wohlergehen eines Staates; heutzutage bedarf es ganz

anderer Bedingungen. Bis in unser Jahrhundert war der Friede ganz gewiss wohlthätig und Segen spendend; die grosse Masse des Volkes hatte nur Tyrannen, feindliche Einfälle und Hungersnot zu befürchten. Wenn der Fürst rechtschaffen, die Kriege selten oder glücklich waren, wenn der Himmel milde war, sah man Ackerbau, Handel, Industrie und Künste emporblühen. Zweifellos giebt es jetzt weniger Tyrannen; die Kriege sind kürzer und geben weniger Veranlassung zu Plünderungen; die Hungersnot ist leicht zu vermeiden. Aber nur durch unermüdliche und erfinderische Thätigkeit können wir Gefahren umgehen, von denen unsere Väter keine Vorstellung hatten, und die sie nicht einmal kannten.

Adam Smith hat die Beobachtung gemacht, dass die Teilung der Arbeit mit der Ausdehnung des Verkehrs im Verhältniss steht. Nun ist der Verkehr nicht mehr auf den Ort, die Provinz oder gar die Nation beschränkt: er ist universal. Daher der rasche Fortschritt in der Arbeitsteilung, und infolge dessen die schrecklichen Nachteile für diejenigen, welche sich den Rang ablaufen lassen. England hat uns gegenüber viele Vorteile; es besitzt mehr Kohlen, mehr Eisen, mehr Kapital, eine grössere Marine und angeeignete Fertigkeit; Deutschland besitzt die Steinkohle und billige Arbeitslöhne; die Amerikaner schlagen unsere Landwirtschaft durch ihr

ausgedehntes Ländergebiet aus dem Felde; Grund und Boden kosteten ihnen nichts; ihre Schuld ist weniger gross als unsere, und die jungen Leute werden bei ihnen nicht durch die allgemeine Wehrpflicht von friedlichen Beschäftigungen abgezogen. So ist der Kampf um's Dasein nicht nur unter den Einzelnen, sondern unter den Völkern heftiger entbrannt; er ist gleich gefährlich im Frieden wie im Kriege. Ich habe an anderer Stelle über die Verhältnisse des Kampfes mit den Waffen gesprochen, hier liegt mir ob, über die Verhältnisse des friedlichen Kampfes zu reden.

Sehen wir die Bürgerschaft als ein industrielles und kommerzielles Gemeinwesen an, das auf's Produzieren und Verkaufen angewiesen ist. Gewiss ist das nicht der einzige Gesichtspunct, den ein Staatsmann im Auge haben soll. Ein Volk ist etwas anderes, als ein Gemisch von Produzenten und Kaufleuten; aber unter allen Vergleichen, auf die man nach einander zurückgreifen muss, um die innere Beschaffenheit des wirtschaftlichen Staatskörpers zu ergründen, giebt es keinen richtigeren und ergiebigeren. Wir werden demnach die National-Ökonomen als die grössten Meister in der Staatswissenschaft anzusehen haben. Ein Rousseau und ein de Maistre sind Träumer, Verfechter der Vergangenheit, unfruchtbare und bedenkliche Phrasenhelden, die verworrene Ideen und schlimme Leidenschaften ins Leben gerufen

haben; ein Turgot, Adam Smith und Bastiat, sind Kämpen des Fortschritts. Die National-Ökonomen verteidigen die Freiheit nicht nur, weil sie eine herrliche Sache ist, sondern weil sie ein von der Natur verliehenes Recht, eine unerlässliche Bedingung für das Wohlergehen ist. Aufgeklärte Männer, welche der Gefühlsrichtung nachgeben, verfallen in seltsame Schwächen; sie sind als Fürsprecher des blossen Rechts der Gefahr ausgesetzt, bei ihren Erörterungen zuletzt zu tyrannischen Schlüssen zu gelangen. Es ist nicht erwiesen, dass die Beredsamkeit und die Philosophie der Sache der Freiheit mehr Dienste erwiesen als ihr Schaden zugefügt haben. Die Utilitarier, wenden wir nur dieses neue Wort einmal auf einen ganz modernen Gedanken an, sind die zuverlässigsten Verteidiger der Freiheit, weil ihre Überzeugung weder von der Erregung ihres Blutes noch von den Zufälligkeiten einer willkürlichen Schlussfolgerung abhängt, sondern von der scharfen Beobachtung der Thatsachen und Naturgesetze. Als Montesquieu den Satz schrieb: „Die Länder sind nicht durch ihre Fruchtbarkeit, sondern durch ihre Freiheit zur Kultur gekommen,“ that er mehr für die Befreiung des Menschengeschlechts als die mächtigsten Redner und die feurigsten Tribunen.

Somit sind die besten Gesetze, welche sich ein Volk geben kann, diejenigen, die es ihm ermöglichen, im Frieden wie im Kriege der

Konkurrenz am besten die Spitze zu bieten. Wie man es anzufangen hat, diese beiden verschiedenartigen Ziele mit einander zu verbinden und Macht und Reichtum zugleich zu erlangen, ohne das eine dem andern zu opfern, haben wir hier nicht zu untersuchen; dies Buch ist keine politische Abhandlung. Sprechen wir vom Reichtum; ziehen wir die Erfahrung derer zu Rate, deren Verdienst es ist, denselben zu beschaffen und zu erhalten. Ein geschickter Fabrikant und ein gewandter Kaufmann werden hierbei für den Gesetzgeber zuverlässigere Führer sein als die Theologen und Jesuiten; der heilige Thomas und Justinian sind bei dieser Erörterung gar nicht zu gebrauchen, wir werden besser thun, den gesunden Menschenverstand eines Webers oder Krämers zu befragen, als die Philosophie sämtlicher Gelehrten. Wir brauchen uns nicht in zahllose Einzelheiten einzulassen; es möge genügen, der Einsicht pracktischer Leute drei oder vier Grundsätze zu entnehmen, die zu unserer Aufklärung ausreichen werden. Nun werden uns die praktischen Leute einstimmig raten:

Soviel wie möglich die Unkosten der Produktion zu verringern;

Die Kräfte jedes Bürgers auf nützliche Arbeiten zu lenken, für die er am meisten beanlagt ist;

Alle Kapitalien, über die wir verfügen, am fruchtbringendsten anzulegen;

Unser Augenmerk unablässig auf unsere Nebenbuhler und den Stand des Welt-handels gerichtet zu haben.

Untersuchen wir, welches Licht diese Aphorismen volkstümlicher aber sicherer Einsicht auf die uns vorliegende Frage zu werfen vermögen.

V. Kapitel.

Das nationale Interesse.

Man ist heutzutage fast einstimmig der Ansicht, eine billige Regierung zu verlangen, aber diese Übereinstimmung ist nur in der Theorie vorhanden, und mehr als wir glauben, hängen wir noch an der Überlieferung eines ehemaligen Regimes. Als die Staatsmänner noch dem Fürsten und nicht dem Volke dienten, trachteten sie nur danach, die Einkünfte des Fürsten zu vermehren und das Wohlergehen des Volkes war in ihren Augen nur deshalb wünschenswert, weil es dieser Vermehrung zu statten kam. Man hielt Steuern für gerechtfertigt, wenn sie leicht aufzubringen waren. Unsere besten Könige scheuten sich vor dem Gedanken, ihre Unterthanen zu bedrücken, aber es sieht nicht so aus, als ob man vor der Revolution auf den Gedanken gekommen wäre, dass die Besserung

ihrer Grenze in den wirklichen Bedürfnissen des Staates und nicht in der Leistungsfähigkeit der Bürger zu finden hatte. Man wusste nicht, dass die letzteren, gleichviel wie reich sie sind, stets zu viel bezahlen, wenn ihre Abgaben nicht ausschliesslich im Interesse des Landes Verwendung finden. Selbst wenn die Steuern sichtlich zu hoch waren, verwendete der Herrscher immer einen ziemlich grossen Teil seiner Einkünfte dazu, sich den Luxus von Höflingen, Maitressen und Günstlingen zu gestatten, die den Glanz des Thrones erhöhten oder angeblich seine Festigkeit sicherten. Abgesehen von einigen kurzen und seltenen Perioden, in denen eine Erleichterung eintrat, bietet die finanzielle Geschichte der französischen Monarchie unablässig das Bild einer in Verlegenheit befindlichen Regierung welche die Nation bedrückt. Es kamen indessen zu allen Zeiten, ausser nützlichen Ausgaben, für die nur mit grosser Mühe gesorgt wurde, noch Verschwendungen vor, die uns albern und widerwärtig zugleich vorkommen würden, wenn wir nicht wüssten, dass der König ein Herrscher und nicht ein Geschäftsführer war. Während die Truppen Hunger litten, während den Inhabern von Staatspapieren ein Viertel oder die Hälfte abgezogen wurde, liess der französische Hof nicht nach, die Welt durch seinen Glanz zu blenden, und Gnadenbezeugungen regneten unablässig auf die Trabanten der

Sonne hernieder. Würde Ludwig XIV. wie der Direktor einer Aktiengesellschaft beurteilt, so entging er zweifellos keiner der Strafen, mit denen das Strafgesetzbuch die treulosen Geschäftsträger und gewissenlosen Verwaltungsbeamten bedroht. Aber ein solcher Gedanke lag allen Geistern sehr fern; wäre die Nation unter dem grossen Könige ebenso glücklich gewesen, wie sie elend war, so hätten es die strengsten Sittenrichter gut geheissen, dass er das Geld seiner Unterthanen zu den Fenstern von Versailles und Marly hinauswarf; die Vorwürfe begannen erst mit der Bedrückung.

Neben dem Fürsten bestand das Lehnswesen. Im Jahre 89 war nur noch wenig von politischer und militärischer Lehnsherrschaft übrig, aber die fiskalische Lehnsherrschaft bestand in vollem Umfange. Nicht nur dass der Adel nicht wie das Volk dazu beitrug, den Schatz zu füllen, trug er auf tausenderlei Weise dazu bei, ihn zu leeren. Die Geistlichkeit erhielt, abgesehen von ihren ungeheuren Liegenschaften, den Zehnten von den Früchten des Feldes und erhob schwere Abgaben für obligatorische gottesdienstliche Handlungen. Vielleicht noch ausspruchsvoller als die Geistlichkeit, verschlang die langsame, grausame und ungleiche Rechtspflege durch vielfaches Aussaugen das Vermögen der Bürger. Dies war eine neue Lehnsherrschaft, denn die Ämter waren erblich und

verkäuflich und die Pfründen aller dieser in ihre Robe gekleideten Advokaten wurden nicht nach ihren Dienstleistungen, sondern nach dem Preise bemessen, welchen sie für ihr Vorrecht bezahlt hatten. Frankreich war wohl eine grosse Aktiengesellschaft, aber die arbeitenden Klassen, vom niedrigen Arbeiter bis zum reichen Fabrikanten, waren nur ein Rohstoff, ein schlecht gepflegtes und gehörig geschorenes Schäflein; die Aktionäre waren die Beamten und Soldaten, die sich alles dasjenige teilten, was der unverantwortliche Geschäftsführer nicht verschlungen hatte. Die Revolution musste natürlicherweise all das ändern. Es giebt ohne Zweifel keinen König mehr, keine prachtliebende Geistlichkeit, keinen Adel, welcher eine gesetzmässige Kaste und einen Stand im Staate bildet, aber die Kosten für die Verwaltung und Rechtspflege werden noch weit mehr durch die Bedürfnisse, oder, wie man kühnlich gesagt hat, durch die Anrechte der Beamten und Diener, als durch das öffentliche Interesse oder den Wert der Dienstleistungen bestimmt. Die allmächtige Tradition, die Gemeinschaft der Beamten, welche die Regierung bilden, mitsamt den Stellenjägern, welche die Gesetze geben und die Abrechnung besorgen, halten die allgemeinen Ausgaben für das Gemeinwesen auf unerhörter Höhe. Die Steuern sind erdrückend; Ackerbau und Gewerbefleiss seufzen unter einer Last, die über

ihre Kräfte geht und sie einer zunehmenden Verminderung ihrer Leistungsfähigkeit gegenüber der ausländischen Konkurrenz entgegenführt. So kommt man dazu, sogar in dem Fortschritt der Zivilisation eine wahre Plage zu erblicken, die Eisenbahnen, Kanäle und Häfen zu verwünschen, in den Zollschränken ein Heilmittel zu suchen gegen die Leichtigkeit der Verkehrsmittel, die Billigkeit der Frachten und die Erfindungen, welche Menschen und Produkte einander nähern.

Ich kann mich hier nicht in Einzelheiten über mögliche Erleichterungen und erstrebenswerte Änderungen einlassen, aber die Sache, für welche ich kämpfe, würde halb gewonnen sein, wenn man sich von der Notwendigkeit einer Erleichterung der nationalen Arbeit überzeuge. Man Sorge für Gesetzgeber, die bei der Verwaltung des Landes die Grundsätze der Klugheit und Redlichkeit zur Anwendung bringen wollen, welche ein ernster und rechtschaffener Fabrikant nie ausser Acht zu lassen wagt, die nicht nur entschlossen sind, nicht mehr Geld anzulegen, als ein Volk bezahlen kann, sondern welche die Steuern als Ursache der Verminderung der Leistungsfähigkeit im Kampfe ums Dasein ansehen. Stellen wir fest, dass die allgemeinen Unkosten der Produktion den Lasten vergleichbar sind, die man wohl Rennpferden auferlegt; sie laufen noch, werden aber besiegt. Verlan-

gen wir endlich Reformen, welche Zeit und Geld der Bürger in ihren Beziehungen zur Staatsgewalt schonen, welche die Regierung zu ihrer wahren Bestimmung als Schützerin der Eigentums und der Sicherheit zurückführen. Bemühen wir uns, dieser erzwungenen Versicherungsanstalt nur die Prämie zu zahlen, die sie unbedingt nötig hat, und unsere Ansichten über öffentlichen Unterricht werden sich mit der Ansicht ändern, die wir uns von den Rechten und Pflichten des Staates bilden. Denn wir möchten weniger Beamten haben und werden dann auch die Jugend nicht mehr in Rücksicht auf die Staatsämter erziehen. Aus den Gymnasien werden wir keine Seminarien für eine Art Laienklerus, die Pflanzschule einer neuen Lehnherrschaft machen.

Auf welchen Standpunkt man sich auch stellen mag, man muss zugeben, dass das Wohlergehen eines Landes zum grossen Teil von der guten Verteilung der Berufsarten abhängt, und dass die Erziehung einen grossen, fast unwiderstehlichen Einfluss auf den Geschmack der jungen Leute ausübt, die vor der Wahl eines Berufes stehen. Es reicht nicht aus, dass jede öffentliche oder private Stellung mit hinreichend befähigten Männern besetzt ist, gewisse Laufbahnen dürfen auch nicht überfüllt sein, während andere leer stehen. Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt, so lautet der Wahlspruch so-

zialer Verwirrung und Not. Es giebt in einigen Republiken des spanischen Amerika's ebenso viele Generäle wie Soldaten und fast ebenso viele Parteiführer wie Standespersonen; bedarf es noch der Erwähnung, dass der Staat dieserhalb weder besser verteidigt noch regiert ist? Während Jedermann nach Ehren und goldnen Tressen strebt, geraten Handel und Industrie in die Hände der Ausländer.

Der Mangel eines richtigen Verhältnisses zwischen den verschiedenen Berufsarten ist für den Staatskörper gewissermassen eine Ungeheuerlichkeit; es findet sich ein Übermass von Fortentwicklung auf der einen und ein Übermass von Stillstand auf der andern Seite: Hypertrophie und Atrophie. In der Geschichte finden sich zahlreiche Beispiele dieser auf zweierlei Weise auftretenden Krankheit. Am meisten wird der Ackerbau von Atrophie betroffen. Das römische Reich erlahmte durch das Zusammenströmen der Bevölkerung in den Städten. Man hat wohl gesagt, dass die Entdeckung der neuen Welt den Verfall Spaniens verschuldet habe, weil sie eine Verödung der Arbeiten des Friedens herbeiführte, man darf aber annehmen, dass der Hang zum religiösen Leben und die Vermehrung der Klöster der Halbinsel grösseren Schaden zufügten als die Auswanderung, welche selten zu ausgedehnt ist.

Die alten gesellschaftlichen Verhältnisse,

welche auf der Sklaverei beruhten, ertrugen eine solche Störung des Gleichgewichts zweifellos leichter; die Zwangsarbeit ergänzte teilweise das, was die freie Arbeit mangelhaftes an sich hatte. Die Bürger konnten auf dem Lande oder in der Stadt leben, ohne dass der Reichtum oder sogar der Bestand der Nation sofort davon betroffen wurde. Da die heutige Menschheit diesen Ersatz nicht hat, treten bei ihr die Anzeichen des Übels rascher hervor.

In einer Fabrik oder einem Handelshause kommt es naturgemäss vor, dass gewisse Stellen einer grösseren Nachfrage unterliegen als die andern, ohne dass deshalb die einen leer stehen und die andern überfüllt sind. Ein unbeugsamer Wille und eine offenkundige Notwendigkeit gestatten nicht, dass der Bestand zerbröckelt und die Reihen verschoben werden. Wenn das Ansehen des Leiters die Angelegenheiten und das Personal nicht in Ordnung erhält, wird der Verfall bald zur Auflösung einer so unbeständigen Vereinigung führen. Aber ein Staat lässt sich nicht wie eine Fabrik oder wie ein Warenlager leiten. Keine Macht schreibt den Eltern den Weg vor, auf den sie ihre Söhne hinzuweisen haben, ebenso wenig den Söhnen den Weg, auf welchem sie ihr Glück machen sollen. Das Bedürfniss bringt freilich jeden zuletzt auf seinen Platz, aber um den Preis bitterer Entbehrungen, nach Versuchen, bei denen Kraft und Zeit vergeudet

werden, nach Misserfolgen, die oft unheilbare Wunden zurücklassen, die die Eigenliebe tödtlich verletzen und die den Charakter verbittern oder verschlechtern.

Bekanntlich ist die grosse Zahl der Heruntergekommenen die schlimmste Geissel, ein Grund häufiger Revolutionen und beständiger Missstimmung. Die Heruntergekommenen sind die gefährlichsten unter den Unzufriedenen, weil ihre Unzufriedenheit keinen andern Ausweg als den Umsturz vor Augen sieht. Jeder Mensch, der danach strebt, seine Stellung zu verändern und wegen des natürlichen Ganges der Dinge nichts daran zu ändern vermag, wie es der Kaufmann, welcher Reichtum erwirbt, und der Offizier, der im Range steigt, kann; jeder Mensch, der merkt, dass er sich in eine Sackgasse verfahren hat, verrichtet eine Arbeit, die ihm widerwärtig ist, schlecht, und stört diejenigen, die er um der Beschäftigung willen, nach der er strebt, beneidet.

Es giebt Menschen, welche durch die Schwäche ihrer Einsicht oder die Mängel ihres Charakters zum Herunterkommen oder wenigstens zum Stillstehen verurteilt sind. Aber diese vom Leben Besiegten sind keineswegs die Schlimmsten unter den Heruntergekommenen. Sie können nicht gänzlich über das Bewusstsein ihrer Schwachheit wegkommen, auch sich nicht verhehlen, dass ihrer Zurücksetzung etwas rechtmässiges innewohnt, und ausserdem ist diese Zurücksetzung

selbst auf Gründe zurückzuführen, infolge deren sie Bösem wie Gutem ohnmächtig gegenüber stehen. Die schlimmsten Heruntergekommenen sind die, welche besiegt sind, noch ehe sie den Kampf begonnen haben, weil die Laufbahn ihnen verschlossen ist, noch ehe sie dieselbe betreten haben. Bewaffnet, einexerziert und geübt stehen sie da, man schliesst sie vom Kampfe aus. Ihr Hass ist um so grösser, als sie das Bewusstsein haben, an ihrem Unglück unschuldig zu sein, um so hitziger, als sie im Besitz aller ihrer Kräfte sind. Sie sind aufgebracht und nicht gelähmt. Nicht sie haben ihr Schicksal verschuldet, das Schicksal hat sie zum Bankerott geführt. Sie gehen voll Ingrimm einher, nach Art unbefriedigter Gläubiger. Sie halten sich für die Opfer einer grossen Ungerechtigkeit, und die öffentliche Meinung ist in der That geneigt, sie als Opferlämmer anzusehen. Es stehen ihnen auch viele Mittel zu Gebote, um sich zu rächen, indem sie, begünstigt durch einen politischen Umschwung, entweder die Stellen erjagen, nach denen sie streben, oder die Regierung zwingen, ihr Personal zu vermehren, um für sie Platz zu schaffen. Im ersten Falle werden aus den früher Zurückgesetzten Zufriedengestellte, wogegen die früher Zufriedenen zu Zurückgesetzten werden; im zweiten bewirken die unproduktiven Stände, dass eine grössere Zahl Bürger auf Kosten der produktiven Stände lebt.

Es giebt nun einmal produktive und unproduktive Berufsarten; die letzteren sind übrigens nicht notgedrungen Schmarotzerpflanzen. Der Landwirt, der Kaufmann, der Industrielle, der Arbeiter, Werkführer oder Meister vermehren durch ihre Arbeit die Gesamtheit aller notwendigen, nützlichen oder angenehmen Gegenstände, die der Menschheit im allgemeinen und jedem einzelnen im besondern zu Gebote stehen. Der Soldat, der Priester, der Arzt, der Staatsmann und der Rechtsgelehrte fügen dem Reichtum eines Landes nichts hinzu; wenn sie ihre Pflicht in vollem Masse erfüllen, tragen sie nur zu seiner Erhaltung bei. Sie sorgen weder für unsere Lebensbedürfnisse noch für unser Vergnügen; sie bringen Heilung für unsere Fehler und verteidigen uns gegen Gefahr. Hätten wir weniger Fehler, so wären wir weniger Gefahren ausgesetzt und könnten sie entbehren.

Ausserdem muss man bei den unproduktiven Berufsarten einen Unterschied zwischen den privaten und öffentlichen machen. Nichts zwingt uns, zum Arzte zu gehen, wenn wir uns wohl fühlen, oder wenn uns die Anordnungen ärztlicher Kunst kein Vertrauen einflössen, aber jeder Bürger steuert dazu bei, die Präfekten, selbst wenn er von ihrem Dasein nichts weiss, zu unterhalten, die Richter, selbst wenn er vernünftig genug ist, die Prozesse zu verabscheuen, das Heer, selbst wenn er an beständigen Frieden

glaubt, die Geistlichkeit, selbst wenn er sich als den reinsten Atheisten bekennt. Jeder Bürger kann gezwungen werden, eine Abgabe, und zwar eine recht drückende, an den Notar, den Advokaten oder Gerichtsvollzieher zu zahlen. Unsere Gesetze machen aus Unterbeamten wahre Würdenträger und zwar die kostspieligsten von allen, weil man zu gleicher Zeit ihre Dienste bezahlen und für die Zinsen des Kapitals sorgen muss, welches sie in ihre Obliegenheiten hereingezogen haben.

Der Hauptunterschied zwischen privaten Berufsarten und öffentlichen Ämtern ist aber der: diejenigen, welche die ersteren ausüben, sind ihrer Kundschaft gegenüber verantwortlich, diejenigen, welche den letzteren angehören, sind nur der Staatsgewalt dafür verantwortlich. Vernachlässigt ein Landmann seine Arbeit, oder versteht er sein Handwerk schlecht, so richtet er sich zu Grunde; wenn der Industrielle sich mit der Fabrikation eines unnützen oder aus der Mode gekommenen Artikels befasst, wenn er unter schlechten Verhältnissen arbeitet und sich hartnäckig gegen die von einem Konkurrenten ins Werk gesetzten Fortschritte verschliesst, so richtet er sich ebenfalls zu Grunde. Das Verdienst, welches den Erfolg herbeiführt, liegt im Beruf. Der Beamte ist unabhängig von den Bürgern, mit welchen er zu thun hat. Es kann ihm glücken und glückt ihm besonders

durch Eigenschaften, welche den Obliegenheiten seines Berufs ganz fern liegen; selbst wenn er gewählt ist, verdankt er seine Wahl möglicherweise Talenten, die ihn keineswegs für den Posten, den man ihm überträgt, geeignet machen. Ungestraft macht der Gesetzgeber abscheuliche Gesetze, wenn er nur geschickte Reden hält, und das käuflichste aller Ämter ist aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgegangen.

Jeder Industriezweig ernährt genau soviel Arbeiter, wie die Bedürfnisse und der Geschmack des Publikums erfordern. Wenn die Zahl der Konkurrenten zu gross wird, sondert die Konkurrenz selbst die weniger Befähigten aus und drückt den Preis der Waren herab. Bei den öffentlichen Beamtenstellen ist es nicht so. Ihre Zahl und ihr Einkommen hängen von tausenderlei Dingen ab, die mit dem allgemeinen Interesse nichts gemeinsam haben, als da sind: das Herkommen, das Wohlwollen der Machthaber, die Notwendigkeit, einflussreiche Persönlichkeiten zufriedenzustellen, der Wunsch, eine mit dem Geschick der jeweiligen Macht täglich fester verknüpfte Menge anzuziehen, der Stolz, welcher jeden Verwaltungschef antreibt, sich mit einem gewaltigen Stabe zu umgeben und das Vergnügen, welches die Staatsmänner daran finden, sich Privatpersonen auf Kosten des grossen Ganzen zu Danke zu verpflichten.

Wenn also die Ernennungen überreichlich

erfolgen, wenn eine Menge Kandidaten sich zum Eintritt in die öffentlichen Ämter drängen, so ist zu befürchten, dass die Regierung diese Ämter aus Berechnung oder Menschlichkeitsgefühl vermehrt, um sich weniger Feinde zu machen, oder um weniger Menschen unglücklich zu machen. Diese Gefahr ist keineswegs neu, und diejenigen, welche die Demokratie der Verschwendung bezichtigen, thun Unrecht, die Geschichte des ehemaligen Regimes zu vergessen. Unsere Könige unterhielten ganze Klassen von Schmarotzern auf Kosten des Volkes. Die Inhaber von Pfründen und die reichbedachten Prälaten, welche die Einkünfte der Kirche verzehrten, waren nur die jüngeren Söhne der Familie, die man unterzubringen hatte. Die zahllosen Stellen, welche Ludwig XIV. in seiner höchsten Not verkaufte, waren nicht nur unnütz, sondern sogar schädlich; die Sinekuren sind keineswegs die schlimmste Geissel; die Bürger würden sich häufig gut stehen, wenn sie die Vertreter der jeweiligen Regierung nur dafür zu bezahlen brauchten, dass sie schlafen und den Herrgott loben. Einer überflüssigen Bureaukratie muss man schon Dank wissen, wenn sie nicht lästig wird. Es kommt leider selten vor, dass sie sich nicht damit befasst, ihr eigenes Dasein zu rechtfertigen und den Steuerpflichtigen, nachdem sie ihnen das Geld abgenommen hat, nicht noch obendrein ihre Zeit und ihre Freiheit raubt. Herr

Caritides bewirbt sich um das Amt eines Aufsehers über die Aushängeschilder, nicht etwa in der Hoffnung müssig gehen zu können, er rechnet vielmehr darauf, den Ladenbesitzern von Paris die Wichtigkeit des Postens fühlbar zu machen.

Die ehemalige Monarchie ist an der Finanzwirtschaft zu Grunde gegangen. Gerade die Verpflichtung, für die Bedürfnisse des Adels zu sorgen, hat ihre Finanzen in die grösste Notlage gebracht. Weder die Sucht zu Bauten, noch die Vorliebe für äusseren Glanz, noch ihre Maitressen sind den Königen so teuer zu stehen gekommen, wie das Vorurteil, welches sie nötigte, über die Sprösslinge einer Kaste einen Regen von Gunstbezeugungen in Gestalt verhüllter oder offenkundiger Schenkungen auszugiessen.

Die Demokratie kennt weder Kasten noch Adel, sie hat dagegen ihre Gymnasialabiturienten.

Der klassische Unterricht bereitet die jungen Franzosen für keine produktive Berufsart vor. Er treibt sie fast unwiderstehlich zu den freien und insbesondere zu den weniger gründlichen Berufsarten, zu solchen, die nur eine gewisse Gewandtheit in Schrift und Rede erfordern; er macht aus ihnen Advokaten und Zeitungsschreiber, also Politiker, kurz er bringt sie herunter. Nun vergrössert aber die demokratische Richtung die Gefahr, der die Gesellschaft durch die Heruntergekommenen ausgesetzt ist. Die Zahl der Stipendiaten wächst und wird mehr und mehr

wachsen. Viele Kandidaten versprechen, den vom Schicksal Vernachlässigten die Thore der Lyceen und Gymnasien in weitem Umfange zu öffnen. Nichts ist gerechfertiger, als das Gefühl, welches die Freunde der Gleichheit dahin führt, auf diese Weise einen Teil der Ungerechtigkeiten des Geschicks wieder gut zu machen und der Natur zu Hilfe zu kommen, indem man für Ausbildung derer Sorge trägt, die sie mit einer über das gewöhnliche Mass hinausgehenden Einsicht beschenkt hat. Der Staat ist doch ein wenig verantwortlich für die Zukunft der jungen Leute, welche er ausgezeichnet hat; er schuldet ihnen eine Laufbahn, in der sie seine Wohlthaten auch geniessen können. Es liegt ihm wenig an den Söhnen des Bürgerstandes, denen er nichts schuldig ist, weil er ihnen keinerlei Hoffnung gemacht hat; aber er kann die Abiturienten, die er herangeholt hat, um sie bis zur Prüfung vor der Fakultät an der Hand zu führen, nicht in die Werkstatt oder hinter den Pflug verweisen.

Lassen wir die moralische Verpflichtung, welche die Regierung ihren Zöglingen gegenüber eingegangen ist, bei Seite; nehmen wir an, dass sie ihnen kein Unrecht anthut, wenn sie sie mit einem Zeugnis in der Tasche, mit Latein im Kopfe und weiter nichts zum Leben in die Welt hinausstösst. Sie thut dem Gemeinwesen Unrecht, indem sie den unproduktiven Berufsarten

eine immer grössere Zahl von Franzosen zuführt, die sich hätten nützlicher machen und eine glücklichere Lebensstellung erringen können, wenn man sie ihrer eigenen Kraft überlassen und weniger wissenschaftlich ausgebildet hätte. Hat man ein Recht dazu, das Geld der arbeitenden Steuerzahler dazu zu verwenden, um Schmarotzer und heruntergekommene Menschen aufzuziehen? Ist es nicht eine Ungerechtigkeit gegen den Ackerbau, den Handel und die Industrie, den Schmand der Jugend zu Gunsten des Richterstandes und der Verwaltung vorwegzunehmen? Hat die Republik, um sich mit einem Generalstabe von Beamten zu versehen, das Recht, jährlich Tausende von Jünglingen von dem Wege abzubringen, auf dem sie ihr Glück gemacht haben würden? Man spricht mit Vorliebe von dem Nutzen gemeinsamer Prüfungen sowohl für die Kandidaten, welche bestehen, als auch für die Stellen, die mit Hilfe der Feder zu erwerben sind. Aber man empfindet nicht Mitleid genug mit den Verwundeten, mit denen, die bei der Wettbewerbung zu Krüppeln geworden sind, mit jener grossen Menge Besiegter, deren Leben durch den blinden Ehrgeiz ihrer Eltern oder die noch blindere Fürsorge der Staatsgewalt verfehlt ist, und die, weil sie Berufszweigen zustrebten, in denen sie keinen Platz mehr finden, für diejenigen Berufszweige untauglich geworden sind, in denen noch leere Stellen vorhanden.

Ganz gewiss, so lange unser öffentliches Unterrichtswesen eine Art Hierarchie aufrecht erhält, bei der der Nährstand auf einer niedrigen Staffel steht, so lange die Erfolge der Schule die Preisgekrönten den angeblich freien Berufsarten zuführen, kann man die Jugend unmöglich hindern, sich vor gewissen Thoren zusammenzudrängen, selbst auf die Gefahr hin, dabei zu ersticken. So lange die klassische Erziehung, dank den Vorrechten, welche ihr Gesetze und Verordnungen zusichern, einen unwiderstehlichen Nimbus von sich strahlt, wird der Bürgerstand seine Söhne dem Latein ausliefern müssen, und der Staat kann seine Stipendiaten nicht davon entbinden. Das demokratische Gefühl würde einen Stoss erhalten, wenn die armen Kinder, die zu den besten Hoffnungen berechtigen, nur für den Handel oder die Industrie ausgebildet würden. Man wird der immer drohenderen Überhandnahme der Abiturienten erst dann begegnen, wenn von der Unterrichtsverwaltung und der Staatsgewalt an dieser alten und falschen geistigen Rangabstufung nicht mehr festgehalten wird.

Es ist Zeit, die Unnützen von dem Gipfel, auf dem sie die französische Revolution gelassen hat, dahin herabzustürzen, wo man sie nach der wirtschaftlichen Entfaltung des 19. Jahrhunderts längst zu finden erwarten sollte. In einem aristokratischen oder autokratischen Gemeinwesen sind die Beamten die ersten Männer,

weil sie entweder einer herrschenden Kaste angehören, oder weil sie der Widerschein des souverainen Glanzes bestrahlt. In einer armen und barbarischen Demokratie stehen die Beamten gross da, weil sie den Staat repräsentieren, der alles in den Augen der Bürger ist, die wenig gelten. In einem freien, thätigen und reichen Gemeinwesen stehen diejenigen Leute, welche der Nation Reichtum zuführen, wenigstens denen gleich, welche die gemeinsamen Interessen wahrnehmen oder auf Grund eines Vorrechts die menschlichen Schwächen ausbeuten; die Produzenten sind wenigstens mit den Politikern, Bureaukraten und Rechtskundigen gleichgestellt.

Man hat schon in früherer Zeit beobachtet, dass die Anhänger halb verfolgter Religionsbekenntnisse oft thätiger und reicher waren als diejenigen der Staatsreligion. Man entziehe einer Klasse von Unterthanen den Zutritt zu den Ehrenstellen, öffentlichen Ämtern und bevorrechteten Berufsarten, man verschliesse ihren Kindern den Eintritt in die Schulen, worin die Jugend angeleitet wird, sich die Gunst des Herrschers zu erwerben, an der Regierung des Landes Anteil zu nehmen und aus den Ungerechtigkeiten des Gesetzes Nutzen zu ziehen — vielleicht wird man denen, die man damit zu treffen glaubt, einen unschätzbaren Dienst erweisen, man wird sie zwingen, das Glück in nützlicher Arbeit zu suchen. Im Mittelalter haben die Juden die

Geldgeschäfte an sich gerissen, weil man ihnen jedes andere Geschäft verbot. Allerdings presste man sie wie Schwämme aus, sobald sie sich vollgesogen hatten; hätte man sich damit begnügt, sie ausserhalb der staatlichen Gesellschaft zu halten, ohne sie zeitweilig wie jagdbares Wild zu behandeln, so würde ihr Reichtum inmitten der durch Unduldsamkeit verarmten Christenheit keine Grenzen gekannt haben. Unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. wurden die Protestanten da, wo sie der Ächtung und gewaltsamen Bekehrung entgingen, rasch reicher als ihre katholischen Mitbürger. Weiss man nicht, dass die russischen Dissidenten einen tüchtigen Teil der Kapitalien des Kaiserreiches in ihren Händen haben? Ist in der Türkei das Geld nicht in den Händen der Griechen und Armenier? Vielleicht werden die Katholiken bei uns, wenn man den Krieg gegen sie mit etwas grösserer Lebhaftigkeit und vor allem mit Konsequenz führt, dahin gebracht, alle Berufsarten an sich zu ziehen, welche Vermögen einbringen, weil sie aufgeben werden, auf Kosten des Staatsschatzes zu leben. Aber hierzu müsste zuvor die Erblichkeit des Glaubens fester begründet werden, und die Leitung der katholischen Meinung nicht zwei von Vorurteilen durchtränkten, dem Fortschritt abholden Kasten überlassen bleiben, einer Aristokratie, die sich darauf steift, die Arbeit zu verachten, und einem Klerus, der auf Kosten der besten geistigen Kraft für

seinen Nachwuchs sorgt. Fünfzig Jahre einer durch und durch freidenkenden Regierung könnten viel in den Verhältnissen ändern und den schlagenden Beweis liefern, dass die öffentlichen Ämter und Gunstbezeugungen des Herrschers diejenigen, welche sie geniessen, nur wenig bereichern, dagegen die Kategorieen von Bürgern, welche auf sie hoffen und sich darum bewerben, zur Verarmung führen.

VI. Kapitel.

Die Geldfrage.

Es ist nicht nutzlos, einige Worte über die Verwendung von Kapitalien zu reden. Wenn die Franzosen ihre Ersparnisse mit so viel Einsicht anlegten, wie sie Geduld und Eifer auf Ansammlung derselben verwenden, würden wir wahrscheinlich das reichste Volk der Welt sein; weder die Engländer noch die Amerikaner würden uns in betreff des Reichtums den Rang ablaufen. Es scheint nicht, als ob man dieser Frage eine genügende Wichtigkeit beilege. Auf Milliarden ist die Vergeudung unserer Gelder anzuschlagen. Mancher Bankerott eines ausländischen Staates kommt uns teurer zu stehen als eine schlechte Ernte. Die Türkei, Spanien und

Peru, ohne die kleinen Spitzbuben mitzurechnen, haben die Ersparnisse unserer Arbeiter und den Handelsgewinn unserer Kaufleute verschlungen. Das Geld, welches wir durch unsere eigene Schuld in Frankreich verlieren, ist nicht völlig für Frankreich verloren; die Nation verarmt nicht immer durch unkluge Spekulation. Aber wenn wir unser Geld zum besten eines bankerotten Sultans oder einer der Anarchie verfallenen Republik aus dem Lande schleppen, wenn wir uns daran beteiligen, unrentable Eisenbahnen zu bauen oder wertlose Zechen zu durchwühlen, so erheben wir von unserm Lande eine Abgabe, die ebenso kostspielig ist, wie der einem Sieger bezahlte Tribut. Tausende von Arbeitern stehen in Frankreich vor Tagesanbruch auf, um dem Sultan bei seinem Luxus zu helfen, tausenden von Arbeitern fehlt es an Beschäftigung, weil es einem Diktator Süd-Amerikas beliebt hat, auf unsere Dummheit zu spekulieren.

Es ist jedoch nicht denkbar, dass ein so reiches Volk wie die Franzosen kein Geld haben soll, um es im Auslande anzulegen. Es handelt sich nur darum, eine gute Auswahl zu treffen. Die auswärtigen Einkünfte der Engländer machen einen ganz beträchtlichen Teil des englischen Kapitals aus, der trotz der Schwankungen des Handels rasch zunimmt. Es tritt immer offenkundiger zu Tage, dass das Gesamtvermögen einer hochzivilisierten Nation sich nicht nach der

Summe der Immobilien und des baren Geldes berechnen lässt, welche sie auf ihrem eigenen Gebiete besitzt; der bewegliche und industrielle Besitz wird international; die ganze Welt steht dem Unternehmungsgeiste einsichtiger Kapitalisten offen. Zu jeder Zeit giebt es in der Welt gute und schlechte Geschäfte, gute und schlechte Gelegenheiten, die sich zum Anlegen verfügbarer Kapitalien auf allen Geldmärkten darbieten. Die Auswahl unter diesen Geschäften und Gelegenheiten zum Anlegen, sei es im Auslande, sei es auf dem europäischen oder kolonialen Gebiete eines jeden Volkes, ist heutzutage eine derjenigen Aufgaben, bei deren Lösung der nationale Wohlstand am meisten in Frage kommt.

Die Verwaltung eines ererbten oder erworbenen Vermögens ist für einen gebildeten Geist eine ebenso achtungswerte Beschäftigung, wie die Zerstreuungen des Pariser Lebens und die Ränke der Politik. Die Edelleute früherer Zeit thaten nichts Unwürdiges, wenn sie ihre Güter bewirtschafteten; der bessere Bürgerstand würde heutzutage seine Musezeit recht nützlich und einsichtig benutzen, wenn er sie darauf verwendete, aus dem, was er besitzt, soviel Vorteil wie möglich zu ziehen. Es würde in dieser Hinsicht gut sein, wenn die Erben reicher oder auch nur wohlhabender Familien durch eine ausreichende Kenntniss der National-Ökonomie und der Geographie, insofern Handels- und Geld-

interessen dabei in Frage kommen, gegen die Kunststücke von Marktschreibern und die Verführungen des Börsenspiels gewappnet würden. Man glaubt vielfach, ihnen gegenüber seine Schuldigkeit gethan zu haben, wenn man sie anhält, Rechtswissenschaft zu studieren und Examina abzulegen. In Wirklichkeit sind aber die Gefahren der Rechtsverdrehung weniger schlimm als die der Spekulation, der Unerfahrenheit beim Anlegen von Geld und des zu weit gehenden Vertrauens. Ein Mensch, der sein Geld anzulegen versteht, ohne sich auf sich auf seinen Notar, seinen Banquier, seine Zeitung oder den ersten besten, der ihm in den Weg läuft, verlassen zu müssen, ist eher befähigt, sein Vermögen zu schützen und vor allem es zu vermehren, als derjenige, der sich durch langwieriges Arbeiten in Stand gesetzt hat, das Kauderwälsch eines Advokatenschreibers zu verstehen.

Bedarf es noch weiterer Worte darüber, dass wir wissen müssen, was in der ganzen Welt vorgeht, was verkauft und eingekauft wird? Die Krisis, welche wir durchmachen, rührt zum grössten Teil von unserer Unwissenheit her. Vielfach lassen wir uns von unsern Nebenbuhlern dadurch aus dem Felde schlagen, dass wir uns weigern, auswärtigen Kunden nach Gefallen zu arbeiten. Wir massen uns an, unsern Geschmack Völkern aufzuzwingen, die uns gar nicht kennen; unsere Fabrikanten ver-

schmähen es, sich über die Bedürfnisse dieses oder jenes Marktes zu unterrichten und glauben hartnäckig, dass die ganze Welt ihrem heimischen Bezirk gleicht. Vielfach versäumen wir auch, den Fortschritten unserer Konkurrenten zu folgen und sind erstaunt, wenn ihre rege Thätigkeit über unsere Trägheit den Sieg davonträgt. Der Export erlahmt, und der Industrielle, zum bescheidensten aller Menschen geworden, verlangt weiter nichts von den Göttern als Schutz des heimischen Herdes gegen fremde Waren! Wir schmeicheln uns jetzt, die Geographie besser zu lernen, aber es genügt nicht, die Höhen und Tiefen, die Flüsse und ihre Nebenflüsse zu kennen; das Studium dieser Wissenschaft müsste etwas anderes für uns werden als die Aneignung eines Vorrats sonderbarer Namen und eine noch fruchtlosere und langweiligere Zeichenübung.

Die Landwirte können sich den Anforderungen der Gegenwart ebenso wenig entziehen wie die Fabrikanten. Es handelt sich nicht mehr darum, einem Gute einen möglichst grossen Ertrag von Produkten abzugewinnen, denen ein gleichmässiger Absatz und leichter Verkauf gesichert ist, sondern darum, die Kraft des Landbaus wie die der anderen Industriezweige dem Stande des Weltmarktes und dem Bedarf des Abnehmers, als welcher von jetzt ab die ganze Menschheit anzusehen ist, entsprechend zu leiten. Landwirtschaft betreiben ist heutzutage

eine Beschäftigung, die geistige Anstrengung erfordert.

Macht ein Franzose, der sich redlich mit den Werkzeugen und der Methode seiner Vorgänger abarbeitet, die Beobachtung, dass er nichts verdient, so fällt es ihm nicht ein, zuerst die Werkzeuge nachzusehen oder die Methode zu prüfen, sondern er verlangt von der Regierung Schutz gegen flaue Zeit und Ruin. Wie es scheint, wird es uns leichter, Steuern zu erfinden als Maschinen, und wir sind rasch bei der Hand, Zollschranken an Stelle des Fortschritts zu setzen. Das kommt daher, weil man Kapital und Arbeit, praktische Einsicht und Geschicklichkeit braucht, um die Konkurrenz zu bekämpfen; um nach Schutzzoll zu rufen, braucht man nur schöne Worte machen zu können. Daher kommt es auch, dass sich ein Industrieller so leicht in einen Wahlagenten oder gar Kandidaten verwandelt, und dass den Spinnereibesitzern eine natürliche Berufung für die Beredsamkeit öffentlicher Versammlungen eigen ist. Aber diejenigen, welche vom Staate zu viel verlangen, bemerken nicht, dass er sein Ohr auch andern Bittstellern leiht, dass seine unablässig vermehrte Allmacht ihm noch lautere und zahlreichere Schmeichler zuführt. Die Theoretiker des Schutzzolls sind die Vorläufer der Sozialisten und der demokratische Souverain, der die Verhältnisse zunächst nicht kennt, wird es vielleicht für rich-

tiger halten, allen Wohlergehen als einigen Reichtum zu versprechen. Weiss er, dass das ein Hirngespinnst ist? Man ruft ihn wie eine zweite Vorsehung an, d. h. man führt ihn in Versuchung, das Werk der ersten zu verbessern.

Man wird sagen, dass hier zu viel über Geld geredet wird. Aber warum sollen wir mit dieser grossartigen Heuchelei unseres Jahrhunderts, mit der Verachtung des Geldes nicht endlich ein Ende machen? Zu allen Zeiten hat man gegen die Gewinnsucht gepredigt, und zu allen Zeiten hat man den Gewinn gern gehabt. Sicherlich gibt es Menschen, welche der Wunsch sich zu bereichern nicht auf das gewöhnliche Niveau herabsetzt. Aber ihre Uneigennützigkeit ist meistens nur eine teilweise; andere auch selbstsüchtige Leidenschaften, beherrschen das Herz mit eifersüchtiger Allmacht. Einige streben nach Ruhm, viele nach Ehrenstellen. Auch die Künstler gefallen sich darin, die Frucht ihrer Arbeiten einzuheimsen; die Lorbeern gefallen ihnen um so besser, je mehr sie vergoldet sind; heisst viel verdienen nicht etwa beweisen, dass man volkstümlich ist, dass man den Beifall der Kenner verdient hat? Was die Ehrgeizigen angeht, so ist ihre Uneigennützigkeit bisweilen nur geschickte Berechnung, um mit einem Male Vermögen zu gewinnen, oder um alle Genüsse des Reichtums zu kosten, ohne sich zu bemühen, ihn auch zu erwerben.

Ausserdem gehört es sich nicht, dass man in einem demokratischen Staate die Jugend unter Hinweis auf Ruhm und Ehrenstellen erzieht. Lassen wir uns nicht durch die Phrasenhelden des Altertums bethören. Athen selbst war eine Handelsstadt, und die Mitbürger des Alcibiades führten hauptsächlich Krieg, um ihre Herrschaft auszudehnen, d. h. um die Zahl der Tributpflichtigen zu vermehren. Niemals trennten die Römer den Gedanken an Eroberung von dem Gedanken an Erwerb; ihre grössten Triumphe bestanden in der Aufführung des dem Besiegten abgenommenen Raubes, in der feierlichen Schau- stellung der Beute. In England ist die Aristokratie reich genug, um nur an die Regierungsgewalt zu denken und ihre Kinder nur dazu zu bestimmen, in der politischen Laufbahn zu glänzen. Und doch haben nur die ältesten Söhne das Recht, sich uneigennützig zu zeigen; keineswegs hat man den jüngeren Söhnen aus guter Familie eine besonders reiche Auswahl gut dotierter Ämter vorbehalten.

Die Gelehrten kommen weniger als die Politiker in Versuchung, sich Vermögen zu erwerben und fühlen sich nicht, wie die Künstler, geschmeichelt, wenn sie aus ihrem Genius Geld prägen können. Wenn man sie indessen so loben will, dass sie volkstümlich werden, rühmt man die Dienste, welche sie der Menschheit und zunächst ihrem Lande dadurch erweisen, dass

sie entweder verderbliche Plagen bekämpfen oder der Industrie Geheimnisse enthüllen, die dieselbe ergiebiger machen und den allgemeinen Reichtum vermehren. Die Wissenschaft hat ihren Wert durch sich selbst, und wir wollen sie nicht zur Krämerrolle herabwürdigen, sie verbindet Wohlthun mit Tauglichkeit, Nützlichkeit mit erhabener Grösse.

Diejenigen, welche sich durch eidliches Gelübde verpflichten, nur Schätze für ein anderes Leben zu sammeln, und welche keine Kinder zu versorgen haben, können vor allem das Geld verachten. Aber die Natur tritt auch hier wieder in ihre Rechte. Die Liebe zu gemeinsamem Besitz ist mindestens ebenso stark wie die Liebe zum Einzelbesitz; das Gelübde der Armut bewahrt nicht einmal die aufrichtigen Klostergeistlichen davor; es giebt keine schlimmere Habgier als die der Mönche.

Man ziehe die Überlieferung zu Rate; man befrage die Meinung vergangener Jahrhunderte. Stets rühmt man die Verachtung des Geldes; man macht aus ihr eine Kardinaltugend und achtet doch diejenigen höher, welche den von andern geschaffenen Reichtum an sich reissen, als diejenigen, welche ihn selbst schaffen und vermehren. Der Kaufmann und der Arbeiter waren in die niedrigsten Reihen des dritten Standes verwiesen, aber der im Besitz eines gut bezahlten Amtes befindliche Höfling war stolz

auf die Hoheit seines Standes, und der reiche Prälat liess das Evangelium predigen, bei dem in jedem Verse die Verachtung irdischer Güter zu Tage tritt. Es war keine Erniedrigung, Geld zu verdienen, nur durfte man sich keiner nützlichen Arbeit hingeben. Die Verachtung des Geldes war somit nur die Maske für ein altes Vorurteil; man erinnerte sich nämlich immer der Zeit, wo der Arbeit etwas Knechtisches inne wohnte, wo die kriegerischen Völker die besiegten Stämme zu Frohndiensten zwangen, wo die Abgaben ein Tribut waren, den die Starken von den Schwachen erhoben.

Die Philosophen und Romanschriftsteller haben oft genug von einer besseren Verteilung des Besitzes geträumt, selten jedoch haben sie sich vorwiegend damit beschäftigt, wie das gemeinschaftliche Stammkapital wohl zu vermehren sei, aus dem sie das Glück für alle schöpfen wollten, als ob gut zu teilen wichtiger wäre als gut zu erwerben. Was die Staatsmänner angeht, so haben sie sich oftmals Handel und Gewerbefleiss zu entwickeln bemüht; sie haben den Ackerbau zuweilen beschützt, aber sie haben unaufhörlich die gewinnbringenden Berufsarten den sogenannten uneigennützigen Berufsarten untergeordnet. Sully that einen schönen Ausspruch über das Pflügen und die Weide, ein würdiges Gegenstück zu dem Worte seines Herrn von dem Huhn im Topfe; weder der grosse

König noch sein Minister vermochten zu beurteilen, wie ungerecht und schädlich die gesellschaftliche Hierarchie war, welche sie vorfanden, und welche sie fortbestehen liessen. Zwei Jahrhunderte sind nötig gewesen, bis man auf den Gedanken kam, dass die Menschen, welche arbeiten, denen, welche den Zehnten von der Arbeit anderer erheben, gleichstehen.

Manche Moralprediger halten es nicht für gut, dass ein Volk reich ist, und preisen die Armut als Mutter aller Tugenden. Sie stehen den Kirchenlehrern nahe, welche die Gesundheit, als für die christliche Vollkommenheit schädlich, achteten. Die Armut schliesst die Weichlichkeit nicht aus; die Kraft des nationalen Temperaments hängt weit mehr vom Klima, von dem Volksstamm, den Einrichtungen und den Umständen, welche die Sitten der geselligen Verhältnisse verändert haben, ab, als von dem Grade des Wohlergehens oder der Bedrängnis, worin die Mehrzahl der Bevölkerung lebt. Sind die Engländer weniger thatkräftig als die Italiener? Verdankten die Fläminger des Mittelalters und die Holländer des 16. Jahrhunderts ihren Mut der Not? Zeigt sich nicht bei den Spaniern in der Periode des Verfalls die vollkommenste Vereinigung von Trägheit und Armut?

Der wahre Staatsmann ist beinahe ebenso eifrig darauf bedacht, sein Land reicher zu machen, als es vor jeder äusseren Gefahr zu

schützen. Man erreicht diese beiden Zwecke auf ganz entgegengesetzte Weise. Um die Verteidigung des Landes zu sichern, entfaltet die Staatsgewalt eine rege Thätigkeit, hebt Soldaten aus und nimmt Geld auf, erlässt strenge Gesetze und führt eine unbeugsame Zucht ein. Um den allgemeinen Reichtum zu vermehren, muss die Staatsgewalt ihre Thätigkeit einschränken und alles vermeiden, wodurch die Unterthanen ihre Mühe oder ihre Zeit verlieren, sie muss sie gewähren lassen. Bei der militärischen Ordnung herrscht der Grundsatz der Autorität, bei der wirtschaftlichen Ordnung der Grundsatz der Freiheit. Das Kriegsministerium ist das Ministerium der Autorität, das Handelsministerium ist das Ministerium der Freiheit. Ein guter Landwirtschafts- und Handelsminister sollte ein leidenschaftlicher, beredter, gebieterischer Gegner von allem sein, was die Thätigkeit der Bürger hemmt, von allem, was sie belästigt, arm macht und von ihrem Ziele ablenkt; eine bewunderungswürdige Aufgabe für den, der sie verstehen und durchführen kann. Nicht mit Stößen vergilbten Papiere, mit Berichten oder mit langweiligen Förmlichkeiten und nichtssagenden Aufmunterungen wird man dieses Ziel erreichen, auch nicht dadurch, dass man das Geld der Steuerpflichtigen für öffentliche Arbeiten, die häufig unnütz und schlecht ausgewählt, immer aber kostspielig sind, vergeudet, sondern durch eine systema-

tische und beständige Politik, die, fest in ihren Zielen, sich auf die Wissenschaft stützt, alten Vorurteilen trotzt und mit jeglichem Schlendrian bricht.

Wäre Frankreich doch reicher! Welcher unserer Wünsche könnte dann nicht viel leichter in Erfüllung gehen? Wer Patriot ist denkt, dass das Geld am besten angewandt wird, welches zum Giessen von Kanonen, zum Bau von Festungen und besonders zur Ausbildung von Soldaten dient. Bei der Verteidigung des Vaterlandes brauchten wir dann nicht zu knausern; die Kasernen sollten weniger trübselig sein; der Gemeine sollte es besser haben; wir wollten unsere Unteroffiziere so bezahlen, dass wir sie behalten könnten, und unsere Offiziere ohne Vermögen sollten das glänzende Elend nicht mehr kennen, welches sich unter der Uniform verbirgt und wohl ebenso drückend ist wie das eines Menschen, der im Trauergewande einhergeht. Wenn der Krieg ausbricht, würden wir die Mittel haben, ihn auszuhalten und nicht einmal auf die dem Besiegten abgenommene Beute zu rechnen brauchen, um die Opfer der Pflicht mit Brod zu versorgen.

Handelt es sich um unsere Kolonien und um unsere Anstrengungen, allmählich die grosse Niederlage unserer Väter, die grosse Feigheit Ludwigs XV wieder gut zu machen, so ist man aufgebracht, dass angefangene Unternehmungen

fortzuführen gezögert wird; man ist ärgerlich, wenn man ansehen muss, wie um einige Millionen mit dem, der einem ein Kaiserreich erwirbt, gefeilscht wird. Wären wir reicher, so würden wir nicht so geizig sein, und der Staatshaushalt von heute würde die Unkosten für unsere künftige Grösse mit aufbringen können.

Und ihr, Freunde der Menschlichkeit, denen unsere Krankenhäuser zu enge und unsere Bettler zu zahlreich sind, die ihr mehr Zufluchtstätten für verlassene Kinder und hilflose Greise beansprucht, wisst ihr nicht, was uns fehlt? Habt ihr Europa durchstreift und hier und da blühende Gefilde angetroffen, Dörfer, aus denen Wohlhabenheit spricht, wo die Bauernhäuser aus einem Blumenflor hervorblicken? Das sind reiche Länder, und in Frankreich giebt es noch sehr viele Gegenden, deren Vernachlässigung auf Armut schliessen lässt.

Den grössten Eindruck aber macht der Glanz des Luxus und der Künste auf uns. Auf diesem Gebiet bekämpfen wir siegreich alle unsere Nebenbuhler, aber wir schlagen sie nur mit ihrer Hülfe aus dem Felde, und wir würden weniger glänzen, wenn wir nicht die Gastgeber, Lieferanten und Unterhalter beider Welten wären. Es ist das ein unsicherer Erfolg, den uns Krieg und Revolutionen, sogar die Launen der Mode, entreissen können, und wovon uns nichts übrig bleiben würde als Gewohnheiten und Neigungen,

die mit unsern Mitteln in keinem Verhältnis stehen.

Wir sind sicherlich kein armes Volk, aber wir haben zu vielerlei Bedürfnisse, zu viele Schulden zu bezahlen, zu viele Arbeiten zu vollenden und zu viele Beamten zu unterhalten, deren wir uns nicht in einem Tage entledigen können! Unser Budget erdrückt uns; wir erliegen unter der tagtäglich schwereren Last. Schon beklagt sich die Industrie, und der Ackerbau erhebt sein Wehgeschrei; schon flösst uns die Konkurrenz Besorgnis ein; Europa und Amerika machen uns den Absatz im eigenen Lande streitig; überall stossen wir auf thätigere, besser ausgerüstete Nebenbuhler, und die National-Ökonomen sprechen nur noch von verlorenen Schlachten. Wer kann sich der Hoffnung hingeben, den Übeln, die uns bedrohen und umringen, zu entgehen? Höchstens diejenigen, welche von ihren Renten leben, wenn ihre Renten gut untergebracht sind, wenn sie nicht auf Pachtgelder, die kein Mensch mehr bezahlt, auf Fabriken, die geschlossen werden, auf Aktien, deren Dividende sich mit jedem Tage verringert und bald ganz aufhören wird, gerechnet haben. Selbst diejenigen, die von Kunst, Poesie und religiösem Glauben leben, werden vielleicht bald inne werden, dass die Blumen, die sie züchten, einen fetten und reichen Boden verlangen, dass die Meisterwerke nur verkäuflich sind, wenn es den

Liebhabern nicht an Geld fehlt, dass das Gedeihen der Erwerbsklassen sehr wichtig für die Schwärmer des Idealen ist, dass es sogar um die Gottesverehrung nicht gut steht, wenn der Dienst des goldenen Kalbes ein schlechter ist. Die Zeiten sind vorüber, wo die Pracht der Kirchen einen Gegensatz zu der Demut der Hütten bildete.

Was für Phrasen hat man über das Wort Guizots gemacht: „Erwerbt Reichtum!“ Voltaire hat sich weniger geschadet, indem er die Pucelle schrieb, als dieser grosse Minister, indem er den Wahlspruch des Jahrhunderts ausgab. Zwei oder drei Generationen von Tugendhelden haben aus diesem Anlass alles Zartgefühl ihrer ehrbaren Verschämtheit und den ganzen Stolz ihrer vorübergehenden Uneigennützigkeit zur Schau gestellt. Wir sind darum im Privatleben, wo die Wahrheit ihre Anrechte nie verliert, nicht weniger auf Gewinn bedacht gewesen. Dagegen haben wir in der Politik, wo es die Lüge bequem hat, die Ratschläge der National-ökonomien allzusehr ausser acht gelassen; wir haben den raubgierigen Adler, den stolzen Pfau und die geschwätzige Elster der Henne, die goldene Eier legt, vorgezogen. Wir haben durch unsere Gesetze ebenso wie durch unsere Sitten die falsche Rangabstufung des ehemaligen Regimes aufrecht erhalten und die unfruchtbaren Berufarten auf Kosten der nutzbringenden bevor-

zugt. Es ist Zeit, alles wieder an den richtigen Platz zu stellen, die fruchtbringende Arbeit zu verherrlichen, der Jugend beizubringen, dass eine Aristokratie der freien Künste nicht mehr in unser Jahrhundert gehört. Wir haben die Griechen und Römer lange genug zum Muster genommen; versuchen wir die Engländer und Amerikaner zu studieren. Wir haben zur Genüge auf den Trümmern des klassischen Altertums geträumt; wir wollen endlich die Augen dem Lichte der modernen Welt öffnen. Erziehen wir unsere Söhne in Zukunft für eine von kastenartigen Vorurteilen befreite Gesellschaft. Vielleicht werden wir finden, dass die Intelligenz nichts dabei zu verlieren hat, dass jeder Wechsel im Lehrplan nicht einen Verfall bedeutet, und dass man, ohne ein Barbar zu sein, den alten Wahlspruch anfechten kann: „Ohne Rom kein Heil!“

VII. Kapitel.

Das Griechische.

Ich will den Beweis zu liefern versuchen, dass die alten Sprachen aus dem Lehrplan des höheren Schulwesens gestrichen werden müssen. Wohl weiss ich, dass diese These die Vorurteile, die herrschende Meinung und, was schlimmer ist, die Gefühle der meisten Leser aufs empfind-

lichste berührt, ich bitte sie daher, mit ihrem Unwillen zurückzuhalten, bis sie gesehen haben, wie ich das, was ich abschaffe, ersetzen will. Zerstören ist gehässig, wofern man nicht wieder aufbaut. Man gedulde sich also, bis ich alles gesagt habe. Meine Absicht ist ja nicht, die Studien unter dem Vorwande der Nützlichkeit herabzusetzen, auch nicht berufsmässige Vorbereitung an Stelle geistiger Ausbildung zu setzen, ebensowenig dem Unterrichtswesen die peinliche Verpflichtung aufzuerlegen, nur Maschinen zum Geld verdienen zu fabrizieren. Was ich erstrebe, oder was mir vorschwebt, ist ein den Bedürfnissen unserer Zeit besser angepasster Unterricht, der durchaus nicht sittliche Schönheit und Poesie verachtet. Die Verteidiger hergebrachter Überlieferung gefallen sich darin, den Neuerern die Anklage des Materialismus an den Kopf zu werfen und an ihnen zu tadeln, dass sie dasjenige, was die Ehre und den bestrickenden Zauber unserer Zivilisation ausmacht, nicht liebten. Man wird ja beurteilen können, ob ich diesen Vorwurf verdiene, aber ich erkläre schon jetzt, dass ich ihn mit allen Kräften zurückweise, ungefähr so wie ein Neuerer auf religiösem Gebiete den Vorwurf des Atheismus und der Gottlosigkeit von sich weisen würde. Ketzerisch meinethwegen, aber nicht gottlos.

Ich werde über das Griechische wenig reden. Aufrichtige Leute sehen ohne Mühe ein, dass

das Studium dieser bewunderungswürdigen Sprache und dieser herrlichen Litteratur heutzutage so sehr beschränkt ist, dass man es entweder verstärken oder abschaffen muss. Unter den Jünglingen, die von unseren Gymnasien abgehen, ist nicht einmal einer von zehn imstande, einen griechischen Autor mit Leichtigkeit zu lesen; nicht einer von hundert wird sich wirklich die Mühe dazu nehmen. Es giebt nichts, was man rascher zu vergessen sich bemüht. Man liest wenig Griechisch in den Klassen, und es ist bekannt, dass gerade die griechischen Schriftsteller nur dann Genuss gewähren, wenn man sie gut versteht. Ihr Geist tritt nimmermehr in winzigen Bruchstücken zu Tage. Die einen sind so schwer zu verstehen, dass man wie angenagelt über ihren Werken sitzen muss, um die Schönheiten derselben zu bemerken; die andern haben langatmige Werke verfasst, die keine Zerstückelung gestatten. Ein Gesang von Homer, eine Szene aus Sophokles, eine kurze Erzählung von Herodot, eine Episode aus der Anabasis von Xenophon, ein kleines Gespräch Platos oder eine kleine Rede des Demosthenes, alles das verschafft keine Vorstellung von Homer, Sophokles, Herodot, Xenophon, Plato oder Demosthenes. Denselben Wert würde es haben, den Wald nach einem Lustwäldchen, den Ozean nach einer kleinen Bucht oder die Alpen nach einem Hügel zu studieren. Die

lyrischen Dichter sind die einzigen, welche in dem Raum einer Sammlung ausgewählter Stücke Platz finden können. Was wird aus dem Epos ohne Leben, dem Drama ohne Lösung, der Geschichte ohne Zusammenhang mit dem ganzen, der Philosophie ohne System! Mit wenigen Ausnahmen schreiben die Griechen Bücher, nicht einzelne Seiten, und die vollkommensten Einzelheiten ihrer Litteraturdenkmäler verlieren für den den grössten Teil ihres Wertes, der die Verhältnisse und die Perspektive des Gebäudes nicht kennt. Wer sie nur in Auszügen gelesen hat, hat sie überhaupt nicht gelesen.

Was die Sprache selbst angeht, so verdient sie sicherlich die Vorliebe, welche sie ihren seltenen Liebhabern einflösst, und Chenier hat gewiss Recht, wenn er sagt, dass keine schönere auf Menschenlippen geboren ist. Aber was für Zeit und Mühe ist nötig, um in ihre Tiefen einzudringen, um ihre Feinheiten zu begreifen! Wie lange muss man sich mit ihr beschäftigen und sie gehandhabt haben, um ihre Geschmeidigkeit zu würdigen und die unendliche Mannigfaltigkeit der Schattierungen zu entdecken, die sie der Denkungsart des edelsten der Völker darbietet! Streng genommen würde sich das Latein einem unvollständigen und schnellen Studium besser anbequemen, denn es ist weniger reich und weniger verschiedenartig, und man findet bei den Römern mehr Schriftsteller, deren Meister-

werke sich zerstückeln lassen, ohne allzuviel einzubüssen.

Seit mehr als zwei Jahrhunderten haben wir uns weder zu entscheiden vermocht, das Griechische zu opfern, noch ihm einen würdigeren Platz im Unterricht anzuweisen. Das frühere Unterrichtswesen vernachlässigte es mit einer träumerischen Gleichgiltigkeit, und die feinsten Kritiker haben die Beobachtung gemacht, dass die Unkenntnis griechischer Gelehrsamkeit unserer klassischen Litteratur und insbesondere unserer Poesie eine Begeisterung geraubt hätte, durch die sie vielleicht besser vor Schwerfälligkeit und Trockenheit geschützt worden wäre. Die Niederlage Ronsards, die übrigens wegen seiner Übertreibungen gerechtfertigt war, war ein Unglück, und der Versuch Cheniers kam zu spät; unser Erziehungssystem war fertig, als er versuchte, die grösste Lücke desselben auszufüllen. Das neue Unterrichtswesen hat immer eifrig gewünscht, den Stand des griechischen Studiums zu heben; es konnte ihm nicht gelingen, weil sich zu viel neue Gegenstände in die Lehrpläne eindrängten. Wenn schon das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert den grossen Männern Athens so wenig Zeit zugestanden haben, wie könnten wir glücklicher und freier sein, nachdem sich bei uns die Geschichte und die Geographie eingedrängt und die Naturwissenschaften gebieterisch an die Thür geklopft haben?

Was vom Griechischen im höheren Schulunterricht übrig bleibt, oder vielmehr was von jeher seinen Platz darin gefunden hat, ist somit nur ein Trost für die Zukunft, der die Verjähmung hinzuhalten dient, eine Grundmauer, auf der man später ein Gebäude aufzurichten sich vorschmeichelt. Wir wollen daher auch gar nicht darüber reden, ob aufgehört werden soll, Griechisch zu lernen. Man lernt es eben nicht; die Frage ist thatsächlich gelöst. Wir wollen erst bei Gelegenheit des Lateinischen den Nutzen der alten Sprachen untersuchen. Hier stellen wir die Ohnmacht des Unterrichtswesens fest, und das genügt uns. Kann man sagen, dass diese Ohnmacht nicht ewig dauern wird, dass man, wenn man es nachdrücklich wollte, über alle Hindernisse triumphieren würde? Das hiesse der Wirklichkeit den Rücken zudrehen, das hiesse gegen einen unwiderstehlichen Strom schwimmen wollen. Von allen Seiten erhebt sich einstimmige Klage gegen die Quälerei, welche die Schule an der Jugend verübt. Das Gehirn der Schüler droht unter dem Drucke all der Kenntnisse, die man hineinrichtert oder wie mit einem Keil hineintreibt, zu zerplatzen, und da glaubt man noch, dass Staatsmänner und Gesetzgeber sich dazu entschliessen werden, das Studium des Griechischen auf dem Gymnasium stärker zu betonen! Zu diesem Zwecke müsste man das Abiturientenexamen erschweren, und die öffent-

liche Meinung verlangt eine Erleichterung desselben. Man müsste die Zeit für die klassischen Studien ausdehnen, während die Familien sie möglichst abkürzen wollen, die einen, weil der Knabe die Erlernung eines einträglichen Berufs beginnen muss, die andern, weil sie wünschen, dass er der Gestellungsordre zuvorkommt, um zeitig die militärischen Verpflichtungen los zu werden, oder dass er die Vergünstigung eines Aufschubs erlangt, indem er nachweist, dass er schon angefangen hat, Jura oder Medizin zu studieren.

Es giebt nur zwei Arten von Schülern, in deren Interesse man das Studium des Griechischen wieder beleben könnte, nämlich diejenigen, welche sich dem Lehrfach widmen, und diejenigen, welche niemals ihren Lebensunterhalt zu verdienen brauchen. Reden wir über beide einige Worte. Eine ganz natürliche Neigung treibt den Lehrerstand dazu, die Sorge für seinen eigenen Ersatz als einen der hauptsächlichsten Gegenstände seiner Bemühungen anzusehen; die Lehrer erinnern sich ihrer selbst und denken an ihre Erben. Oft finden gerade die Männer, welche die selbstlose Pflege des Schönen mit dem grössten Eifer verherrlichen, in dieser Pflege die Mittel zum Leben und ihre Ansprüche auf Ehrenstellen. Es ist das keineswegs Heuchelei; nichts ist aufrichtiger als das Gefühl, welches uns unseren Beruf zu preisen treibt,

ebenso wie die Neigung dazu den Jünglingen einzuflößen, welche unter unserm Einflusse stehen. Man muss trotzdem diesem Hang mit Misstrauen entgentreten, denn man würde durch ihn in einen Kreis falscher Schlüsse geraten; die Lehrer sind für das Studium da, nicht das Studium für die Lehrer. Die Geistlichkeit ist der Versuchung zu sehr anheimgefallen, die heranwachsenden Geschlechter so zu erziehen, dass sie dem Altar zugelenkt werden. Man weiss, wie viel Mühe sich die Jesuiten gaben, um die besten aus ihren Klassen für ihre Gesellschaft vorweg zu nehmen. Aber die Lehrer haben kein Recht, der Mehrzahl ihrer Zuhörer einen Unterricht aufzunötigen, der nur ihren mutmasslichen Nachfolgern von Nutzen sein würde. Wenn das Griechische beim gegenwärtigen Stande des Unterrichts zu nichts dient, so hat es für die Republik keinen Sinn, den Unterricht in der Weise einzurichten, dass dabei Lehrer des Griechischen ausgebildet werden. Man würde eine Ungerechtigkeit gegen die Mehrzahl begehen, wenn man aus den Gymnasialklassen eine Vorschule für das höhere Lehrerseminar machte. Die Versorgung des Lehrkörpers ist eine bedeutsame, aber untergeordnete Aufgabe. Zuerst müssen wir wissen, was unsere Kinder lernen sollen; später, aber auch erst dann, wollen wir sehen, was geschehen muss, um Lehrer zu finden und heranzubilden.

Was die jungen Leute angeht, denen die Gunst des Schicksals von vorn herein eine lange Musezeit und eine von Sorgen für ihren Unterhalt freie Jugend gewährt, so könnten sie vielleicht das Bedürfnis empfinden, ihre schönsten Jahre der fleissigen Beschäftigung mit den antiken Musen zu widmen. Wir sehen indessen nicht, dass sie ihre Freiheit benutzen, um die Keime, welche das Gymnasium in sie gelegt hat, zu entwickeln. Die philologisch-historischen Fakultäten haben als eifrige und strebsame Zuhörer, als Kandidaten für die akademischen Grade fast nur künftige Mitglieder der Unterrichtsverwaltung. Wenn wir unsere Gymnasiasten nur für die philologisch-historischen Fächer vorbereiten, bereiten wir sie in Wirklichkeit nur dazu vor, unsere Nachfolger zu werden. Das ist korporativer Egoismus, freilich der am meisten zu entschuldigende, aber auch der gefährlichste aller Arten von Egoismus, weil er sich unter einem grossmütigen Schein verbirgt. Wenn sich die Kinder der Reichen nicht zu einer gewinnbringenden Laufbahn entschliessen, entschliessen sie sich dazu, das Leben froh zu geniessen, und es ist für sie Zeitvergeudung, wenn sie an die Thür eines Tempels geführt werden, in den sie niemals eintreten sollen. Wir finden nichts Ähnliches bei den englischen Unterrichtseinrichtungen, in denen die junge Aristokratie ohne selbstsüchtige Hintergedanken eine höhere geistige Aus-

bildung sucht. Und doch darf man glauben, dass die englischen Unterrichtseinrichtungen einen zurückgebliebenen Lehrplan besitzen, dass die heutigen Engländer nicht auf sie verfallen würden, wenn sie nicht schon vorhanden wären, dass die Könige und grossen Herren, welche sie begründet und ausgestattet haben, hauptsächlich darauf bedacht waren, sich eines auserwählten Klerus für die Staatskirche zu versichern. Merken wir uns bei dieser Gelegenheit, dass die Verteidigung der toten Sprachen weit leichter in den Ländern ist, wo der öffentliche Unterricht zum Nachwuchs des Klerus beiträgt. In Frankreich erfüllen die Seminarien diese Aufgabe; mit ihnen haben wir uns nicht zu beschäftigen.

So muss also das Griechische entweder verstärkt oder fallen gelassen werden. Da man es nicht verstärken kann, muss man es wohl oder übel fallen lassen, ein schmerzliches Opfer für diejenigen, welche sich nach mühevoller Arbeit an der Erkenntniss der Schönheiten hellenischer Litteratur erbaut haben, aber mehr scheinbar als wirklich; die Jugend wird dabei nur Kenntnisse, die zu elementar sind, um von grossem Nutzen sein zu können, einbüssen, eine Grammatik, von der sie nur Härten kennen gelernt hat und Meisterwerke, von denen sie kaum einige Brocken liest. Wenn es erwiesen wäre, dass das Studium einer toten Sprache zur Ausbildung des Geistes nötig ist, müsste man noch

beweisen, dass das Latein nicht genügte, und dass zwei tote Sprachen besser sind als eine. Man soll sich dabei nicht darauf berufen, dass das Französische vom Griechischen herkommt, auch nicht darauf, dass unsere klassische Literatur von Erinnerungen an das griechische Altertum durchdrungen ist. Der Einfluss der Zivilisation, welche zur Zeit des Perikles in Blüte war, hat sich bei uns nur durch die Vermittlung der Römer fühlbar gemacht.

Es ist sicherlich überflüssig, den aus den griechischen Etymologieen hergeleiteten Einwand zurückzuweisen. Niemand braucht zu wissen, woher gewisse wissenschaftliche Wörter kommen, um zu verstehen, was sie bedeuten, und ausserdem würde die Etymologie bisweilen ein irreleitender oder unzureichender Führer sein. Man bedient sich des Telegraphen und des Thermometers, ohne studiert zu haben, und man könnte Plato in der Ursprache lesen, ohne zu erraten, was eine homöopathische Dosis oder ein hermetischer Verschluss ist. Ist es notwendig zu wissen, dass Priester alt, Kanonikus regelmässig, Kirche Versammlung und Diözese Verwaltung bedeuten? Entweder sind die aus dem Griechischen stammenden Wörter in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangen, und man versteht sie, ohne dass man auf ihren Ursprung zurückzugreifen braucht, oder sie gehören dem Spezialwörterchatz einer Wissenschaft an, und

man hat sie nur nötig, wenn man auf die That-
sache oder den Gedanken stösst, welchen sie
bezeichnen; ihre Herkunft fügt ihrer Bedeutung
nichts hinzu.

VIII. Kapitel.

Das Latein.

Hier vor allem fühle ich die ganze Schwierig-
keit meiner Aufgabe; sich am Latein vergreifen,
das ist fast eine Gotteslästerung. „Ohne Latein
ist kein höherer Schulunterricht denkbar.“ Dieser
Wahrspruch wird nicht nur geglaubt; er ist so-
gar bis auf den heutigen Tag der Ausdruck der
Wahrheit gewesen. Die Neuerer, welche das
Latein bis jetzt haben abschaffen wollen, ver-
standen es nicht zu ersetzen; auf den Trüm-
mern des römischen Musentempels haben sie nie
etwas anderes als eine mehr oder weniger er-
weiterte Elementarschule aufzubauen vermocht.
Ihre Versuche haben ihre Ideen geschädigt;
sie waren kühne Umstürzler und furchtsame
Baumeister und haben als solche die Sache,
welche sie mit rasch erlahmender Kraft ver-
traten, blossgestellt. Ich würde es nicht wagen,
mich auf ihre Fährten zu begeben, wenn ich
nicht glaubte, dass ihre Misserfolge auf das
Unzureichende ihrer Pläne zurückzuführen sind,

und dass sie zum Ziele gekommen wären, wenn sie sich dasselbe höher und entfernter gesteckt hätten.

Man muss übrigens zugestehen, dass es der Unterrichtsverwaltung ebenso wenig gelungen ist, dem Latein seinen Platz zu sichern, wie den Reformatoren, ohne dasselbe einen wirklichen höheren Schulunterricht einzurichten. Seit einem halben Jahrhundert beweisen die unablässig umgearbeiteten Lehrpläne, dass die grössten Geister nicht imstande sind, die Anforderungen der Tradition mit den Bedürfnissen der Jetztzeit in Einklang zu bringen. Man fügt hinzu und beschneidet täglich, aber was man hinzufügt, ist überreichlich, ohne überflüssig zu sein, und was man wegschneidet, hinterlässt klaffende Lücken. Das Gebiet der alten Sprachen beschränken heisst der klassischen Erziehung ihren Charakter nehmen. Aber soll man nicht die lebenden Sprachen aus dem Zustande der Verlassenheit hervorziehen, in dem sie bis jetzt gesteckt haben? Man hat geglaubt, es sei mit Hülfe besserer Methoden möglich, in kürzerer Zeit mehr lernen zu lassen. Auf ähnliche Weise bringen durch eine sinnige Anordnung geschickte Leute eine weit grössere Ladung in einem Schiffe unter als hineingehen würde, wenn man die Ballen beliebig aufstapelte. Das heisst Schichtung und ist eine von den Seeleuten hochgeschätzte Kunst. Aber das so voll geladene Schiff kann immer nur ein gewisses Gewicht an Waren tragen. Es genügt

nicht, nur die Überfüllung zu vermeiden, man muss auch die Überlastung vermeiden. Nun versucht man wohl, die Kenntnisse in dem Gehirn des Kindes aufzuspeichern; aber dabei muss man fürchten, das normale Gewicht zu überschreiten und dieses zarte Boot zu überlasten. Die letzten Reformen bezweckten, dem Latein weniger Zeit zuzuweisen, ohne sein Studium abzuschwächen; es scheint erwiesen, dass die Schüler wohl dazu gelangt sind, sich am Lateinlernen weniger Mühe zu geben, dass sie aber auch weniger davon wissen. Heute ist die Einschränkung an der Mode; das Mitleid, welches die all diesen Versuchen Unterworfenen einflößen, wird die Lehrer der Jugend zu einigen Opfern vermögen. Aber diese Opfer werden schmerzlich für sie sein, wenn sie ausreichend sind; es lässt sich sogar vorhersehen, dass sie schmerzlich sein werden, ohne ausreichend zu sein, weil man sich nicht dazu verstehen wird, entschlossen die Frage zu untersuchen: Wozu dient der Lateinunterricht?

Beweisgründe stehen der Feder der Verfechter der Tradition massenweise zu Gebote, und sie begnügen sich nicht damit zu beweisen, sie rufen auch noch die Beredsamkeit der Vernunft zu Hülfe. Daher hat man bisweilen Mühe, wenn man ihre tief bewegten Reden liest, ihre These des rednerischen Schmuckes, mit dem sie sie verschönern, zu entkleiden. Herr von Lap-

rade, vielleicht der ungestümste unter den Verfechtern des Latein, versichert, dass die Gegner desselben die Gesellschaft verdammen, ohne Tradition und ohne Moral zu leben, dass sie Frankreich zur Barbarei und in den Tod führen; er erblickt in ihnen Materialisten, Atheisten, Revolutionäre und Sozialisten. Eine solche Philippika ist recht pikant, wenn man gerade das geistreiche Büchlein gelesen hat, worin Bastiat zu beweisen versucht, dass das Abiturientenexamen der Vater des Sozialismus ist, oder die Schmähschriften, welche gewisse Theologen, die mindestens ebenso katholisch sind wie Herr von Laprade, gegen das heidnische Wesen im Unterricht geschleudert haben. Gleichwohl nimmt die Kirche, welche ewig Latein zu sprechen geschworen hat, das klassische Altertum gern in ihren Schutz, wie die Scholastik des Mittelalters sich mit Aristoteles verbunden hatte. Sie fürchtet für den Glauben weniger das Gift, welches die heidnische Gelehrsamkeit ausströmt, als die bei weitem durchdringendere Ansteckung moderner Ketzereien.

Sehen wir von der Redekunst und den Verunglimpfungen ab, und versuchen wir die Beweisgründe unserer Gegner zusammenzufassen. Sie sagen:

Dass das Studium einer alten Sprache eine ausgezeichnete Gymnastik für den Geist der Kinder ist;

dass die Kenntniss des Latein für den unerlässlich ist, der gut Französisch können will;

dass die fleissige Beschäftigung mit den grossen Männern und den grossen Schriftstellern des Altertums den Geist und das Herz bildet;

dass, da die moderne Zivilisation eine Tochter der griechisch-römischen ist, die beste Ausbildung, welche man den heranwachsenden Geschlechtern geben kann, diejenige ist, welche wir aus unsern Meistern schöpfen.

Nehmen wir diese Beweisgründe Stück für Stück, einen nach dem andern, vor, und sehen wir, ob sie so stichhaltig sind, wie uns die Gewohnheit, sie anzuhören und selbst sie zu wiederholen, hat glauben lassen.

Richtig ist es, dass das Sprachstudium für das Kindesalter passt. Es setzt besonders das Gedächtnis in Thätigkeit, und man kann von einer Fähigkeit, die sich von früher Jugend auf in ihrer ganzen Kraft zeigt, gar nicht zu viel verlangen. In manchen Ländern werden die lebenden Sprachen weit mehr als in Frankreich fast gleichzeitig mit der Muttersprache erlernt; die ausländische Erzieherin empfängt ihren Zögling aus den Armen der Amme, und es hat nicht den Anschein, als ob das Gehirn durch dieses frühzeitige Lernen überlastet werde. Also nicht

der Unterricht an sich, vielmehr die lang fortgesetzte Aufmerksamkeit verursacht die Ermüdung. Was vermieden werden muss, sind die weitläufigen Schlussfolgerungen. Der Schüler wird uns sehr weit und sogar rasch folgen, vorausgesetzt dass man ihn Schritt für Schritt weiter marschieren lässt, und dass man ihn nicht nötigt, zu gleicher Zeit eine Kette von Lehrsätzen in sich aufzunehmen. Man setze ein fremdes Wort unter ein französisches Wort; man lasse ihn die Verschiedenheiten und Ähnlichkeiten des Wortschatzes und der Redewendungen beobachten, aber ohne Pedantismus, ohne abstrakte und metaphysische Begriffe, mit einem Worte ohne Grammatik. Es gibt nichts mühseligere, nichts unnützeres als die Einführung der Kinder in die trockenen Geheimnisse der Satzfügung und Zergliederung, und Gott wolle geben, dass man die französische Rechtschreibung von allen Regeln befreien könnte, mit denen man sie ausstaffiert hat! Ich weiss nicht, ob der Tag einmal kommen wird, wo man schreibt, wie man spricht; aufrichtig gestanden kann man nicht ohne einen gelinden Schrecken den Gedanken Corneilles und Racines begreifen, die sich den Neuerern auf dem Gebiete des Alphabets anschlossen. Ausserdem giebt es in dem Wohlklange unserer Sprache Zartheiten und Schattierungen, halbe Töne, die eine gleichsam algebraische Bezeichnung sehr bald unter-

drücken würde. Man kann nur dringend wünschen, dass unsere Nachkommen zu dem gesunden Menschenverstande unserer Väter zurückkehren und aufhören, die Menschen nach ihrer Orthographie zu beurteilen. Die grossen Schriftsteller des 16., 17. und sogar 18. Jahrhunderts machten getrost Fehler, die uns arg vorkommen würden. Es blieb unserer Zeit vorbehalten, diese Art des Verbesserns zur Höhe eines Dogmas zu erheben und nicht nur das reife Alter, sondern die zarteste Kindheit der Beobachtung dieser lästigen Vorschriften zu unterwerfen, die von bureaukratischen Rechtsgelehrten abgefasst zu sein scheinen. Vielleicht bereitet uns das Studium der Partizipien darauf vor, die Feinheiten der Rechtsverdrehung und die kindischen Anforderungen der Staatsverwaltung zu begreifen; aber warum sollen wir uns so früh darauf vorbereiten?

Die durch den Gebrauch und so bald wie möglich durch die Lektüre gelehrten lebenden Sprachen führen bei den jungen Schülern zu keiner übertriebenen Ermüdung. Anders beim Latein. Hier ändert sich alles plötzlich, die Wörter, die Wendungen, ja selbst die Art zu denken. Die Deklination und die Konjugation verwehren, wie zwei Reihen von Festungswerken, den Eintritt in das Idiom, welches man erlernen soll. Man geht auf ebener Erde vom Französischen zum Englischen, Deutschen und Italienischen;

man kann fast die Übersetzung über den Urtext schreiben. Man tritt dagegen nicht an das Latein heran, ohne das Gestrüpp der Grammatik durchschritten zu haben; ehe man mit den Wörtern zu thun hat, muss man über den Formen wie angenagelt sitzen, d. h. mit Abstraktionen beginnen.

Das ist es, was man eine Gymnastik des Geistes nennt. Der Abt Galiani behauptete, dass der wahre Zweck der Erziehung der wäre, die künftigen Menschen ans Ertragen zweier Dinge zu gewöhnen, nämlich der Ungerechtigkeit und der Langeweile. Das Latein erfüllt mindestens die Hälfte dieses Programms. Aber auch viele andere Mühseligkeiten würden denselben Zweck erfüllen. Und welches sind denn eigentlich nach allem die Früchte dieser Gymnastik? Sehen wir, dass der Geist beweglicher und kräftiger wird? Ohne Zweifel leisten die mit hervorragender Einsicht Begabten diesem grausamen Regiment am häufigsten Widerstand, und man schreibt die Kraft, welche sie sich trotz allem bewahrt haben, der Prüfung zu, die sie haben ablegen müssen. Aber die Mehrzahl der Schüler erfährt dabei nur eine Art moralischer Zerschlagenheit und unheilbarer Verunstaltung.

Man ermesse, falls Gedächtnis und Einbildungskraft einen so ausgedehnten Zeitraum zu durchheilen erlauben, die ungeheure Zeit und Mühe, welche die Aneignung der grammatischen Regeln im Lateinischen von Sexta bis Unter-

prima gekostet hat; und wie viele Unterprimaner sind doch noch sehr schlecht in die Mystereien eingeweiht, deren trauriger Oberpriester Lhomond*) ist! Ich spreche nicht von der Literatur; wir werden darauf zurückkommen. Kurz, die Abiturientenprüfung zielt fast nur auf die Kenntniss der grammatischen Formen und Regeln ab; ganz armselig ist der Vorrat an Wörtern, Gedanken und Erinnerungen, den man um zu bestehen besitzen muss, wofern man nur die Fälle und die Modi einigermaßen richtig anwenden kann. Wie viele langweilige Übungen sind nötig, um zu dieser mässigen Fertigkeit in der Kunst ein Exerzitium zu schreiben zu gelangen, wie viele Fehltritte gegen dieselben Steine des Anstosses, wie häufige Umkehr auf einem mit Dornen bedeckten und von Schluchten durchschnittenen Wege! Was ist also diese Gewöhnung, die man so teuer bezahlen muss, und die meistens zu einer unüberwindlichen Abneigung gegen die Sorte Arbeit, die man uns hat verrichten lassen, führt? Flösst uns etwa die Gymnastik des Körpers Ekel gegen Turnübungen ein? Beweist die Hast, mit der die Abiturienten ihre Wörterbücher verbrennen, nicht etwa, dass der Zweck verfehlt ist, und dass der Geist sich keineswegs an die Studien gewöhnt hat, die man ihm auferlegt hat? Diejenigen, welche weiter gehen,

*) Charles Lhomond, franz. Grammatiker † 1794. D. Ü.

und aus Beruf oder Liebhaberei die Kenntniss der toten Sprachen benutzen, um sich mit den alten Klassikern vertraut zu machen, können kein richtiges Urtheil in dieser Sache fällen, wofern sie nicht durch einen Sprung ihrer Einbildungskraft aus sich selbst herausgehen und sich an die Stelle ihrer Kameraden versetzen.

Gewiss, den humanistischen Studien wohnt ein unendlicher Reiz inne; die Frucht ist äusserst schmackhaft für diejenigen, welche über die Schale hinweg sind; aber wieviele kommen darüber weg? Ein einziger Umstand könnte diese mühselige, von Anfang an drückende Arbeit rechtfertigen, das wäre der völlige Besitz und uneingeschränkte Genuss der alten Meisterwerke; gerade er aber geht den meisten Schülern verloren. Man verlässt das Gymnasium zu früh, und die letzten Schuljahre sind mit Arbeit so überhäuft, dass man keine Zeit zum Lesen bekommt. Weil neunzehn zwanzigstel aller Schüler ihren lateinischen Studien die Krone nicht aufzusetzen vermögen, deshalb hat man, und zwar nachträglich, die Theorie von der Gymnastik des Geistes erfunden, ungefähr so, wie man behaupten wollte, dass ein zehnjähriges forcirtes Abspielen der Tonleiter unter Verzichtleistung auf die Musik Wert hätte. Unsere Verfahren, für welche das Latein fast eine lebende Sprache war, würden über die Bescheidenheit lachen, mit der wir eingestehen, dass es für uns

sehr nützlich ist, etwas mühselig zu erlernen, von dem wir zugeben, dass wir es niemals völlig verstehen können, und dass wir das lateinische Elementarbuch nötig haben, um unsern widerpenstigen Geist geschmeidig zu machen.

Es giebt einen Kernspruch, der eine Hauptrolle bei den Preisverteilungsreden spielt, und der ein Meisterstück von Kathederweisheit ist, mit dem man uns alle beim Verlassen des Gymnasiums gesteinigt hat. Er lautet: „Ihr Abiturienten wisst noch nichts, ihr habt nur gelernt zu lernen“. Man könnte wohl kein härteres Urteil über die Studien fällen, deren Lobpreisung man beabsichtigt; die Strenge versteigt sich hier sogar bis zur Ungerechtigkeit.

Was für ein Lebewohl der Schule für die Jünglinge, die sie so lange in der Zucht gehabt hat! Meine Kinder, ihr wisst noch nichts! Ein junger Mann von achtzehn Jahren sollte mit Recht seine Lehrer verfluchen, wenn er zu der Einsicht gelangte, dass man ihm um den Preis einer zehnjährigen Gefangenschaft nur gewisse Gewohnheiten beigebracht hat. Welche? Die Gewohnheit, seine Zeit mit grosser Ausdauer zu vergeuden, mühselig leere Nüsse zu knacken, den Mühlstein zu drehen, um nur Kleie zu Tage zu fördern; die Gewohnheit zu arbeiten, ohne zu begreifen warum, einer Sitte zu gehorchen, die nichts in seinen Augen rechtfertigt, den gebahnten Weg abzutreten, ohne zu wissen, wo-

hin er führt, eine Methode, die besser ist, um Mönche auszubilden als Männer. Glücklicherweise ist diese trostlose Phrase nicht ganz zutreffend; die Erziehung, welche man im Gymnasium erhält, ist nicht so formell, dass sich nicht doch ein wenig Realität mit ihr verbände.

Übrigens soll nicht bestritten werden, dass die lateinische Grammatik den acht- oder zehnjährigen Schüler zu einer wirklichen Kraftanstrengung zwingt, und es ist gut, dass er sich etwas abhärtet. Nachteilig ist, dass die Frucht dieser Anstrengung gar nicht oder zu spät zu Tage tritt. Die Aufgabe, im Hinblick auf eine ferne Zukunft angestrengt zu arbeiten, fällt dem Mannesalter zu. Hat man mit Kindern zu thun, so soll das Ziel nicht zu weit vom Ausgangspunkt liegen, so soll man die Ernte von der Aussaat nicht durch einen Zwischenraum von einem oder zwei Lustren trennen. Sie begreifen leicht den Nutzen der lebenden Sprachen, weil es sich zuweilen trifft, dass sie dieselben sprechen, oder dass sie in ihrer Umgebung gesprochen werden. Schon frühzeitig reizt sie der Gedanke ans Reisen. Die Geographie und die Geschichte gewähren ihnen Unterhaltung, wenn sie gute Lehrer und gute Bücher haben. Auch die Mathematik und die Naturwissenschaften würden sie nicht ganz und gar abschrecken, wenn es nicht so schwierig wäre, ihnen die Grundlehren, ohne sie zu ermüden, vorzuführen. Sie haben

vom wirklichen Leben bereits einen hinreichend klaren Begriff, um sich ohne Widerwillen vorzubereiten, dereinst ihren Platz darin einzunehmen, vorausgesetzt, dass sie den Zusammenhang erkennen, der zwischen ihrer jetzigen Arbeit und ihrer zukünftigen Laufbahn besteht. Man kann von ihnen viel durch den Trieb zur Nachahmung erlangen. Die Natur will, dass die Lehrzeit leicht ist, und dass die Kinder an der Nachahmung ihrer Eltern Vergnügen finden, selbst bei recht grossen Anstrengungen; selbst ihre Spiele sind nichts anderes als eine freie Darstellung der Arbeiten, die sie mit ansehen. Eine ideale Erziehung sollte den Menschen bis zum Mannesalter durch eine lange Reihe von Übungen hindurch geleiten, bei denen er niemals den Zweck seiner Arbeit und die Ordnung ihrer Fortentwicklung aus dem Auge verlieren und sich selbst nach dem Muster seiner geachtetsten Vorgänger heranbilden würde. Der kleine Zögling des Priesterseminars, der bei der lateinischen Messe dient, und der seine Lehrer in einer durchaus lateinischen Welt leben sieht, folgt dem Naturgesetz, wenn er sich eifrig mit dem Studium einer Sprache befasst, die unaufhörlich an sein Ohr klingt; um ihn herum denkt, liebt und betet man in dieser Sprache. Aber die Laienerziehung schafft eine Kluft zwischen der Schule und dem Leben; weder in der Zukunft noch in der Gegenwart bemerkt der Gym-

nasiast etwas, was seine Gedanken auf seine Schreibhefte zurückführt.

Der Knabe, welcher zum ersten Male die lateinische Grammatik aufschlägt und mit den Deklinationen seine erste Schlacht eröffnet, kann die nützlichen oder angenehmen Ergebnisse der Arbeit, die ihm auferlegt wird, nicht erkennen, wofern er nicht inmitten der Priester gross gezogen wird. Daher betritt er diesen kummervollen Weg nur aus Gehorsam und Gewissenhaftigkeit. Um ihn zu kräftigen, muss man ihn unaufhörlich durch Wetteifer anstacheln. Das Ziel seiner Studien ist verschwommen und dunkel; er sucht keine Unterweisung mehr, sondern äusseren Erfolg. Niemand aus seiner Umgebung spricht, schreibt oder liest Latein. Mag er sich vornehmen, Preise zu verdienen oder ein Diplom zu erringen, nie bemerkt er irgend welche direkte Beziehung zwischen seinen Anstrengungen und dem dafür gezahlten Preise. Er betritt so das Gebiet künstlichen und konventionellen Übereinkommens. Er erfährt, dass die Gesellschaft einem Verdienste, dessen Nutzen nicht zu Tage tritt, kostbare Vorteile beilegt. Sicherlich ist die Wissbegierde eine edle Leidenschaft; es ist eine schöne Sache zu wissen, um zu wissen. Aber das lateinische Elementarbuch und das Exerzitium machen die Wissbegierde nicht rege; was die klassischen Studien dem in sie Eingeweihten im Anfange bieten, und der

Anfang dauert sehr lange, ist keine uneigennützige Wissenschaft; es ist die Wissenschaft, die wie ein Schlüssel betrachtet wird, der die Thür zu den Ämtern aufschliesst und weiter nichts. Dass die Kenntnisse, um deren Erwerbung es sich handelt, notwendig sind, weiss der Knabe; dass sie fruchtbringend sind, davon weiss er nichts, und die Gleichgiltigkeit der Welt, die ihn umgiebt, muss ihn zu dem Glauben bringen, dass sie an sich fruchtlos sind.

Geben wir jedoch zu, dass dem Sprachstudium eine stärkende und heilsame Gymnastik inne wohnt. Dann bleibt die Frage zu entscheiden, ob die geistigen Übungen nicht an einem besser gewählten Gegenstand vorgenommen werden können, ob die lebenden Sprachen nicht hinreichende Schwierigkeiten zum Überwinden und in besserer Abstufung darbieten, die geeigneter sind, das Gehirn anzuregen, ohne es übermässig anzustrengen. In einer Unterklasse von dreissig Schülern giebt es drei oder vier, die Geschmack an der lateinischen Grammatik finden, ebenso wie sie ihn an jedem andern Studium finden würden. Die übrigen fühlen sich zehn Jahre lang einer harten, von Gott gesandten Prüfung unterworfen und betreten das Gymnasium wie ein unvermeidliches Gefängnis, dessen Härte man nur erträgt, weil sie unvermeidlich und allen gemeinsam ist. Man bemerkt häufig einen betrübenden Unterschied zwischen dem

Eifer, mit dem die Kinder sich ans Lernen begeben, wenn man sie nicht übermässig anstrengt, und der dumpfen Folgsamkeit, mit welcher der Schüler sich auf dem holprigen Pfade der einzelnen Lektionen und Exerzitien dahinschleppt. Die angebliche Gymnastik des Latein hat sie erschlafft.

Man hat behauptet, dass die Kenntniss des Latein für denjenigen, der gut Französisch verstehen wolle, nötig sei. Das ist auch eine jener modernen Beweisführungen, die bekunden, dass gute und alte Vernunftgründe mehr und mehr im Schwinden begriffen sind. Sie sind Zweige, an denen man sich festhält, wenn man den Boden unter den Füßen verliert. Wen wird man überzeugen, dass man eine tote Sprache zehn Jahre lang studieren müsse, um eine lebende Sprache, die Muttersprache, gut zu sprechen? Glaubt man, dass Homer Sanskrit, das ursprüngliche Arisch, kannte, und dass Cicero in der Wissenschaft von der Entstehung des Latein bewandert war, er, der ohne Stirnrunzeln so seltsame Etymologieen aufstellt? Es giebt keine Sprache, die man nicht für sich allein kennen lernen kann. Man vergleiche die Schreibweise eines gewöhnlichen Abiturienten mit der einer geistvollen Frau.

Die Verfechter der Tradition, die in Ermangelung eines besseren die geschichtliche Entstehung des Französischen geltend machen, be-

sitzen nur wenig Sinn für die geschichtliche Entwicklung. Erst in neuerer Zeit ist man darauf verfallen, die Schüler zu lehren, wie der Übergang sich vollzogen hat, wie sich aus dem Beharren des Worttones die Verkürzung der Wörter und grammatischen Formen erklärt, wie man ein Wort mit volkstümlicher Herkunft von einem solchen mit gelehrtem Ursprunge unterscheiden kann.

Man hat bis jetzt nur das Latein aus dem Augusteischen Zeitalter und das Französische aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. in den Kreis der Betrachtung gezogen. Das Französische des Mittelalters war Boileau und seinen Zeitgenossen gänzlich unbekannt. Man wusste nicht, dass unser Land seine Litteratur oder wenigstens seine nationale Poesie vor den Italienern und Deutschen hatte, dass die deutschen Minnesänger unsern Trouveres nachahmten, und dass Dante uns viel verdankt. Malherbe, der wollte, dass man bei den Lastträgern von Port-au-Foin französischen Unterricht nehmen sollte, bekundete einen richtigeren Blick als die Professoren. Und doch sind die Lastträger nicht bei Titus Livius und Horaz in die Schule gegangen.

Was uns zu wissen not thut, ist nicht die Bedeutung, welche ein Wort unter den Konsuln oder Kaisern hatte, sondern seine Geschichte seit der Entstehung der Sprachen bis auf unsere Zeit. Das Wörterbuch von Littré nützt mehr

als das lateinische Wörterbuch. Für die Gelehrten ist das Glossarium des mittleren und späteren Latein von Du Cange weit kostbarer als der Sprachschatz Ciceros. Die Ausdrücke, die wir dem klassischen Latein entnommen haben, bieten keinerlei Schwierigkeiten dar. Wer ein Verzeichnis unseres sprachlichen Reichtums aufnehmen will, hat ganz andere Quellen zu Rate zu ziehen. Die christliche Theologie, die Kirchenväter, die Scholastik, das Lehnsrecht, sogar die Wappenkunde gewähren uns mancherlei Aufschluss, und noch mehr erhalten wir von den verschiedenen Arten des Handwerks. Eine Sprache ist wie ein Fluss, der, wenn nicht zahlreiche Zuflüsse nach und nach ihre Gewässer in denselben ergössen, austrocknen würde. Die Naturlehre und Naturbeschreibung, die parlamentarische Redeweise, die Sprache der schönen Künste erweitern das Französische bis auf den heutigen Tag, nicht ohne es ein wenig zu verwirren. Was vom Latein durch wirkliche, d. h. volkstümliche und ungekünstelte Tradition auf uns gekommen ist, und was den Grundstock der Sprache ausmacht, das reine und ungemünzte Metall ohne beständig wechselnde Beimischung, das haben wir von unsern Müttern und Ammen mitbekommen. Was unsere Klassiker durch Nachahmung des Altertums hinzugefügt haben, finden wir allerdings bei ihnen, wenn wir Zeit haben, sie zu lesen. Wenn indessen bei Mon-

taigne und sogar bei Bossuet Redewendungen vorkommen, deren Schönheit uns unverständlich bleibt, weil wir Seneka und Tertullian nicht verstehen können, so rührt dies daher, dass das Französische Montaignes und das Bossuets ein wenig veraltet ist; wir haben es nur mit Wörtern zu thun, die wir nicht ohne weiteres verstehen; dieselben sind gewissermassen Denkmünzen, die man in einem Kabinet zur Unterhaltung für Liebhaber und Neugierige ausstellt; sie sind jedoch keine Geldstücke, die dem Verkehr dienen. Will man uns in unsern Schriften die schönen Wendungen aus unserer Blütezeit neu zu beleben nötigen? Will man durch erzwungene häufige Beschäftigung mit den Klassikern dem Verfall oder der Umgestaltung des Wortschatzes Einhalt thun? Es wäre schon eine Leistung, nur bis auf Voltaire und Rousseau zurückzugehen. Aber befassen wir uns nicht mit Hirngespinnsten. Man kann die Tagesordnung einer Versammlung nicht im Style Voitüres festsetzen, auch nicht eine wirtschaftliche Frage so besprechen, dass das Ohr Boileaus, wenn er wieder lebendig würde, kein einziges Mal beleidigt wäre. Diejenigen, welche in einer gewissen altertümlichen Schreibweise etwas suchen, glauben den Meistern die Schuhriemen zu lösen, weil sie hier und da ein „Wenn auch noch“ oder ein „Dass wenn“ unterlaufen lassen, weil sie in ihre alltägliche Prosa fünf oder sechs Ausdrücke ein-

flechten, die sie nach langem blättern dem Vorrat des Wörterbuchs entnommen haben. Dieses kühne Zurückgreifen auf frühere Dinge hat seinen Reiz unter der Feder eines Meisters, es wirkt aber bei mittelmässigen Schriftstellern nur abstossend. Da sind doch die Erinnerungen an Port-au Foin den Erinnerungen, die nach der Schulbank schmecken, vorzuziehen. Ist es nötig, dass die ganze Jugend ihre Zeit vergeudet, damit fünfzehn oder zwanzig Bücher- oder Artikelschreiber zeigen können, dass sie sich aufs Anfertigen von Exerzitien verstanden haben und ein kleines Häuflein verjährter Feinheiten ins Leben hineintragen?

Dem höhern Unterricht ist die Aufgabe zugewiesen, gebildete, und nicht gelehrte Menschen heranzuziehen. Es liegen leider zu viele litterarische Existenzen auf dem Strassenpflaster. Besser wäre es noch, ein Konservatorium für Schriftsteller einzurichten, wie man deren für Tenoristen und Pianisten gegründet hat, als vielen Tausenden von Franzosen ein Studium aufzwingen, dessen günstigstes Ergebnis wäre, das Schwinden einiger Dutzend abgelebter Wörter hinzuhalten.

Ich will die Wichtigkeit des Lateinischen für das historische Studium des Französischen nicht bestreiten, aber ich leugne die Notwendigkeit, Lateinisch zu können, um gut französisch zu verstehen; ich leugne, dass Lhomond unsere

Litteratur wirksam gegen den Verfall verteidigt. Es ist ohne Zweifel gut, dass eine höhere Erziehung in Frankreich für ein aufgeklärtes Publikum, welches die Erzeugnisse des Geistes zu lesen und zu beurteilen befähigt ist, sorgt. Aber hier handelt es sich darum zu wissen, ob diese Erziehung für ewige Zeiten auf den alten Sprachen beruhen muss und nicht, ob sie einen hinreichend gelehrten Anstrich behalten soll.

Wir werden auf diesen letzten Punkt zurückkommen und von geistiger Ausbildung zu sprechen haben. Inzwischen wird es wohl zu bestreiten erlaubt sein, dass das Latein zur Erschliessung des Französischen unerlässlich und einzig dasteht. Ein seltsamer Widerspruch! Man steift sich auf die Verschiedenheit beider Sprachen, um die Geistesgymnastik zu rühmen, die den Schülern beim Übergange von der einen zur andern zuteil wird, und auf die Ähnlichkeit, um die eine aus der andern zu erklären. Vielleicht würde man sich für das eine oder andere zu entscheiden gut thun.

Die These unserer Gegner wird noch mehr zu einem Scheingrunde, wenn sie behaupten, dass die Kenntniss der alten Litteratur mit dazu diene, das Verdienst der französischen Klassiker in vollem Masse würdigen zu können, die bis ans Ende des 17. Jahrhunderts viel übersetzt und nachgeahmt haben; um zu wissen, wie weit ihnen dies gelungen sei, müsse man das Original

verstehen. Aber dieser Beweisgrund hat nur einen scheinbaren Wert. Unsere Väter haben in gelehriger Weise aus den Griechen und Römern geschöpft; sie haben zu diesem Zwecke weite Streifzüge ins Gebiet des Altertums unternehmen müssen. Aber sie haben genügend reiche Beute von denselben zurückgebracht; wenn sie die erborgten Fetzen zusammenzuflicken verstanden haben, wenn sie eine gute Auswahl unter ihren Vorbildern getroffen und sie gut wiedergegeben haben, dann brauchen wir keine Vorbilder mehr. Es ist gut in die Schule zu gehen, aber es ist nicht gut, alt darin zu werden. Die französische Litteratur hat die Schule besucht, aber sie hat sie auch durchgemacht. Ohne Euripides würde Racine vielleicht nicht Racine geworden sein. Muss man deshalb Euripides gelesen haben, um den vortrefflichen Wohlklang der Verse Racines und die rührende Zahrtheit der Empfindungen geniessen zu können, welche seinen Gestalten inne wohnt? Iphigenie rührt uns, und Phädra versetzt uns in Bewegung, ohne dass wir an den griechischen Dichter zu denken brauchen. Diese Stücke verschaffen uns einen hohen geistigen Genuss, den Schlegels schwerfällige Beweisführung, dass sie hinter dem Original zurückgeblieben sind, nur beeinträchtigen würde. Boileau ist pedantisch genug, auch ohne dass man ihn mit einem fortlaufenden Kommentar aus Horaz und Juvenal versieht.

Montaigne verschont uns damit, Seneka und Plutarch zu lesen; er verschont sich selbst mit Plutarch und begnügt sich mit Amyot. Bossuet strahlt in einem solchen Glanze, dass er die von ihm bearbeiteten Schriftsteller in Schatten stellt; sogar die Bibel verliert an Wert, wenn sie nicht von ihm übersetzt ist. Der Telemach ist doch wohl für Leute geschrieben, die das Unglück hatten, Homer und Sophokles nicht zu kennen. Zwingt uns La Fontaine zur Bekanntschaft mit der glatten Frostigkeit des Phädrus oder der prosaischen Platitude des Pseudo-Äsop?

Wenn es trotz alledem nötig wäre, sollte man den Versuch machen, den Geist der Jugend allein mit Hilfe derjenigen französischen Klassiker heranzubilden, die völlig originell sind, oder die dem Altertum nur sehr wenig zu verdanken haben. Ihre Reihe würde noch stattlich genug sein. Corneille, Pascal, La Rochefoucauld, Retz, Moliere, Madame de Sevigné und La Bruyère würden noch ausreichen, das Jahrhundert der Blütezeit würdig zu vertreten. Mit Le Sage und Saint-Simon treten wir ins moderne Zeitalter ein, und die französischen Musen haben die Schulbank endgültig verlassen. Aber ein solches Opfer ist keineswegs notwendig; man thut einem Racine und Bossuet Unrecht, wenn man behauptet, dass sie sich nur mit einem Gefolge von Grammatikern und Erklärern, mit

Packträgern einer griechischen und lateinischen Bibliothek vor uns sehen lassen können. Sie brauchen all diesen Umhang gar nicht. Man gebe dem Tragiker eine Rachel, und die Gelehrten sind unnötig. Und wenn man die alten Predigten wieder vortragen wollte, was so viele platte Improvisationen aufwiegen würde, meine ich, dass eine Rede Bossuets sich noch heute in der Notre-Dame Kirche vor einer wahrhaft christlichen Zuhörerschaft ganz gut ausnehmen würde.

Aber sehen wir von der Sprache ab, und halten wir uns an den Hauptbeweisgrund der Humanisten, wonach das Studium der alten Litteratur ein mächtiges Erziehungsmittel ist. Auch hierbei muss man Unterabteilungen machen und zwischen sittlicher und geistiger Erziehung unterscheiden.

Ist es wahr, dass die Beschäftigung mit den Griechen und Römern ganz besonders geeignet ist, Männer und Bürger auszubilden? Man hat es oft versichert, aber niemals so viel wie zu der Zeit, wo die Pflege der Litteratur ebenso oberflächlich wie allgemein verbreitet war. Während der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts lernten alle Kinder des Adels und der Bürgerschaft Latein, aber fast alle lernten es schlecht; von dem Griechischen redet man besser gar nicht; es ist nicht die starke Seite der ehemaligen Unterrichtsordnung. Das Geschlecht,

welches die französische Revolution gemacht hat, kam vom Gymnasium, und man kann ihm gewiss nicht den Vorwurf machen, es an Entschlossenheit und Bürgermut haben fehlen zu lassen. Jedesmal, wenn man sieht, welche Ohnmachten auf die Zuckungen des Terrorismus folgten, und wieviele Jakobiner zu Höflingen wurden, liegt der Schluss nahe, dass die Ereignisse die handelnden Personen geschaffen haben, nicht die handelnden Personen die Ereignisse. Feurige Beredsamkeit, heroische Begeisterung und Todesverachtung waren ansteckend und epidemieartig. Ein Wind wehte, der aller Mut stählte; dann drehte sich der Wind, und eine mildere Luft schwächte den Mut. Wenn Athen, Rom und Sparta in der Mode waren, so rührte dies daher, dass die erregten Leidenschaften der Rhetorik bedurften; sie griffen zu derjenigen, welche der damals übliche Unterricht darbot. Die Volksredner benutzten den Plutarch, wie die Rundköpfe (Puritaner) die Bibel benutzt hatten; man sprach von Brutus und von Timoleon, wie die Genossen Cromwells von Gideon und Jerobeam sprachen. Dazu kommt noch der Unterschied, dass die Puritaner die Bibel wirklich kannten, während die Jakobiner vom Altertum nur unbestimmte und falsche Vorstellungen hatten, wie ihr Lehrer Rousseau. Wenn die Menschen sich in den Kopf gesetzt haben, alles umzustürzen, sind sie, um sich Gehör zu ver-

schaffen, fast gezwungen, ihre Gedanken unter die Obhut irgend welcher grossen Namen und irgend eines grossen Zeitabschnitts zu stellen; die Vernunft, das Interesse und die Leidenschaft würden ohne den Einfluss der Autorität nicht genügen. Aber heutzutage hat die Theorie des Fortschritts diesen Einfluss vermindert, und ausserdem liefert der Nationalkonvent Beispiele und Redewendungen genug, so dass man nicht nötig hat, weiter zurückzugreifen.

Es ist für uns ein grosses Unglück, dass die Väter unserer Freiheit und die Propheten unseres politischen Glaubens den Brocken klassischer Gelehrsamkeit, welche sie von den Jesuiten und ihren Nachfolgern empfangen, eine solche Wichtigkeit beigelegt haben. Weil Formfehler rechtliche Ansprüche immer etwas beeinträchtigen, sind wir die Schüler der Leute geworden, deren abgetragene Kleidung wir anzogen. Nun sind aber die Griechen und Römer für uns schlechte Lehrer der Staatskunst. Ihr Begriff von Freiheit war ein sehr beschränkter, sie hatten keine Ahnung von einer repräsentativen Regierungsform, der allein möglichen bei einem Volke, das nicht in den Umkreis einer Stadt gebannt ist. Sie opfern dem Staate das Einzelwesen, tragen den Rechten der Familie wenig Rechnung und wissen nichts von der Freiheit zu denken, nicht einmal von der Freiheit nach Gefallen zu leben. Die besten unter ihnen treten

für verschwenderische Gesetze, eine mechanische und einförmige Erziehung, eine vorgezeichnete Tugend, eine missgünstige Gleichheit und eine theatralische Brüderlichkeit ein. Wäre der höhere Schulunterricht vor 1789 auf das Studium der lebenden und nicht der toten Sprachen begründet gewesen, so würden die Männer der Revolution Ludlow und Hampden, Wilhelm Penn und Washington besser gekannt und weniger von Cato und Aristides gesprochen haben, und die Ereignisse würden vielleicht einen anderen Gang genommen haben. Vielleicht hätte man den französischen Cromwell und die Restauration vorausgesehen; man darf sich wenigstens dem Glauben hingeben, dass die revolutionäre Tradition bei uns mehr Aufklärung verbreitet haben würde, und dass wir nicht gegen den jakobinischen Aberglauben hätten anzukämpfen brauchen. Wir müssen uns jedoch vor einer allzu verlockenden Abschweifung hüten.

Wenn wir die Geschichte des letzten Jahrhunderts zu Rate ziehen, so werden wir sehen, dass die klassische Bildung weder so sehr gerühmt noch so sehr geschmäht zu werden verdient. Die katholische Geistlichkeit, die unumschränkte Beherrscherin der Jugend, hat aus den Alten nur Lehrer der Redekunst gemacht. Sie hat die sittliche Erziehung sich selbst vorbehalten, indem sie bei Seneka nur Redensarten, bei Plutarch nur Verhaltensmassregeln suchte.

Sind die Schüler der Römer nicht von der Renaissance an bis zum Vorabend der Revolution die engherzigsten Menschen gewesen? Wenn man daran denkt, dass die Schriftsteller des Jahrhunderts Ludwigs XIV., diese unerhörten Schmeichler, die schönsten Erinnerungen an die Pnyx und das Forum in die Vorzimmer des Schlosses von Versailles schleppten, so fragt man sich, ob es wahr ist, dass die geistige Erziehung irgend welchen Einfluss auf den Charakter hat. Die Alten lehren uns wohl die Empörung gegen einen Tyrannen, nicht aber den Widerstand gegen die Übergriffe eines rechtmässigen Herrschers. Die Politik des Plutarch war übrigens ebenso harmlos wie seine Religion. Man bewunderte seine Helden wie die olympischen Götter, und dachte ebenso wenig daran, den einen nachzuahmen wie die andern anzubeten. Um den Leuten, die unterthan bleiben sollten, echte Bürgerseelen einzuflössen, um ihnen nützliche Beispiele vor Augen zu führen, hätte man die Schüler nicht Titus Livius, sondern den braven Mézeray*) lesen lassen sollen. Unter der Czarenherrschaft halten sich die Verfechter des reinen Despotismus an die klassischen Lehrpläne und scheuen sich mehr vor Adam Smith**) als vor Cicero.

*) Französischer Historiker † 1683. D. Ü.

**) Schottischer Nationalökonom † 1790. D. Ü.

Die Römer wussten recht gut, dass die Einführung der griechischen Litteratur in Rom nicht dazu gemacht war, um die Sitten im privaten wie im politischen Leben wieder zu heben. Sie verlangten nicht einmal von Sokrates, dass er sie in der Tugend unterweise. Um den Mut zu stärken, rechneten sie nur auf das Beispiel der Vorfahren und die Unterweisungen am heimischen Herde. Als sie ihren Nachbarn den Stoizismus entlehnten, um damit dem allgemeinen Verfall einen Damm entgegenzusetzen, haben sie denselben ihrer Gewohnheit entsprechend umgestaltet; sie haben die dialektischen Spitzfindigkeiten und sinnlichen Träumereien des Chrysipp fast gänzlich bei Seite gelassen und sich dafür nur an die Moral gehalten, die sie männlicher und mehr römisch gestalteten. Aber zu derselben Zeit spannte Augustus die Musen an seinen Wagen und wusch seine Hände mit dem reinsten Wasser aus der Hippokrene. In dem englischen Drama vermag die Lady Macbeth den Flecken nicht abzuwischen, während uns die Geschichte in dem Begründer des römischen Kaiserreichs einen Ächter des Volkes, einen Meineidigen und einen Vater der Wissenschaften vorführt. Horaz hat aus ihm, nachdem er bei Philippi seinen Schild geworfen hatte, einen Gott gemacht, und der zarte, der fromme, der göttliche Vergil, ach! der reich gewordene Vergil, häuft in einigen bewunderungswürdigen

Versen alle Tugenden des ehemaligen Italiens, allen Ruhm der römischen Republik zusammen, um ihn dem wollüstigen Mörder zu Füßen zu legen, der seinem Vaterland Knechtschaft, der Welt Frieden und den Dichtern Geld brachte.

Ich gebe zu, dass dies abgedroschenes Zeug ist. Aber die sittliche Erziehung der Jugend durch die griechisch-römische Litteratur ist auch etwas Abgedroschenes. Die Sache steht auf beiden Seiten gleich. „Ich liebe Theoretiker der Knechtschaft nicht,“ sagte Montalembert eines Tages zu einem jungen Manne. In der heftigen Verteidigungsrede, in der Herr von Laprade die Feinde des Latein der Abschaffung der Moral bezichtigt, vergisst er, diesen Beweisgrund eines Mannes zurückzuweisen, der nach seinem politischen und religiösen Glauben, ebenso wie wegen einer gewissen Schärfe der Redeweise, sein Freund zu sein verdiente. Als Theoretiker der Knechtschaft lässt Horaz nichts zu wünschen übrig, und keineswegs macht er durch die Reinheit seiner Sitten die Schwächen seines öffentlichen Lebens wieder gut. Man verdankt ihm einige Grundsätze humaner Weisheit, die in einer oft prosaischen Sprache niedergelegt sind; ist das Grund genug, die Jugend zu ihm in die Schule zu schicken? Nicht ohne einige Verlegenheit söhnen sich die Schüler mit all der Bewunderung aus, welche man von ihnen verlangt, und es scheint bisweilen, als ob man sie die

Moral des Erfolges und des Vergnügens lehren wolle. Aber dazu bedarf es keiner so langen Studien; der Anblick menschlicher Dinge genügt; der Epikurismus braucht keine alten Sprachen; das Rechnen und die Buchhaltung würden dazu ebenso gut ausreichen.

Nein, das Studium der Alten ist keine grosse Lehre der Moral, es ist vielmehr eine grosse Lehre des Redeschwulstes und des Skeptizismus, und gerade darin verraten die Männer von 93, die die Griechen und Römer immer im Munde führen, die Mangelhaftigkeit ihres Studiums; sie haben in plumper Weise die glänzende Redekunst derer nachgeahmt, die sie für ihre Lehrer hielten; sie sind aus dem Skeptizismus, der der Abschluss einer guten klassischen Erziehung sein würde, wenn die Männer, oder vielmehr die Jünglinge, sie abzuschliessen pflegten, nicht klug geworden. Das wahre Ergebnis der römischen Litteratur sind die *Conciones*, diese wunderbare Sammlung von durchaus sich widerstreitenden Ansprachen, von Verteidigungsreden für und gegen, die man den Händen der Schüler vorenthalten hat, ohne Zweifel, um ihnen das Lesen der Parlamentsberichte nicht zu verleiden; man hat aber so die Rhetorik der Spitze beraubt.

Nicht als ob die Rhetorik eine so verächtliche Kunst wäre, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt. Die Alten hatten aus ihr keineswegs eine Sammlung kleinlicher Vorschriften und kindischer

Anordnungen gemacht, sondern eine gelehrte und geistvolle Sammlung der Leidenschaften und Empfindungen, welche das politische Leben und die gerichtlichen Debatten in Bewegung setzen, und welche der Redner erregt oder besänftigt, je nachdem das Interesse seiner Sache es erfordert. Man findet in den grossen Abhandlungen von Cicero und Quintilian eine ganze Psychologie, die man mit Unrecht verachten würde unter dem Vorwande, dass sie möglicherweise für den, der sie besitzt, von Nutzen sein könnte. Die kleinen trockenen und unbedeutenden Handbücher, mit denen sich unser klassischer Unterricht bis vor kurzem begnügte, und die man vernünftigerweise in den Papierkorb geworfen hat, gaben nur eine sehr schwache und gänzlich falsche Vorstellung von den Arbeiten der Alten. Wir sind nicht berechtigt, ein Studium zu verachten, welches die grössten Männer Athens und Roms ihres ganzen Fleisses für würdig erachtet haben. Aber wir könnten dasselbe von neuem anfangen, indem wir unsere Vorbilder und Quellen näher suchten. In seinen glänzenden Abhandlungen über Tribünenberedsamkeit hat Villemain den Neueren, die sich von diesem umfassenden Gegenstande angezogen fühlen sollten, den Weg gebahnt. Es hat den Anschein, als ob die Kunst der Rhetorik fast dem Bereich litterarischer Kritik entrückt wäre; man könnte sie wieder hinein versetzen und bei Untersu-

chung der Leistungen der Redner des 18. und 19. Jahrhunderts das Vorhandensein der Grund-
lehren einer verjüngten Rhetorik verlangen. Heutzutage sind die Gebildeten, die ihre Er-
ziehung befähigt, ein Gedicht, einen Roman und
ein Theaterstück gut zu beurteilen, oft ganz
ausserstande, eine Ansprache anders zu beur-
teilen, als im Lichte ihrer persönlichen Ansich-
ten und ihrer Vorurteile. Wir leben unter einer
Demokratie, wo die praktische Redekunst eine
so grosse Rolle spielt, dass die Theorie ohne
Prüfung nicht bei Seite gelassen werden darf.
Aber es dürfte vielleicht dem akademischen Un-
terricht in erster Linie zukommen, das seinige
dabei zu thun. Unsere Fakultäten besitzen Lehr-
stühle für griechische und lateinische Beredsam-
keit; sie sollten auch welche für englische und
französische Beredsamkeit haben; ein Professor,
der mit litterarischem Verständniss die Kenntniss der
menschlichen Seele und der Triebfedern, welche
die Versammlungen bewegen, verbände, würde
leicht den Stoff zu einer interessanten und neuen
Vorlesung finden. Aber kehren wir zu unsern
Schülern zurück.

Je mehr man darüber nachdenkt, um so
weniger begreift man, warum die alte Litteratur
das Vorrecht haben soll, das Herz der Jünglinge
zu bilden. Als der Geist und der Wille unter
die Macht der Kirche gebeugt waren, als der
Staat nur eine Stufenfolge von Ungleichheiten

war, deren Krone der Despotismus bildete, boten die Republiken des Altertums den Kindern wenigstens das Schauspiel einer freieren Thätigkeit dar. Trotzdem sagt uns die Geschichte nicht, dass dieses Schauspiel ein sehr fruchtbringendes gewesen sei. Seit hundert Jahren aber brauchen wir nicht mehr so weit zurückzugehen, um Völker und Bürger an der Arbeit zu sehen, und es stehen uns genug Beispiele zu Gebote, die uns betreffen. Ohne Zweifel stellt sich das gewöhnliche Volk unter den Helden in der Toga eine Grösse und Vollkommenheit vor, die es den Helden im Frack nicht gern beilegt. Es ist eben das gewöhnliche Volk, welches so denkt. Sobald man in das Studium der von Livius oder Plutarch geschilderten Personen eindringt, bemerkt man an ihnen ebenso grobe Flecken wie an unsern Zeitgenossen. Man findet, dass sie lasterhaft und schwankend sind, und dass ihre Tugenden nicht immer Reiz erwecken. Man entdeckt bei Cato dem Ältern einen groben und gefühllosen Geiz, bei Brutus einen feinen Skeptizismus, der die Habsucht ebenso wenig wie die Sanftmut ausschliesst. Demosthenes war der Bestechung zugänglich; Cicero war eitel und häufig schwach. Man vergleiche Themistokles und Condé, Scipio Ämilianus und Wellington, Scipio Afrikanus und Hoche, die Gracchen und Mirabeau, und man wird finden, dass die Neueren häufig etwas vor den Alten voraus haben. Fehlt

uns Titus-Livius, so finden wir fast ebensoviel Grösse in dem Heldengedicht, welches uns Thiers mit weniger stilistischer Gewandtheit, dafür aber mit grösserer Genauigkeit in der Beschreibung und mehr Wahrheit in der Kritik erzählt hat. Das überaus ergreifende Bild von dem schweren Missgeschick des Zuges gegen Sizilien im Thucydides stellt Segurs Erzählung des Feldzuges von 1812 keineswegs in Schatten, und wie wenige unserer Schüler vermögen Thucydides zu lesen, während alle Segur lesen könnten. Der Krieg zwischen Caesar und Pompejus ist nicht grossartiger und ergreifender als der amerikanische Freiheitskrieg.

Die Meisterwerke des Altertums sind reich an markigen Grundsätzen und Gedanken, die mit einer kernigen Kürze und Gewandtheit ausgedrückt werden. Es finden sich schöne Wendungen, die sich dem Gedächtnis einprägen und edlen Gefühlen eine unverwüstliche Kraft verleihen. Bietet aber die neuere Litteratur nicht dieselben Vorteile dar? Corneille schafft ebenso gut Männer wie Seneka. Kennt Tacitus die Kehrseiten des menschlichen Herzens besser als La Rochefoucauld, Bourdaloue und Saint-Simon? Überragt die kluge Mässigung des Horaz die Molières oder Lafontaines? Trägt Ovid dazu bei, viel Abscheu vor dem Laster einzuflössen, Aristophanes den Geschmack zu läutern, Sallust Bewunderung für die Verbindung eines hervor-

ragenden Talents mit einem ehrenhaften Leben zu erwecken? Worin besteht die Moral der Äneide anders, als in der Rechtfertigung der Eroberung durch den Willen der Götter und einem für die Besiegten entmutigenden Fatalismus?

Aber wir gelangen von sittlicher Bildung unbewusst zu geistiger Bildung, von der Erziehung des Herzens zu der des Geistes. Hier wollen wir das Citat aus Macaulay zu Ende führen, welches wir bereits oben begonnen haben:

„Jede politische und religiöse Meinungs-
„verschiedenheit wird jetzt mit Hilfe der
„neueren Sprachen erledigt. Man bedient
„sich der alten nur noch, um die alten
„Schriftsteller zu erklären. Ohne Zweifel
„bleiben die Meisterwerke des griechischen
„und römischen Genius immer, was sie
„waren. Aber wenn ihr positiver Wert
„auch konstant ist, so ist ihr relativer Wert
„im Vergleich mit der Summe der Reich-
„tümer, welche der Menscheng Geist besitzt,
„unaufhörlich im Abnehmen begriffen ge-
„wesen. Sie machten den ganzen geistigen
„Besitz unserer Vorfahren aus; sie sind
„heutzutage nur ein Teil unserer Schätze.
„Welches Trauerspiel hätte Johanna Grey
„zum Weinen bringen sollen, welches Lust-
„spiel ihr Lächeln abnötigen, wenn sie die
„Dramatiker der Alten nicht in ihrer Bi-

„bliothek gehabt hätte? Ein moderner
„Leser kann den Ödipus und die Medea
„entbehren, dafür hat er den Othello und
„den Hamlet. Wenn er nichts von Pyrgo-
„polinices und von Thrason weiss, sind ihm
„Bobadilla, Bessus, Pistol und Parolles
„bekannt. Wenn er die köstliche Ironie
„Platos nicht zu schmecken vermag, wird
„er an der Pascals einigen Ersatz finden.
„Wenn ihm Nephelococcygia verschlossen
„bleibt, kann er sich nach Lilliput zurück-
„ziehen. Wir hoffen uns keiner Unehrer-
„bietigkeit gegen die grossen Völker
„schuldig zu machen, denen die Menschheit
„Kunst, Wissenschaft, Geschmack sowie
„bürgerliche und geistige Freiheit verdankt,
„wenn wir behaupten, dass das Kapital,
„welches sie uns vermacht haben, so gut
„angelegt gewesen ist, dass die angesam-
„melten Zinsen jetzt die Hauptsumme über-
„steigen. Wir glauben, dass die Bücher,
„welche in den neueren Sprachen während
„der letzten zweihundertundfünfzig Jahre
„geschrieben sind, wohlverstanden die
„Übersetzungen der alten Schriftsteller mit
„einbegriffen, mehr wert sind, als alle
„Bücher, die vor Beginn dieses Zeitraumes
„vorhanden waren, zusammen genommen.
„Die Engländerinnen verstehen sich min-
„destens ebenso gut wie die Engländer auf

„die neueren Sprachen in Europa. Wenn
„wir demnach die Bildung der Johanna
„Grey mit der einer vollendeten Frau aus
„unserer Zeit vergleichen, sprechen wir
„der letzteren unbedenklich den Vorrang zu.
„Unsere Leser werden uns diese Abschwei-
„fung hoffentlich verzeihen. Sie ist lang,
„aber man kann sie nicht gänzlich als
„ausserhalb der Sache liegend ansehen,
„wenn sie dazu dient, ihnen die Über-
„zeugung zu verschaffen, dass der Gedanke,
„die Ururgrossmütter ihrer Ururgrossmütter
„wären ihren Schwestern und ihren Frauen
„überlegen gewesen, ein Irrtum ist.“

Warum sah sich Macaulay nicht veranlasst, dasjenige, was er über die Bildung der Frauen ausgesprochen hat, auch auf die Männer auszudehnen? Die Frage tauchte in seinem Geiste nicht auf; es fehlte an Gelegenheit, sie zu behandeln. Wenn er sein Geschlecht nach sich selbst beurteilte, so musste er annehmen, man könnte alles wissen, denn sein Gedächtnis war wunderbar, und seine unermüdliche Thätigkeit hatte ihn schon in einem Alter, wo man in der Regel noch Schüler ist, zu einem Gelehrten gemacht. Aber wir sind berechtigt, seine Beweisgründe aufzugreifen und sie so ausgedehnt, wie sie sich darbieten, anzuwenden. Die alte Litteratur ist nur ein Bruchteil der Gesamtlitteratur, und zwar ein Bruch, der beständig kleiner wird,

weil der Zähler konstant ist, während der Nenner ins Unendliche wächst. Jede Generation vermehrt die Sammlung von Meisterwerken, welche uns verschlossen bleiben werden, so lange wir die schönsten Jahre unserer Jugend auf die Römer verwenden. Mögen die Anhänger der Unveränderlichkeit des Geschmacks sagen, was sie wollen, die Ideen und Sitten wandeln sich nach und nach um, und die Klassiker werden uns beständig fremder. Man muss sich schon anstrengen, um die unvergleichlichen Kanzelredner des 17. Jahrhunderts geniessen zu können, und das Staunen, welches uns die Wunder des Altertums einflössen, ist auch nicht immer ganz klar. Soll unsere Begeisterung für die römische Litteratur eine völlig verständliche werden, so muss man erst mancherlei Dinge lernen, die zu ihrem Verständnis dienen. Um zu diesen Schätzen zu gelangen, muss man einen sehr weiten Weg zurücklegen; andere Reichtümer würden uns weniger Zeit und Anstrengung kosten.

Wenn ich die sittliche Vollkommenheit der antiken Helden bestritten habe, so will ich die litterarische Schönheit der antiken Meisterwerke nicht in Frage stellen. Die Kunst entzieht sich dem Gesetz des Fortschritts, und es geschehen in ihr Wunder, die man ohne Zweifel nie überholen wird. Ich würde noch weiter gehen, wenn es sich um die Griechen handelte. Da sie in

der Jugendzeit der Welt lebten, so findet man in den Werken ihrer grössten Meister eine Frische, eine Unbefangenheit und Originalität, die ihnen für immer die Palme vor gleich grossen Geistern sichern, welche die folgenden Zeitalter in immer weiterer Ferne auftauchen sehen können. Sie haben die Blume der Poesie abgepflückt. Im Deutschen wie im Altfranzösischen heisst der Dichter der Erfinder (*trouveur*); die Griechen sind die grössten Dichter, denn sie haben das Feld der Erfindung abgeerntet. Sie haben den Empfindungen und Gedanken, welche gewissermassen der Grund unseres Daseins sind, eine Form gegeben, die jeder Nachahmung die Spitze bietet. Was bei den Neueren abgedroschenes Zeug ist, ist bei den Griechen Natur und Einfachheit, denn sie haben als die ersten die ursprünglichen Freuden und Schmerzen des menschlichen Lebens in eine reiche, gefügte und wohlklingende Sprache übertragen. Wohl vermag die Natur wieder einen Homer hervorzubringen, aber die Kunst kann nicht von neuem eine Ilias und eine Odyssee hervorbringen.

Das ist ein einzig dastehendes Vorrecht; die Römer sind nicht mehr jugendlich. Ihre Litteratur ist nicht origineller als die unsrige. Molière ist ebenso gut ein schöpferischer Genius wie Plautus, Bossuet wie Cicero, Racine wie Vergil, und Dante und Shakespeare sind es noch mehr. Die Römer haben keinen jungfräulichen Gipfel

erstiegen, haben auf keinem Gebiete des Reiches der Wissenschaften den Anspruch, die ersten Eroberer zu sein. Räumen wir ihnen die Schönheit der Form ein, sie besitzt trotzdem nichts, was ihre Nachfolger zu entmutigen geeignet wäre. Da ihre Glaubenslehren, ihre Ideen und ihre Sitten denen der Griechen, ihrer Lehrmeister, sehr gleichen, sind sie bis zum Schluss Nachahmer und Schüler derselben geblieben; der Schlummer des Mittelalters, die Umgestaltung des religiösen Glaubens und der gesellschaftlichen Zustände haben der menschlichen Denkweise einen Lenz gebracht, wie sie ihn beim Übergange Athens an das Ufer des Tiber nicht hat finden können. Der Genius war ungezwungener im Jahrhundert der Elisabeth als in dem des Augustus. Warum sollen wir also Meister in Rom suchen, die wir näher bei uns finden können; greifen wir, wenn es uns gefällig ist, zum Katalog der alten Klassiker, und sehen wir zu, ob es nicht möglich ist, sie reichlich durch die neueren zu ersetzen. Zur Zeit der Renaissance gab die Entdeckung und die Veröffentlichung der alten Meisterwerke der Geistesbewegung einen mächtigen Anstoss; Heute, wo wir von einer so reichen Bibliothek umgeben sind, würde ein solcher Fund zwar eine lebhaftere Neugierde wachrufen und die Leute von gutem Geschmack entzücken, er würde aber wenig am Gange der Gedanken ändern. Die Oden des Horaz würden, trotz der

Schönheit des Stils, an der Seite lyrischer Dichter, wie Victor Hugo und Lamartine, Goethe und Schiller verblassen; sind etwa seine Satiren und Episteln mehr wert als die Voltaires? Ich will nicht von Boileau sprechen, denn er würde entrüstet sein, wollte man ihn seinen Meistern vorziehen, er ist mit dem Ruhme eines rechtschaffenen Abschreibers zufrieden. Sind Tibull und Properz mehr wert als Musset und Heinrich Heine? Ovid ist ein bewunderungswürdiger Geist, aber seine Poesie ist mehr geistvoll als tief, und man braucht ihn nicht zu lesen, damit man die endlose Geschichte der göttlichen Ehebrecher kennen lernt. Vom lateinischen Theater besitzen wir zwei ganz gewiss sehr grosse, aber nicht unnachahmliche Komiker; es ist ausserdem bekannt, dass sie selbst den Griechen nachgeahmt hatten. Aber was sollen wir aus Plautus und Terenz lernen, wenn wir Molière, Regnard und die gleichzeitigen Dichter der Plejade besitzen? Die römische Tragödie ist verloren gegangen; durch nichts ist erwiesen, dass dieser Verlust unersetzlich ist. Corneille, Racine, Shakespeare, die Spanier und die deutschen reichen gänzlich aus, um uns darüber zu trösten. Dem mehr umfangreichen als originellen Genius eines Cicero werden wir die Beredsamkeit Bossuets, den Briefwechsel der Frau von Sévigné und Voltaires, unsere Philosophen und unsere litterarischen Kritiker gegenüberstellen. Cäsar ist ausgezeich-

net, aber wir besitzen zwanzig Memoirenschreiber, die sich mit ihm vergleichen lassen. Die Römer haben sich in der Geschichtschreibung hervorgethan; aber einem Sallus, Livius, Tacitus und Sueton können wir eine Menge von Namen gegenüberstellen, welche fast ebenso gross sind. Tacitus würde uns entzücken, wenn er aus der Dunkelheit hervorträte, und wir würden erkennen, dass wir gleiche Münze besitzen, aber was für Münze! Erwähnen wir nur Saint-Simon als gleich tiefen Beobachter, Michelet als ebenso grossen Maler. Ich finde im ganzen Altertum keinen beredten Geschichtschreiber, der Macaulay überragt, noch weniger einen philosophischen Geschichtschreiber, der Buckle gleichkommt. Mit Wohlgefallen citiere ich hier auch einige unserer modernen ausländischen Klassiker.

Unsere Moralisten haben nicht ihres Gleichen. Wenn Juvenal oder La Bruyere aufgegeben werden müsste, möchte ich Juvenal nicht behalten. Seneka ist ein geistvoller Schriftsteller. Ist er Pascal überlegen? Lucrez hat sich in einem Genre ausgezeichnet, worin die Neueren keine Meisterwerke hervorgebracht haben, aber man liest ihn in der Schule wenig. Es würde mir schwer werden, Vergil in eine Wagschale zu werfen, wenn Homer nicht in der andern wäre, und es will mich dünken, dass Tacitus und er die einzigen von allen Lateinern sind,

über deren Verlust ich untröstlich sein würde. Aber wie viele moderne Dichter könnten, streng genommen, auch hier diese grosse Lücke ausfüllen, von Dante bis auf Byron, von „dem verlorenen Paradies“ bis auf „die Legende der Jahrhunderte“! Wenn an dem Tage, wo man die Äneide nicht mehr lesen wird, der klassische Unterricht der Spitze beraubt sein wird, werden wir ihm ein anderes Oberhaupt geben, selbst auf die Gefahr hin, es am andern Ende des Parnass suchen zu müssen, und Shakespeare den leeren Königssitz antragen.

Sollen wir noch zugeben, dass die alten Klassiker klassischer als die neueren sind, d. h., dass sie besser geeignet sind, den Geschmack der Jünglinge auszubilden? Wenn wir allen Aberglauben aus unserm Geiste verbannen, werden wir uns vergebens danach fragen, worauf sich eine solche Behauptung stützt. Wenn man unsere Widersacher hört, sollte man meinen, die lateinischen Schriftsteller hätten von irgend einem unbekannten Gotte ich weiss nicht was für geheimnisvolle Gaben erhalten. Sie sind nicht ursprünglicher als ihre Nacheiferer in neueren Zeiten; sie sind mit vielen Mängeln behaftet; man findet bei manchen unter ihnen Weitschweifigkeit, Geziertheit, Übertreibung und Redeschwulst. Cicero „schlummert“ wenigstens ebenso oft wie Homer und verliert sich bisweilen in ermüdenden Wortschwall; Cäsar zeigt sich in

der scheinbaren Einfalt seiner Erzählungsweise so gross und so unfehlbar, dass seine Wahrheitsliebe sehr verdächtig wird. Sallust merkt man viel mühselige Arbeit an, und sein altertümlicher Stil verrät ein Übermass litterarischen Fleisses.

Titus Livius ist allzu lang für den, der es unternimmt, ihn herunterzulesen, und in dem, was uns von seinem grossartigen Gebäude übrig geblieben ist, finden sich Abschnitte, bei denen das Interesse erlahmt. Ausserdem unterscheidet er die verschiedenen Zeitabschnitte nicht genug und versetzt die Feinheit seines Jahrhunderts in das barbarischste Zeitalter. Tacitus vermeidet Übertreibung und Spitzfindigkeit nicht. Seneka lässt es oft an der Mässigung fehlen, welche die Aufrichtigkeit kennzeichnet. Quintus Curtius ist nur ein Geschichtschreiber von geringer Güte; obgleich man ihn in der Schule liest, hat er nichts klassisches an sich. Horaz hat es sehr nötig geläutert zu werden. Lucrez lässt es uns zuweilen mit Bedauern empfinden, dass er nicht in Prosa geschrieben hat. Persius ist nur für die Liebhaber von Bilderrätseln lesbar. Juvenal beleidigt den guten Geschmack bis zum Widerwillen. Lucan dient den Kritikern, die dem Vergil zugethan sind, als Zielscheibe. Wer weis, wie viel Terenz verlieren würde, wenn man Menander wieder auffände? Plautus, den Dichterfürsten des gewöhnlichen Volkes, giebt man

den Schülern nicht mehr in die Hände als Rabalais.

Sollten die Römer, wenn sie nicht frei von Fehlern sind, Verdienste haben, deren Geheimnis mit ihnen verloren gegangen ist? Man würde gern rühmend anerkennen, dass sie allgemeinere Gedanken in einer bestimmten Sprache zum Ausdruck gebracht und in ihren Schriften besser dargestellt hätten, den Menschen, so wie er zu allen Zeiten ist, ohne die Kleidung, welche wechselt, und die Veränderungen, welche die Jahrhunderte mit sich bringen. Als einen Beweisgrund sieht man das alte Wort Humaniora an und findet in der lateinischen Litteratur etwas Humaneres als in der unsrigen. Aber das ist ein reines Vorurteil. Die Römer haben nur ihre eigene Natur gekannt; sie haben geschildert, was sie vor Augen hatten, nämlich Römer, dazu die Griechen und die Barbaren ihres Zeitalters. Sie haben mit ihrer Erfahrung geschrieben, wie wir mit der unsrigen schreiben. Die schreckliche Verderbtheit des Hofes der römischen Kaiser schärft den Verstand des Tacitus ebenso, wie die häufige und leidenschaftliche Betrachtung der Ränke von Versailles für Saint-Simon ein Licht auf die entlegensten Schlupfwinkel der verschlossensten Herzen wirft. Sagen wir es kühn, was den Römern eine gewisse Überlegenheit in der Form zu verleihen scheint, ist der Umstand, dass ihr Geist weniger von einer Menge

von Ideen, Kenntnissen und Erinnerungen überladen ist. Ihre Begriffe vom Menschen sind einfacher, weil sie sich in engeren Grenzen bewegen, und ihre Urteile sind fester, weil sie weniger aufgeklärt sind und mit weniger Ängstlichkeit verfahren. Die Charaktere, die sie zeichnen, tragen etwas allgemeines an sich, es fehlen ihnen die Züge, welche das Leben kennzeichnen. Der Catilina des Cicero und Sallust ist gewissermassen ein abstrakter Catilina; er ist weniger eine geschichtliche als eine dramatische Persönlichkeit; man würde in der Theatersprache sagen, dass er ein besonderes Fach vertritt. Man vergleiche den Äneas des Vergil mit dem Achilles, dem Hektor und dem Ulysses des Homer, und man wird sehen, dass die Römer den Menschen weniger kannten als die Griechen und ihren Schöpfungen weniger Fleisch und Blut, Atem und Leben zu geben verstanden. Die Poetik, welche man aus dem Studium der Neueren ziehen könnte, würde unendlich fruchtbringender sein als diejenige, welche man dem Studium der römischen Litteratur entnimmt; selbst Vergil kann mit der lieblichen Vollkommenheit seiner Schreibweise und der Schwermut, die uns aus seinen Versen anhaucht, nur mittelmässige Schüler begeistern.

Die Begeisterung, welche die Alten wachriefen, als man sie nach der Zeit des Mittelalters zuerst kennen lernte, rührte teilweise daher, dass

sie Heiden waren. Das Christentum hatte ihnen keine Gewalt angethan und hatte sie keiner strengen und geisttötenden Zucht unterworfen. Ihr plötzliches Auftauchen glich einer Wiedergeburt der Natur; durch ihre Bewunderung schüttelte man das Joch eines langen Zwanges, des Aszetismus, des Mystizismus und der Scholastik ab. Damals war der Triumph der Humaniora der Triumph der Humanität über die Theologie, welche dem Geiste ein so schweres Joch auferlegt hatte. Danken wir es also den Alten, dass sie nach einer so langen Bedrückung den christlichen Völkern die Freude verschafft haben zu empfinden, dass das Leben freundlich, die Leidenschaft nicht immer strafbar und die Erde nicht verflucht ist. Aber diese Schuld der Erkenntlichkeit würde viel zu teuer bezahlt sein, wenn man ihr die Interessen der Jugend und die Entwicklung einer langen Reihe von Generationen opfern müsste. Übrigens darf man die Wichtigkeit dieses Dienstes nicht überschätzen. Die Reformation trug noch mehr als die Renaissance zur Befreiung des Abendlandes bei, weil die Humanisten gar zu leicht einwilligten, die Seele dem römischen Priester auszuliefern, wenn man ihnen nur das Gebiet der Kunst liess. Der heidnische und naturalistische Katholizismus, welcher die Religion Italiens im sechszehnten Jahrhundert ausmachte, war keine wirkliche Befreiung; er

war nur ein Vergleich zwischen dem Olymp und dem Vatikan.

Im Begriff, den der Tradition entnommenen Beweisgrund zu besprechen, befinde ich mich etwas in Verlegenheit wegen der Schwierigkeit ihn zu verstehen und festzuhalten, weil er so verschiedenartig, flüchtig und schwankend ist. Man kann nur annehmen, dass Herr von Laprade sich nichts rechtes dabei gedacht hat, als er schrieb:

„Frankreich hat mehr als irgend eine
„andere Nation Interesse an der Fortdauer
„dieser Gewohnheit. Als Erbe des griechischen und lateinischen Genius, läuft der
„französische Genius, der bis zu dieser
„Zeit in der Welt der christliche Genius
„im wahren Sinne des Wortes gewesen ist,
„Gefahr, alles zu verlieren, wenn er sich
„von seinem Ursprung lossagt, wenn er
„die Überlieferung, deren Apostel er ist,
„vergisst und verleugnet. Wenn er der
„grosse Träger wahrer Zivilisation gewesen
„ist, so dass im Vergleich mit ihm jenes
„heute triumphierende Deutschland nicht
„weniger ein barbarischer Volksstamm genannt werden kann, so rührt dies daher,
„dass er der christliche Fortsetzer des Hellenismus gewesen ist, und weil der Hellenismus die grosse Überlieferung der
„menschlichen Vernunft, die Grundlage
„jeder zivilisierten, gerechten und vernünft-

„tigen Gesellschaft ist Indem wir
„Latein und Griechisch studieren, studieren
„wir unsere eigene Herkunft und treten
„nicht aus der christlichen Welt heraus.“

Es wird einem nicht recht klar, was hier auf einmal das Christentum thun soll, auch nicht inwiefern die Franzosen, die seit anderthalb Jahrhundert das am wenigsten christliche unter den zivilisierten Völkern sind, die Deutschen als einen barbarischen Volksstamm ansehen können, obgleich die Deutschen mindestens ebenso gute Christen und ebenso gute Kenner des Latein sind als wir. Aber die Menschen, bei denen die Empfindung über die Logik den Sieg davonträgt, haben zuweilen das Bedürfnis, auf die eine Seite alles zu setzen, was sie lieben, und auf die andere alles, was sie hassen; so kommt ein geistreicher Mann dazu sich einzureden, dass die Griechen und Römer gute Christen waren, weil er zu gleicher Zeit die Kirche und die klassische Überlieferung ehrt, während er unsern Feinden aus dem Schreckensjahre dreist die Wohlthat ihres religiösen Glaubens und ihrer geistigen Bildung abspricht. Aber wenn man die Phrasen des Herrn von Laprade von dem entkleidet, was sie unnütz überlastet, so tritt der Gedanke daraus hervor, dass die Jugend Griechisch und Latein lernen soll, weil unsere Zivilisation von der der Griechen und Römer abstammt.

Ein klarerer und freier Geist, Jules Simon, legt uns denselben Beweisgrund vor:

„Man muss unsere Kinder für unsere
„Zeit und unser Land erziehen, aber man
„darf unsere Zeit und unser Land nicht
„von der Tradition der lateinischen Völker
„und der menschlichen Überlieferung tren-
„nen. In der Kette der historischen That-
„sachen und in der geistigen und sittlichen
„Entwicklung der Humanität kann und
„darf es keine Lücken geben Die
„Moral, wie die Poesie und Beredsamkeit
„stammen aus weiter Ferne, und es wird
„stets weise für die Menschen sein, das
„zu studieren und zu bewundern, was die
„Zeit hochgeachtet hat, denn sie achtet
„nur das hoch, was gross und wahr ist.
„Es ist demnach angebracht, dem Grie-
„chischen und Lateinischen den Anteil zu
„belassen, den wir ihm heute einräumen,
„nur muss man sie auf eine andere Weise
„lehren.“

Es ist eine Lücke in dieser Schlussfolgerung vorhanden. Daraus, dass unsere Zivilisation griechischen oder römischen Ursprungs ist oder zu sein scheint, folgert man, dass es gut ist, die griechisch-römische Litteratur zu studieren; aber man folgert zu rasch. Die Erziehung bezweckt, uns das zu lehren, was wir in der Schule des Lebens nicht lernen würden, nicht aber in uns

blindlings die Tendenzen zu stärken, die wir unserer Geschichte verdanken. Bei dieser Art zu rechnen müsste man, da wir mehr gallisches als römisches Blut in unsern Adern haben, in den Lehrplänen der Kenntniss keltischer Altertümer einen grossen Platz einräumen.

Nichts lässt sich mehr bestreiten als dieser angebliche Wahrspruch. Der philologische und litterarische Zusammenhang beweist nicht den Zusammenhang der Ideen und Sitten. Man vergisst das Mittelalter, von dem wir direkter abstammen als von Athen und Rom. Das Christentum ist durch Rom hindurchgegangen, ehe es zu uns gelangte, aber es ist nicht römisch oder ist es höchstens in seiner Versunkenheit. Das Lehnswesen, welches so viel zur Bildung der modernen Völker beigetragen hat, ist nicht südlich von den Alpen entstanden. Seit dem Tage, wo Chlodwig an den Ufern der Seine erschien, sind wir wohl unaufhörlich bestrebt gewesen, die Tradition abzuschütteln, welche die Römer, unsere Sieger, uns auferlegt hatten. Uns erfüllen hauptsächlich Ideen, welche sie nicht gekannt haben. Ihre gesellschaftlichen Verhältnisse beruhten auf der Sklaverei; die unsrigen verdammen dieselbe. Die Religion war bei ihnen Angelegenheit des Staates; wir machen aus ihr mehr und mehr eine Gefühlssache, die jeder für sich ordnet. Bei ihnen vereinigte sich das öffentliche Leben in der Hauptstadt, und es gab

kein Mittelding zwischen der Regierung und der Beherrschung des einzelnen; alle unsere politischen Einrichtungen sind auf Volksvertretung gegründet. Sie vermengten die Machtbefugnisse, wir trennen sie. Sie kannten keinen Fortschritt, wir machen fast einen Gott aus ihm. Die Wissenschaften und Künste, welche einen so grossen Platz in unserer Zivilisation einnehmen, waren in Rom unbekannt oder verachtet. Wenn irgend ein neueres Volk den Römern gleicht, so sind wir es ganz gewiss nicht, vielmehr die Engländer. Die Liebhaberei an Eroberungen, die Sucht nach Gewinn, die Nichtachtung dessen, was Recht und Unrecht ist, in Sachen internationaler Beziehungen, die Kunst, die unterworfenen Völker zu regieren und blühende Kolonien zu gründen, eine seltene Ausdauer im Kriege, politisches Genie, eine Hochachtung vor der Tradition, welche berechtigte Neuerungen nicht ausschliesst, eine gewisse umständliche und auf Gesetzmässigkeit bedachte Denkweise, eine gewisse Ungeschicklichkeit in der Pflege der Künste, mit Ausnahme desjenigen, was die schriftstellerische Kunst betrifft, das sind die den Mitbürgern Catos und denen Palmerstons gemeinsamen Züge.

Wir haben kein besonderes Anrecht auf die Nachfolge der Römer vor andern europäischen Nationen voraus. Nur durch die Sprache und die Religion sind wir römisch; obendrein ist das Chri-

stentum nicht römischen Ursprungs, und wir sind sehr wenig christlich. Ist der Augenblick nicht gekommen, um dem alten Liede von der römischen Abstammung ein Ende zu machen? Wir legen nicht viel Wert darauf, einen Anspruch auf die Zuneigung der Nationen aufrecht zu erhalten, die man so zu unsern Schwestern macht; nicht als ob ihre Freundschaft zu verachten wäre, aber man soll keinen Hirngespinnsten nachjagen. Die Italiener gehen in allem, von der Kriegskunst bis zur Philosophie, bei den Deutschen in die Schule und geben mit einer vielleicht übertriebenen Bescheidenheit zu, dass die germanische Rasse an der Spitze der Menschheit steht. Die Spanier lehren uns durch ihr Beispiel, dass ein Volk nichts zu gewinnen hat, wenn es all seine Gedanken und Glaubensgrundsätze aus Rom bezieht.

Nein, wir sind keine Römer; wir sind Franzosen und nichts anderes. Celten, Italiener und Germanen, aus denen sich unsere Nation zusammensetzt, sind so völlig verwachsen und verschmolzen, dass es verlorene Mühe wäre, sie in ihre Bestandteile zu zerlegen. Die Reihe der Jahrhunderte hat uns so weit von Rom fortgeführt, dass unsere Zivilisation durchaus verschieden von der ist, welche man uns im Gymnasium lernen lässt. Auch erhalten wir von unsern Lehrern, die allzu tief in der Arbeit des Korrigierens der Hefte stecken, nur eine unvollkommene Vor-

stellung von jenen Zuständen, die man übrigens nicht allzu genau kennen darf, wenn man sie bewundern soll. Lernen wir die Geschichte derer kennen, die vor uns auf dem Wege gingen, den wir wandeln, die zu ihrer Zeit die Fackel getragen haben, aber lernen wir dieselbe ohne Aberglauben kennen mehr als Richter denn als Jünger. Denn während wir uns damit aufhalten, Reliquien zu betrachten, überholen uns andere Völker und helfen mit mehr Erfolg und Nutzen an der Umwälzung mit, die uns einer unbekannten Zukunft entgegenführt. Sollte das beste Studium nicht dasjenige sein, welches uns instand setzen würde, diese Zukunft zu erraten und uns darauf vorzubereiten?

Der Beweisgrund der Tradition würde mehr Wert haben, wenn man sich dazu verstände, ihm weniger Tragweite beizulegen. In Wahrheit lernt man Latein, um Weltmann zu sein, um zur feinen und gebildeten Gesellschaft zu gehören. Die feine Welt stellt ihre Ansprüche. Ebenso wie man sogar im Sommer schwarzes Zeug und zu jeder Jahreszeit einen unbequemen Hut tragen muss, ist es erforderlich, dass man Latein versteht, oder wenigstens dass man eine bestimmte Zahl von Jahren in den Gebäuden verbracht hat, wo es gelehrt wird. Es gilt nicht für fein, den Horaz zu zitieren oder gar ihn zu übersetzen, wofern man nicht verabschiedeter General ist, aber es ist fast unerlässlich, sich

mit ihm in dem Alter beschäftigt zu haben, wo der erste Flaum die Lippen zu umschatten beginnt. So ist es einmal Gewohnheit, und das genügt.

Es ist verboten, gegen die Gewohnheit zu verstossen, aber nicht, sie einer Besprechung zu unterziehen. Wenn man näher zusieht, findet man, dass das, was der gute Ton erfordert, nichts weiter als eine mühsame und fortgesetzte Gewöhnung ist. Wenn das Latein dazu verlangt wird, so ist der Grund davon der, dass es ohne dasselbe kein Studium und keinen höheren Schulunterricht giebt. Habt ihr eure Jugend mit den Söhnen des besseren Bürgerstandes verbracht, habt ihr dieselben Übungen und Prüfungen durchgemacht wie alle die, denen ihr gleichzustehen wünscht, wohlan, so steht das Thor für euch offen. Das Zeugnis dient nur zum Vorzeigen. Ist das einmal geschehen, so werdet ihr nach euch selbst beurteilt. Daher ist euch auch gestattet, all die schönen Kenntnisse zu vergessen, die ihr in der Prüfung aufgewiesen habt. Wenn man dabei auf das Latein und nicht auf den Besuch des Gymnasiums sähe, wäre es weniger notwendig, das Abiturientenexamen zu machen, als vielmehr sich dasjenige ins Gedächtnis zurückzurufen, was man angeblich gewusst hat, um Abiturient zu werden.

Behalten wir den höheren Schulunterricht bei, ebenso das Gymnasium mit seinen möglichst

mühsamen, in jedem Falle aber langwierigen Studien. Aber wir wollen demselben einreihen, was uns beliebt, was wir für nützlich halten. Die Gesellschaft verlangt gebildete Geister und hat Recht darin; aber sie wird weniger Vorurteile hinsichtlich der Auswahl der Saat, die man ausstreut, von dem Tage an haben, wo jedermann zu der Einsicht gelangt ist, dass man das Gehirn eines Jünglings zehn Jahre lang bearbeiten kann, um etwas anderes davon zu ernten als lateinische Exerzitien. Es ist das eine Erfahrung, die noch zu machen ist, denn bis jetzt ist sie noch nicht erprobt worden.

IX. Kapitel.

Misslungene Versuche.

So oft jemand im Namen der modernen Zeitanschauung eine Umgestaltung der Lehrpläne verlangt, bekommt er sicherlich die Antwort zu hören: „Man hat schon Versuche gemacht, aber sie sind erfolglos geblieben. Dasjenige, was jetzt verlangt wird, fördert keine günstigen Resultate zu Tage. Die Teilung ist misslungen, und der Fachunterricht führt der französischen Gesellschaft keine hinlängliche Zahl auserlesener Geister zu.“ Es wäre demnach einiges über die Teilung des Unterrichts und den Fachunterricht zu sagen.

Es war zu Anfang des zweiten Kaiserreiches, als Fortoul die Schuljugend der Gymnasien in zwei Abteilungen schied, und bereits vor dem Sturz Napoleons III. war das Werk verurteilt, verworfen und fast abgeschafft. Ein besserer Entwurf wäre zu wünschen gewesen, ebenso dass man ihn weniger aus Hass gegen den Fürsten, der ihn genehmigte, und gegen den Minister, der ihn vorlegte, bekämpft hätte. Es konnte nichts gutes von einem Manne kommen, dem die Aufgabe zugefallen war, den Lehrkörper, aus dem er hervorgegangen war, zu demütigen und ihn eine feindliche Macht fühlen zu lassen. Die Urheber dieser Reform gehorchten einer doppelten Empfindung. Der Wunsch, die Nation auf den Weg materiellen Fortschritts zu führen, verlieh ihnen ein unklares Bewusstsein von den Bedürfnissen des Jahrhunderts, aber noch mehr gaben sie dem berechtigten Misstrauen nach, welches ihnen die sog. schöne Litteratur einflösste. Es war ja die Zeit, wo die Beamten sich Ansprüche auf die Gunst ihres Herrn erwarben, wenn sie plumpe Schmähschriften gegen Tacitus und schamlose Verteidigungsergüsse zu Gunsten Neros schrieben. Es war die Zeit, wo die Beredsamkeit und der gute Geschmack, die in der französischen Akademie, der letzten Stätte, an der der Geist der Freiheit sich vernehmen lassen konnte, gepflegt wurden, den Schranzen des Cäsar verdächtig vorkamen.

Was Fortoul dem Griechischen und Lateinischen wegnahm, legte er den Naturwissenschaften zu, die man für harmlos hielt. Aber weder für Geschichte, noch für Geographie, noch für lebende Sprachen wurde in den neuen Lehrplänen genügender Raum geschaffen. Es war eine unvollkommene und in mancher Hinsicht thörichte Reform. Wozu nützte es, das Griechische erst zwei Jahre vor dem Zeitpunkte anzufangen, wo man es aufgeben durfte? Wozu diente es, das Latein obligatorisch beizubehalten, um der Hälfte der Schüler die Möglichkeit zu bieten, das denkbar wenigste davon zu verstehen? Einen Unterrichtsgegenstand beibehalten und ihn zugleich abschwächen heisst nicht die Lehrpläne verbessern, sondern ihren Verfall organisieren. Das hatte Fortoul ohne Zweifel verstanden.

Da die Teilung des Unterrichts erst beim Eintritt in die Tertia vor sich ging, erblickten die Schüler, welche bis dahin nichts gelernt hatten, in dem Nichtvorhandensein einer Begabung für die alten Sprachen eine Anlage zu realistischen Studien. So traten die untersten Schüler der Quarta in die realistische Abteilung ein, während die besseren, an Erfolg gewöhnten, den alten Sprachen treu blieben. Wenn sich auf halbem Wege eine neue Strasse bietet, ist anzunehmen, dass die Nachzügler und Krüppel sich in Menge darauf stürzen. Jede Teilung hat zur Folge, dass diejenigen, welche auf der

betretenen Bahn fortschreiten, vor denen etwas voraus haben, die dieselbe wechseln, weil der Erfolg zu beharrlichem Fortarbeiten, der Misserfolg zum Wechseln treibt. Mag man die Trennung früher oder später stattfinden lassen, mag man sie vollständiger machen und die realistische Abteilung von dem schmarotzerischen und jämmerlichen Latein befreien, das Resultat wird immer gleich bleiben; die Helden des Exerzitiums werden dem Exerzitium treu bleiben, und diese Helden sind im allgemeinen die Tüchtigen. Abgesehen von natürlichen oder durch den Willen der Eltern erzwungenen Neigungen werden die guten Schüler die Abteilung wählen, die ihnen wie eine Fortsetzung ihrer ersten Anstrengungen erscheint, und man wird sich vergeblich abmühen, zwischen beiden Abteilungen eine chimärische Gleichheit herzustellen.

Die Ungleichheit würde noch schlimmer sein, wenn man den Eintritt in die altsprachliche Abteilung von einer Prüfung abhängig machte, wobei die Durchgefallenen entweder die Schule verlassen müssten oder in eine kommerzielle und industrielle Abteilung übergeleitet würden, die dann mehr als je ein Refugium für arme Sünder abgeben würde. Im ersten Falle würde der Unterricht in zwei oder drei Gruppen zerlegt, deren jede für sich ein Ganzes ausmacht. Die Folge würde entweder sein, dass man Schüler Latein lernen

lässt, die nie etwas davon zu wissen brauchen, oder dass man es andere zu spät anfangen lässt. Im zweiten Falle aber wäre es ungebührlich, von Amts wegen Pariaklassen einzurichten und im Namen des Staates einer gewissen Zahl von Berufsarten einen Nachwuchs zweiter Güte anzubieten. Der Staatssäckel darf nicht dazu benutzt werden, die Jugend zu Nutz und Frommen der Verwaltungs- und Gerichtsämter und zum Schaden der nützlichen Berufsarten durchzusieben. Wenn wir durchaus etwas von den Chinesen erborgten wollen, können wir etwas besseres auswählen.

Der höhere Schulunterricht könnte eine solche Zerlegung in mehr oder weniger selbständige und übereinander geordnete Teile auch gar nicht vertragen. Es ist schon schwierig, einen Weg abzustecken, der zum Ziele führt; will man aber auf zwei oder drei verschiedene Ziele losgehen, so heisst das, die Aufgabe bis zur Unlösbarkeit verwirren. Die Fächer, in denen sowohl die Knaben, welche früh abgehen, als auch die, welche lange auf der Schule bleiben, unterrichtet werden, können nicht auf dieselbe Weise gelehrt werden, ohne die einen oder die andern zu schädigen. Mit achtjähriger Schulzeit und einer bestimmten Anzahl von Lehrfächern will ich den Lehrplan dem verschiedenen Alter und den Beziehungen, welche diese Lehrfächer zu einander haben, entsprechend einrichten. Ich werde

dabei im Anfang mehr Anforderungen an das Gedächtnis und am Schlusse mehr an die Urtheilskraft stellen; ich werde die Arbeiten sorgsam zu vermischen und verschiedenartig zu gestalten suchen, damit Ermüdung und Langeweile fern bleiben. Ich werde das Sprachstudium auf die acht Jahre verteilen; ich werde die Realien in die letzten zwei oder drei Jahre zusammenfassen, und ich werde die Geschichte und Geographie so einteilen, dass ihr Verständnis erleichtert wird. Ich werde bedenken, dass aufgeschoben nicht aufgehoben ist, und dass mir Zeit und Mittel zur Verfügung stehen. Nimmt man dagegen an, dass die Stunden so verteilt werden sollen, dass sie ein zwei- oder dreifaches in einander geschachteltes Ganzes ausmachen, so frage ich, wie man die Interessen derer, welche abgehen und gewisse Kenntnisse besitzen müssen, mit den Interessen derer in Einklang bringen will, die sich diese Kenntnisse besser in reiferem Alter aneignen würden? Einer der schlimmsten Mängel des Elementarunterrichts ist der, dass man die Knaben von zwölf Jahren das lehren muss, was sie erst viel später verstehen können, dass man eine Saat in ihr Gedächtnis streuen muss, die dazu bestimmt ist, erst zu keimen, wenn sie die Schulbank verlassen haben, und die Gefahr läuft vorher zu vertrocknen. Man kann schwerlich junge Franzosen ins Leben hinausschicken, ohne ihnen eine Vorstellung

von der neueren Geschichte Frankreichs, von den nationalen Einrichtungen und von dem üblichen Recht mitgegeben zu haben. Freilich wäre es weit besser damit zu warten, aber die Schüler wollen abgehen, da muss man sie wohl oder übel mit der unerlässlichen Ausstattung versehen, obgleich sie für ihre Schultern noch zu schwer ist. Soll man dem höheren Schulunterricht auch dieses unnütze Hemmnis in den Weg legen? Nur den auf tiefster Stufe stehenden Tieren kann man den Kopf und den Schwanz abschneiden, ohne sie umzubringen. Es gäbe kein niedrigeres Erziehungssystem als dasjenige, welches man an jeder beliebigen Stelle unterbrechen könnte. Die Erziehung ist einem Drama vergleichbar, dessen Anlage keine Kürzung zulässt, und welches keine mehrmalige Lösung des Knotens verträgt. Wer nicht sicher ist, dass er es bis zu Ende anhören kann, soll sich ein kürzeres Stück aussuchen, aber er soll nicht verlangen, dass am Ende eines jeden Aufzuges ein Abschluss stattfindet.

Trotzdem haben die Begründer des höheren Fachschulwesens diese gruppenweise Methode in der Anordnung der Lehrpläne zu der ihrigen gemacht. Aber dieser Bastard hat viele andere Mängel. Er bildet keinen höheren und keinen fachwissenschaftlichen Unterricht, sondern ist ganz elementarer Natur. Man hat ihn in demselben Gebäude, wie den klassischen Unterricht

untergebracht, als ob man dessen Überbleibsel sammeln wollte. Eine Chaptal- und Turgot-schule *) können blühende Institute sein und einen tüchtigen Unterricht erteilen. Aber wenn man in denselben Mauern die „Lateiner“ und die „Franzosen“ zugleich unterbringt, wird man von den letzteren annehmen, dass ihnen die Einsicht, der Geschmack oder die Muse für all die schönen Dinge fehlen, ohne welche keine tüchtige Erziehung denkbar sein soll. Zwei, drei und sogar vier Jahre, das Maximum, was man nach meinem Ermessen darauf verwenden kann, genügen nicht, um Kenntnisse zu erwerben, die das Abiturientenexamen aufwiegen. Weil der Fachunterricht von vornherein der Schwäche und Demütigung ausgesetzt war, hat er, von Ausnahmen abgesehen, die tüchtigsten Lehrer nicht anzuziehen vermocht; der Wetteifer und der Sporn der Eigenliebe fehlten seinen Lehrern; die grossen Hoffnungen auf die Zukunft fehlten seinen Schülern; man gewährte ihnen keine Berechtigungen, weil die Laufbahnen, über die der Staat verfügt, schon von Jünglingen mit grösserer Bildung überfüllt sind.

Trotzdem muss man anerkennen, dass Duruy sich um das Land wohl verdient gemacht hat, dass sein Werk einen der Wünsche der öffentlichen Meinung befriedigte. Es war ein Schritt

*) Bedeutende Gewerbeschulen in Paris. D. Ü.

vorwärts, und der Geist, welcher damals in höheren Schichten herrschte, liess ohne Zweifel keine kühnere Reform zu. Heute erschallt der Ruf nach Reformen laut; man verlangt, dass die Lehrer für den Fachschulunterricht den Lehrern für den klassischen Unterricht gleichgestellt werden. Diese Gleichstellung kommt nicht von selbst, sie muss erkämpft werden. Man spricht vielfach von einem Fachabiturientenexamen, aber an dem Zeugnis ist viel weniger gelegen als an den Studien und Prüfungen, die zu seiner Erwerbung führen. Man Sorge für geschickte Lehrer, für Schüler, welchen die nötige Zeit zu Gebote steht, sowie für hinreichend gehaltvolle Lehrpläne, so dass man sie nicht mit denen der Elementarschule verwechselt; man Sorge, mit einem Worte, für einen höheren Schulunterricht ohne Griechisch und Lateinisch, und die neuen Abiturienten werden ihr Zeugnis ohne Erröten vorlegen können; man wird es nicht mehr für ein Testimonium halber Ignoranz halten.

Am Tage, wo ein ebenso angesehener höherer Unterricht vorhanden sein wird wie der klassische, wird der letztere sehr gefährdet sein. Inzwischen aber kann man nicht sagen, dass er Sieger geblieben ist, so lange man ihm nur einen schwächlichen, im voraus gedemütigten und aufgeopferten Nebenbuhler gegenüberstellt.

X. Kapitel.

Das Latein und die Fachschulen.

In manchen Ländern dient der höhere Schulunterricht nur zur Vorbereitung für den akademischen Unterricht; man verlässt das Gymnasium nur, um zur Universität überzugehen. Bei uns soll das Gymnasium eine vollständige Ausbildung geben oder wenigstens eine, die als solche angesehen wird; ein Abiturient ist ein gemachter, oder wenigstens beinahe ein gemachter Mann. Was unsere Fakultäten angeht, die für die Universitäten unserer Nachbarn nur ein schlechter Ersatz sind, so teilen sie mit den Fachschulen das Vorrecht, einträgliche Laufbahnen zu erschliessen. Die akademischen Studien sind in Frankreich weniger zwanglos und mehr Nutzen bringend als der Unterricht in den mittleren Schulen. Während man das Kindesalter zu Arbeiten nötigt, die ebenso undankbar wie nutzlos sind, hat das Jünglingsalter den doppelten Vorteil, einem offenkundigeren Ziel auf einem angenehmeren Wege zuzusteuern.

Diejenigen, die mit einem blossen Abiturientenzeugnis ins Leben treten, beeilen sich bekanntlich, ihre Wörterbücher und Schriftsteller ins Feuer zu werfen. Werden diejenigen, die an ihrer Ausbildung fortarbeiten, den alten Sprachen treu bleiben? Werden sie in ihrer neuen

Laufbahn die langsame Frucht ihrer langen und mühseligen Kämpfe mit den Schwierigkeiten des Elementarbuchs und des Wörterbuchs ein-ernten?

Eine solche Frage könnte uns Anlass zu einer weiten Abschweifung geben, wenn wir alles sagen und ins einzelne eingehen wollten. Wenige Worte werden hinreichen, eine Antwort anzudeuten, die jeder mit Hülfe seiner eigenen Erfahrungen ergänzen kann.

Mit Ausnahme der künftigen Lehrer, die nicht in Betracht kommen, weil ihre erste Obliegenheit die ist, das gründlich zu beherrschen, was sie eines Tages lehren sollen, setzen nur die Juristen die Pflege der römischen Musen fort. Und auch hier ist es noch gewagt von Musen zu reden. Themis gehört nicht zu den neun Schwestern, und man kann sich mit Papinian beschäftigen, ohne an Vergil zu denken. Wie dem auch sei, das römische Recht nimmt einen wichtigen Platz beim Studium der Rechtswissenschaft ein, und die Texte, aus denen sich sein majestätisches Gebäude zusammensetzt, werden den Studenten in ihrer ursprünglichen Fassung vorgelegt. Aber es dürfte wohl erlaubt sein, die Gründe zu bestreiten, welche zur Zeit noch zur Rechtfertigung dieser Vorherrschaft des römischen Rechts dienen. Man nennt es die geschriebene Vernunft. Warum haben wir es dann nicht in unseren Gebrauch genommen,

anstatt Gesetzbücher bei uns einzuführen, die offenbar zum Teil unvernünftig sind, weil sie diesem Muster nicht sklavisch nachgebildet sind? Will jemand behaupten, dass das, was für die Unterthanen des Severus passte, sich nicht für die Zeitgenossen Napoleons eignete? Damit räumt er ein, dass diese geschriebene Vernunft eine veränderliche Vernunft ist. Die Römer, welche vernünftige Leute waren, richteten ihre Gesetzgebung ihren sozialen Verhältnissen entsprechend ein. In der Blütezeit ihrer Rechtskunde waren sie ein Volk ohne jeglichen Gemeinsinn und Freiheit, das einem allgemeinen Niedergange verfallen war. Industrie war nicht mehr vorhanden, und der Ackerbau war vernachlässigt oder den Sklaven überlassen. Die gebildete Bevölkerung nahm ab, gleich als ob sie den Barbaren Platz machen wollte; die Sitten waren bis zum Ekel verderbt; die alte Gesellschaft zerfiel, und die Begründer der künftigen Gesellschaft standen der herrschenden Gewalt fremd oder feindselig gegenüber. Inmitten solcher Fäulnis vollendet sich das pomphafte Denkmal dieser Jurisprudenz, welchem Justinian später, zur Zeit einer noch grösseren Versunkenheit, das Siegel seines fast göttlichen Ansehens aufdrückte. Wir haben die Sklaverei abgeschafft und ein- oder zweimal die Religion gewechselt; wir haben an Stelle der knechtischen Anbetung der Kaiser den Kultus der Freiheit gesetzt. Wir

ehren die Arbeit, auf welche die Alten mit Verachtung blickten. Wir unterscheiden uns von ihnen noch mehr durch unser wirtschaftliches als durch unser politisches Staatsgebäude und unsere sittlichen Ideen, und doch sind wir noch die Schüler von Gaius und Ulpianus! Das römische Recht ist Jahrhunderte lang dazu verwendet worden, Bresche in das Lehnswesen zu schiessen und mit dem Lehnswesen in das Gewohnheitsrecht, welches vielleicht seinen Wert hatte. Ist nun nicht die Zeit gekommen, die lateinische Tradition, durch die man über die barbarische Tradition triumphiert hat, ein wenig bei Seite zu schieben und die Rechtsphilosophie zu verjüngen, indem man sie von dieser Knechtschaft befreit? Wenn wir noch immer nötig haben, die Digesten nachzuschlagen, um unsere Gesetze zu verstehen und unsere Zwistigkeiten zu entscheiden, was sollen wir dann von jenen gelehrten Gesetzgebern halten, die, in der Schule Tribonians gross geworden, nicht einmal vermocht haben, das französische Recht selbständig zu machen? Würden sie nicht vielleicht besseres geleistet haben, wenn sie weniger Gelehrsamkeit besessen hätten?

Wenn man an die Länge und an die Kostspieligkeit der Prozesse denkt, an die Verwickelungen und Unklarheiten des Verfahrens, so fragt man sich, ob die Jurisprudenz nicht etwa auch eine Art Staatsreligion sein könnte, die

ihren zahlreichen Klerus auf Kosten der Laien sehr wohlgenährt erhält, welche letzteren nicht einmal an diesen Kultus zu glauben brauchen, um zu seinen Unkosten beizusteuern. Im Jahrhundert mannigfacher Umwälzungen kann man vielerlei Fortschritte planen. Wer weiss, ob nicht eines Tages ein neuer Voltaire diese Menge von Formeln und spitzfindigen Unterscheidungen, diesen ganzen Schwall unnützen Geschwätzes umstürzen und den kostspieligsten, hartnäckigsten Aberglauben dem Gespött der Leute preisgeben wird? Wer weiss, ob man nicht zu der Einsicht kommen wird, dass das Recht noch nicht über die Periode des Mittelalters mit seinem Baroco und Baralipton hinausgekommen ist, über eine zurückgebliebene Scholastik, deren Aristoteles Justinian ist. Maupeou rühmte sich etwas leichtfertig, die königliche Krone aus dem Staube der Gerichtsstube gezogen zu haben; bei uns handelt es sich um das Eigentum und die Freiheit, die man von dieser dreifachen Schicht Staub reinigen sollte. Blicken wir mit Misstrauen auf eine Wissenschaft, die so lange daran festhält, sich in ein lateinisches Gewand zu hüllen; unsere Rechtskundigen gleichen allzusehr den Ärzten Molières; sie brauchen Roben, eine unverständliche Redeweise und Heuchelei, um dasjenige aufrecht zu erhalten, was sie die Majestät des Gesetzes nennen. Sie handeln zweifellos in gutem Glauben, wie die ehemaligen

Gelehrten der Sorbonne und die Amtsbrüder von Guy Patin es thaten, was uns nicht abhält, nur eine mittelmässige Meinung von den Theologen früherer Zeit zu haben und zu glauben, dass unter Ludwig XIV. die Medizin eine schlimmere Landplage war als viele Seuchen. Sie schröpfte die Leute zu Tode; die Jurisprudenz raubt uns nur unsere Zeit und unser Geld, sie thut es jedoch mit Gewalt, während Guénaut und Daquin nur freiwillige Opferlämmer schlachteten.

Während unsere Studiosen der Rechte über den Reliquien des römischen Kaiserreichs dumpf brüten, lässt man sie in Unkenntnis darüber, wie die modernen Völker ihre Gesetzgebung nach und nach umgestaltet haben. Das vergleichende Rechtsstudium wird fast gar nicht gepflegt; man kann nicht alles wissen und das *senatus consultum velleianum* kann nicht dazu verwendet werden ausfindig zu machen, warum die Amerikaner und Engländer freier und reicher sind als wir. Der Kultus der angeblichen geschriebenen Vernunft überhebt die Rechtsgelehrten der Mühe, den von Montesquieu angegebenen Weg zu gehen und nach dem Geiste der Gesetze bei der Zusammenstellung der einzelnen Thatsachen zu forschen. Wenn die klassischen Studien eine Huldigung sind, die man der Heiligkeit der Tradition darbringt, so bereitet das Gymnasium, bei dem die Tradition mehr respektiert wird als in der übrigen

Welt, gut für das Studium der Jurisprudenz vor. Drei bis fünf Jahre lang spricht man zu unsern künftigen Juristen von nichts als Texterklärung. Wann wird man anfangen sie zu lehren, die Vortheile und Unzuträglichkeiten einer gesetzlichen Verfügung abzuwägen? In dieser ganzen Unterrichtsweise findet sich viel Logik und wenig positive Berechnung. Auf diese Weise schützt man die Bergwerksarbeiter durch geistvolle Kombinationen gegen die angeblichen Unredlichkeiten ihres Vormunds und sogar ihrer Eltern; es ist nicht erwiesen, dass dies immer gelingt; wohl aber ist erwiesen, dass man es immer fertig bringt, einen Teil ihrer Habe in die Tasche der Pfleger des Gesetzes wandern zu lassen. Die Nationalökonomien und Philanthropen haben es nach Verlauf von achtzig Jahren dahin gebracht, die Aufmerksamkeit des Gesetzgebers auf den Skandal der gerichtlichen Verkäufe zu lenken, bei denen der Preis eines Grundstücks und mehr als das durch die sogenannten Unkosten der Justiz verschlungen wird. Niemals würden die Rechtsgelehrten aus sich selbst heraus diese Art der Räuberei entdeckt und verurteilt haben. Sie schätzen an den Gesetzen nur die Gleichmässigkeit und abstrakte Schönheit; die Beziehung der Gesetze zu den Interessen, das, was sie nützlich oder schädlich macht, kümmert sie nicht. Sie wissen nicht, dass die meisten Vorgänge im menschlichen Leben sich

dadurch regeln, dass Unkosten und Nutzen sich das Gleichgewicht halten, und dass die Gesetzgebung schlecht ist, wenn sie den Bürgern Kostenbeträge auferlegt, die mit dem Nutzen, den sie ihnen verschafft, in keinem Verhältnis stehen. Nicht die Juristen vermögen unsere Gesetzbücher und Verwaltungsverordnungen zu verbessern, und wenn sie sich daran begeben, so können sie sich nicht bei Ulpian die nötige Einsicht holen; ein Arbeiter, ein Kaufmann und ein Buchhalter können ihnen darüber weit verständigere Ratschläge geben als Labeo und Capito.

Sobald kein Abiturientenzeugnis eines humanistischen Gymnasiums mehr zur Einschreibung in die juristische Fakultät erforderlich ist, wird man plötzlich die Entdeckung machen, dass die römischen Gesetze sich ebensogut übersetzen lassen, wie z. B. die schweizerischen und schwedischen, und dass man weit eher die Kenntnis der Sprache Modestins als der Blackstones oder Savignys entbehren kann. Übrigens dürfte die künftige Zivilisation vielleicht die Zahl der Angestellten herabsetzen; die juristische Fakultät würde alsdann eine weniger grosse Menge Studierender anziehen; damit würde nicht gesagt sein, dass man weniger in ihr arbeitete.

Die andern Berufsarten würden die Kenntnis des Latein noch viel leichter entbehren können. Unsere Ärzte würden den Hippocrates und

Galienus Griechisch lesen können, wenn sie Griechisch verständen, was nur selten bei ihnen vorkommt. Aber die zahlreichen Fachzeitschriften, welche die Engländer und Deutschen veröffentlichen, sind für sie ein Buch mit sieben Siegeln, bis französische Zeitschriften die in London und New-York, in Wien und Berlin gemachten Beobachtungen und Erfahrungen in ihr Bereich gerückt haben. Die ausländischen Entdeckungen und didaktischen Werke können uns nur etwas nützen, wenn ein Übersetzer und ein Verleger ihr Geld und ihre Mühe zusammengethan haben, um unserer Unwissenheit beizuspringen. Wir folgen in gemessener Entfernung der Entwicklung von Wissenschaft und Kunst, und unsere Nebenbuhler erklären die Entfernung für eine grosse. Das sind Neider, meinetwegen, aber sie haben wenigstens den Vorteil, dass sie uns lesen und wir sie nicht.

Der höhere Schulunterricht muss den künftigen Ärzten eine gute naturwissenschaftliche Vorbereitung und die Fähigkeit, zwei bis drei lebende Sprachen zu handhaben, mitgeben. Da wird man nun sagen, dass das gymnasiale Abiturientenexamen als notwendig anerkannt worden ist, und dass der Standpunkt der medizinischen Gelehrsamkeit sinken würde, wenn man von diesem Erfordernis absähe. Um diesen Einwand zu einem triftigen zu machen, müsste man zuvor ein ausgedehntes und festes Erziehungssystem

ohne alte Sprachen eingerichtet haben. Ein misslungener Versuch beweist noch nichts.

Ich habe schon oben von der Etymologie gesprochen. Ein Mensch, der nötig hat, erst die Bedeutung der Kunstausrücke seines Fachs kennen zu lernen, um ihren Sinn zu verstehen, thäte besser, sie überhaupt nicht anzuwenden; man weiss nichts oder fast nichts von den Dingen, wenn man nur weiss, woher ihre Bezeichnungen stammen. Da wo die Etymologie nötig ist, dient sie nur dazu, die Unwissenheit zu verheimlichen. Nicht aus Büchern erlernen die Handwerker die Kunstausrücke ihres Geschäfts.

Bei den meisten Berufsarten ist es das wichtigste, stets den Fortschritten und Anstrengungen unserer Konkurrenten zu folgen, die um uns vor sich gehen. Was nützen dem Soldaten Polybius, Cäsar und Vegetius? Besser thut er daran, Rüstow und die Arbeiten des deutschen Generalstabes zu lesen, sowie vor allem die Bücher und Zeitschriften, welche jenseits des Rheines und der Alpen erscheinen. Die Ingenieure sollen wissen, wie die Engländer Schiffe und die Amerikaner Eisenbahnen bauen. Man lehre sie je nach Bedarf Spanisch, Russisch oder Chinesisch, um im Auslande den Ruf unserer Schulen und die Absatzgebiete für unsere Industrie aufrecht zu erhalten. Die klassische Erziehung schliesst freilich die lebenden Sprachen nicht aus; sie gewährt ihnen sogar

einen ehrenwerten Raum in den Lehrplänen, aber auch nur in den Lehrplänen. Bei dem Nebeneinandergehen von Latein und Griechisch einerseits und Englisch und Deutsch andererseits finden die letzteren nur schlecht ihre Rechnung. So lange das Moderne das Antike noch nicht vertrieben hat, wird Letzteres das Erstere ersticken. Seit dreissig Jahren sucht man nach einem billigen Ausgleich; meinetwegen möge man auch noch länger danach suchen, nur darf es nicht auf Kosten der Gesundheit der Schüler geschehen.

Und wenn wir nun gar von der Verwaltung sprechen! Ich will Horaz nicht für die bedenkliche Entwicklung der Beredsamkeit verantwortlich machen. Thatsächlich scheint aber eine grosse Reform in der Erziehung der Jugend als Einleitung für eine Reform unserer Einrichtungen notwendig zu sein. Wären wir frühzeitig zur Hochhaltung des Nützlichen und zu der Lehre vom Reingewinn angehalten, so würden wir vielleicht die unnützeste, schwerfälligste, lästigste und kostspieligste aller Verwaltungsmaschinen nicht so geduldig hinnehmen. Die Verfechter der Tradition bestehen auf der Notwendigkeit, in unserer Demokratie an einer Aristokratie des Geistes festzuhalten; sie haben Recht, jedoch unter der Voraussetzung, dass diese Aristokratie sich nicht mit dem unbrauchbaren Feudalwesen vermischt, welches das ehemalige Regime uns

vermacht hat, und dass wir unablässig bemüht sind, sie zu vervollkommen. Der klassische Unterricht führt seine Schüler um so mehr zum Beamtenberuf, als er sie für nichts anderes vorbereitet. Da das Abiturientenzeugnis keinen Anspruch auf das Vertrauen der Privatleute gewährt, wird es leicht zu einem Anspruch auf ein staatliches Einkommen; es muss doch wenigstens zu etwas dienen. Die Eltern, welche sich langwierige Opfer auferlegt haben, und noch mehr diejenigen, welche Stipendien für ihre Söhne bekommen haben, sind gerade die drängendsten Gläubiger. Die Unterrichtsverwaltung stellt ihnen einen Wechsel aus, und die Minister sollen ihn bezahlen. Der Jüngling, welcher eine Handelsschule verlässt, sucht sich selbst eine Stellung in der Geschäftswelt; der Jüngling, welcher ein Gymnasium verlässt, wo man ihn nur in der Kunst zu lernen unterwiesen hat, verlangt ohne weiteres die Möglichkeit, sich Kenntnisse zu erwerben, die er sofort verwerthen kann.

Die Journalistik ist vielleicht derjenige Beruf, welcher auf den Bänken des Gymnasiums wenigstens scheinbar die geeignetste Vorbildung findet. Trotzdem würde auch die französische Presse dabei gewinnen, wenn der staatliche Unterricht etwas weniger klassisch wäre, denn sie ist überfüllt mit Kampfhähnen, die sich dadurch hervorthun, dass sie in fünfzig Zeilen eine Re-

gierung abschlichten und in wenigen Worten Völker und Staatsmänner abkanzeln; es fehlt ihr an Kräften, die einen Gegenstand gründlich durchzuarbeiten verstehen, an Reisenden, die Ersatz für die einförmige Trockenheit der von den Agenturen besorgten Depeschen schaffen. Der Missbrauch mit allgemeinen Ideen, den hervorragende Pädagogen bis zur Bedeutung eines Gebotes entwickelt haben, ist die Geissel unserer Tageslitteratur; man scheint nach dem Worte Boileaus zu glauben, um zu schreiben, genüge es zu denken; man vergisst jedoch dabei, dass man auch etwas wissen muss. Da das Publikum im allgemeinen recht gelehrig ist, besonders, wenn man seinen Fehlern schmeichelt, gewöhnt man es ohne grosse Mühe daran, die Aufsätze, welche ihm Unterhaltung bringen und ihm schmeicheln, denen vorzuziehen, die zu seiner Belehrung dienen; die Volkstümlichkeit eines Journalisten ist meistens nur die Prämie für einen französischen Aufsatz. Die romanischen Völker glänzen naturgemäss in der Redekunst, und unsere Erziehung trägt dazu bei, uns nach der Seite zu drängen, zu der wir uns so wie so neigen. Unsere Nebenbuhler im Norden und Osten, die von der Natur weniger reich begabt sind, gehen darauf aus, sich durch Gründlichkeit und Zuverlässigkeit ihrer Forschungen zu entschädigen und, wie gerüchtweise verlautet, geschieht dies mit Erfolg. Aber auch wenn das

Unterrichtswesen eine Legion tadelloser Journalisten grosszöge, dürfte ein Journalist immer noch behaupten, dass diese Wohlthat alles das, was sie kostet, nicht wert ist.

XI. Kapitel.

Die Mathematik und die Naturwissenschaften.

Seit langer Zeit streiten sich die philologischen Fächer und die Mathematik und Naturwissenschaften um den Vorrang in den Lehrplänen des höheren Schulunterrichts. Die Revolution, die mit Misstrauen auf die schönen Wissenschaften blickte, weil sie einen Anschein von Aristokratie an sich trugen, bevorzugte die Mathematik und die Naturwissenschaften. Aber ihre sogenannten Centralschulen führten nur ein Scheindasein und verschwanden, ohne jemals zu einer gedeihlichen Entwicklung gekommen zu sein. Napoleon wollte als Grundlage für den Universitätsunterricht Latein und Mathematik haben. Warum zog der Zeitgenosse Cuviers, Gottfried Saint-Hilaires und so vieler berühmter Chemiker und Physiker die Mathematik dem Studium der organischen und anorganischen Natur vor? Weil er aus einer Artillerieschule kam. Im übrigen griff er nur die alte Tradition

wieder auf; seit Pythagoras und Plato schleppte die klassische Lebensanschauung die Raumlehre gern wie eine nützliche und anspruchslose Sklavin hinter sich her. Das Studium der Zahlen und Linien beunruhigt die Obrigkeit nicht; die Geistlichkeit liebt die Beschäftigung damit, und viele Priester haben sich in der Astronomie hervorgethan.

Unter Louis-Philipp gedachte man den Gedanken des Konvents wieder aufzugreifen und den exakten Wissenschaften das Übergewicht einzuräumen. Arago verfocht diese Sache glänzend gegen den nicht minder beredten Lamar-tine; aber das war nur ein Redeturnier; weder der eine noch der andere der beiden Kämpen war ein guter Beurteiler dessen, was für die Jugend passt; der eine war zu sehr Dichter, als dass er sich nicht von seiner Einbildungskraft hätte hinreißen lassen, wenn sich ihm die Gelegenheit bot, seinesgleichen in würdiger Weise zu loben; der andere hatte sich berühmt gemacht, als er eben die Kinderschuhe ausgezogen hatte, und die wunderbare Frühreife seines wissenschaftlichen Geistes gestattete ihm nicht, den Druck zu ermessen, den gewisse Studien auf das noch zarte Gehirn bis zur Ermüdung ausüben. Das zweite Kaiserreich führte die Teilung des Unterrichts ein; erwägt man alles genau, so gewinnt man die Überzeugung, dass die Staatsmänner aus diesem Zeitraume die Mathematik und Na-

turwissenschaften für noch ungefährlicher hielten zur Empörung zu reizen. Da wo Condorcet die Befreiung des menschlichen Geistes erblickte, suchte Fortoul die Beruhigung hochherziger Leidenschaften.

Das Kampfgebiet kann sich erweitern, und es ist nicht erforderlich, sich für die klassischen Wissenschaften oder die Mathematik und die Naturwissenschaften zu entscheiden. Man kann die ersteren als überlebt beseitigen und die letzteren als zu abstrakt einschränken. Man kann Lhomond seinen Königssitz nehmen, ohne die Erben Euklids und Ampères an seine Stelle zu setzen.

Ich glaube nicht, dass es viel nützen würde, das Studium der Mathematik und der Naturwissenschaften früher als im Alter von vierzehn oder fünfzehn Jahren zu beginnen. Den Begriffen, welche die Kinder vorher erhalten, fehlen Genauigkeit und Klarheit. Entweder werden sie frühzeitig abgespannt, oder man pfropft sie voll von zusammenhanglosem Wissen, welches dann durch eine strengere Methode geordnet werden muss. Dabei ist wohl zu beachten, dass unsere Schüler die Schule nicht verlassen sollen, bevor sie den regelmässigen Studiengang völlig durchgemacht haben, und dass es nicht nötig ist, ihnen frühzeitig eine allgemeine und oberflächliche Bildung beizubringen. Wir wollen das Recht haben zu warten, wenn das für uns von Nutzen

ist und weigern uns, mit der Elementarschule in Konkurrenz zu treten.

Eine Ausnahme wollen wir nur zu Gunsten der Arithmetik oder wenigstens des Rechnens machen, nachdem dasselbe aus den verwickelten Beweisführungen und der Masse von Lehrsätzen losgelöst ist. Es ist gut, die Kinder rechtzeitig daran zu gewöhnen, mit Zahlen zu operieren, was häufig ein Spiel für sie ist. Wohl ermüden sie die langen Schlussfolgerungen, nicht aber das Rechnen, für das viele ein überraschendes Geschick bekunden. Aber die Geometrie, Algebra und das Übrige sollen einem kräftigeren Alter vorbehalten bleiben, von dem man einen nachhaltigeren Fleiss verlangen kann.

Vielfach wird behauptet, dass die Mathematik die Übung verleiht, gute Schlussfolgerungen zu ziehen und den Geist logisch bildet; auch das ist ein überkommener Wahrspruch, der schon mehr als einmal widerlegt ist. Nichts lässt sich mehr bestreiten. Die Logik der exakten Wissenschaften gleicht keineswegs der Logik der humanen Wissenschaften. Der Stoff, die Methode und sogar die Prinzipien sind grundverschieden. In der Mathematik geht man von einer Definition aus, die ihren Gegenstand erschöpft und leitet die Behauptungen eine aus der andern ab, indem sie sich immer weiter vom Ausgangspunkte entfernen, ohne an Schärfe zu verlieren; wie lang auch die Kette sein mag, das

letzte Glied ist ebenso fest und besteht aus ebenso reinem Metall wie das erste. Ausserdem kann man sich gegen einen Irrtum sicher stellen und täuscht sich niemals, wenn man richtig folgert. Bei allem, was auf das menschliche Leben Bezug hat, in der Moral, in der Politik, in der Jurisprudenz, in der Nationalökonomie und im Geschäftsleben findet sich nur selten eine Definition, die nicht eine gewisse Ungenauigkeit zulässt. Auch kann man sich mit keinerlei Art von Ableitung beschäftigen, ohne auf Schritt und Tritt die Gedanken mit der Wirklichkeit zu vergleichen. Der Geist läuft um so eher Gefahr sich zu täuschen, als er sich auf die Präzision der Logik verlässt, und es giebt ganz sicher einen Anlass zum Irrtum, wenn man in die Schlussfolgerung alles hineinlegt, was man in den Prämissen vorgefunden hat. Ein Geometer kann Moralist und Staatsmann sein trotz der Geometrie, nicht aber durch sie. Möge der Himmel die Völker davor bewahren, ihre Leiter in der Schule Platos zu suchen.

Physik und Chemie sollen für die letzten Klassen aufgespart werden. Nichts zwingt uns, den Geist der Kinder mit unvollständigen Begriffen zu belasten oder die Erfahrungen zu kindlichen Zerstreuungen umzustempeln. Lassen wir diesen ernststen Musen ihre ganze Würde; sprechen wir es laut aus, sogar vor unsern Schülern, dass gewisse Studien eine anhaltende

Aufmerksamkeit, fast mannhafte Anstrengungen erfordern. Es heisst die Arbeit erniedrigen, wenn man sie zu einer Erholung machen will. Ich werde mich immer der Äusserung eines unserer Lehrer erinnern, der uns Chemieunterricht gab. Derselbe sagte uns: „Meine Schüler, es giebt keinen amüsanten Unterricht; wenn Sie etwas verstehen und lernen wollen, müssen Sie sich Mühe geben; dazu sind Sie hier.“ Er würde zweifellos Unrecht gehabt haben, so zu Kindern von 10 Jahren zu sprechen, aber wir waren fünfzehn alt und freuten uns, wie Männer behandelt zu werden.

Die Naturbeschreibung, welche mehr aus Thatsachen als aus Schlussfolgerungen besteht, und die das Gedächtnis nötig hat, ist den Kindern weit zugänglicher, und ich habe nichts dagegen, dass man ihnen frühzeitig einen Vorgesmack davon giebt. Es muss aber einfach und ohne alle Ansprüche geschehen, ohne allgemeine Theorieen, ohne gelehrte Physiologie und ohne Bearbeitung schriftlicher Aufgaben. Wir dürfen den kleinen Schülern keine geistige Anstrengung zumuten. Man kann sie ohne Schreibereien und regelmässige Stunden anleiten, die Dinge zu sehen, zu unterscheiden und zu benennen. Blättern wir Bildertafeln mit ihnen durch, zeigen wir ihnen Sammlungen, wenn wir welche zur Hand haben, und halten wir sie vor allem dazu an, sich ein Herbarium anzulegen, eine vor-

zügliche Beschäftigung für die Spaziergänge in der schönen Jahreszeit. Das Suchen nach Pflanzen wird ihren Blick üben, vielleicht ebenso wie das Zeichnen, welches sich augenblicklich einer so wunderbaren Beliebtheit erfreut, dass man sogar für die Hirten Unterricht darin verlangt. Das Zeichnen ist eine Arbeit, und zwar eine sehr mühsame für gewisse Köpfe. Hätte man nicht besser gethan, ihm seinen alten Charakter als fakultativen und unterhaltenden Unterrichtsgegenstand zu lassen, als denjenigen Naturen Abscheu dagegen einzuflößen, die sich nichts daraus machen und deshalb noch keine minderwertigen Naturen sind? Aber das Zeichnen ist heute ebenso im Schwunge wie die sogenannte Kunst des Vortrags, und es hat den Anschein, als ob man geschworen habe, alle Franzosen, die das Glück nicht haben sollten, eine innere Neigung für die Zeichenbretter zu besitzen, zum Tapeziererhandwerk verdammen zu wollen.

Da ich einmal von Spaziergängen gesprochen habe, so möge es mir gestattet sein, im Vorübergehen den Wunsch auszusprechen, dass dieselben dasjenige bleiben, was sie sein sollen, nämlich körperliche Übungen, und dass man sie nicht zu Lehrstunden über Dinge gestaltet, die den Geist mehr oder weniger abspannen. Man rät dazu, die Kinder Fabriken und Werkstätten besuchen, sie Museen sehen, ja sogar ihre Eindrücke in kleinen französischen Abhandlungen

zum Ausdruck bringen zu lassen. Damit solche Ausflüge nicht einfach langweilig werden, muss man bei dem Lehrer einen Geist als vorhanden annehmen, auf den man mit Recht nicht rechnen kann. Die neuere Pädagogik kommt schliesslich dazu, unter dem Vorwande des Fortschritts von den Lehrern Fähigkeiten zu verlangen, die ebenso selten sind wie die, welche Rousseau bei dem Lehrer Emiles voraussetzt. Die Schüler, welche ein nur mittelmässig in der Theorie von Linie und Farbe bewandelter Lehrer in ein Museum begleitet, lernen nur über dasjenige schwatzen, was sie nicht wissen und wie gelehrige Papageien hergebrachte Urtheile wiederholen, deren Gründe obendrein neunzehn zwanzigstel der Erwachsenen entgehen würden. Man versteht wenig von der Einrichtung einer Fabrik, wenn man nicht gewisse Teile der Chemie und Mechanik gründlich kennt. Die Spaziergänge dienen dazu, dem Geist Erholung zu gewähren, den Körper anzuregen und meinetwegen auch die Kinder mit der Natur in Berührung zu bringen. Sie sollen in den Wald laufen, wenn es schönes Wetter ist; regnet es, so wäre es mir noch lieber, wenn sie sich an den Regen gewöhnten, als dass man sie in die Geheimnisse der Zuckersiederei oder Ölmalerei einweiht.

Wir lassen somit unsere Schüler bis zur Tertia oder Sekunda gelangen, ohne sie von Mathe-

matik und Naturwissenschaften etwas anderes gelehrt zu haben als angewandte Arithmetik und Botanik. Nur dann werden sie mit einem zu anhaltender Aufmerksamkeit fähigen Verstande an wissenschaftliche Studien herantreten, deren Plan im Voraus nicht unabänderlich festzustehen braucht. Manche werden dabei schon an die Staatsschulen denken; sie brauchen ja nur in die Maschine zum Fabrizieren von Kandidaten einzutreten. Die im Prinzip abgeschaffte Teilung des Unterrichts wird thatsächlich beibehalten werden, so lange die öffentlichen Ämter sich ihren Ersatz durch Wettprüfungen beschaffen, deren grössere oder geringere Schwierigkeit besonders von der Zahl der Bewerber abhängig ist. Ausserdem ist es nicht erforderlich, dass alle Schulen Frankreichs und nicht einmal alle Schüler einer Schule ganz genau denselben einförmigen Studiengang durchmachen. Alle Jünglinge brauchen etwas Arithmetik, Algebra, Geometrie und Astronomie, ein wenig Physik und Chemie und viel Naturgeschichte. Aber das Verhältniss kann sich ändern, je nach den Gewohnheiten der Gegend und dem Geschmack und Beruf der Schüler. Man könnte für das Abiturientenexamen, wenn man es beibehält, ein ausreichendes Minimum wissenschaftlicher Begriffe verlangen. Ich spreche von einem einheitlichen Abiturientenexamen, denn das Examen in den exacten Wissenschaften (*baccalauréat ès sciences*), welches unnütze

Wiederholungen von Zulassungsprüfungen her beiführt, hat keine Daseinsberechtigung.

Ich ziehe die Freiheit und Mannigfaltigkeit bei weitem vor.

XII. Kapitel.

Die lebenden Sprachen.

Seit langer Zeit bezeichnet es jeder als eine Notwendigkeit, für die lebenden Sprachen einen grösseren Raum im Unterricht zu schaffen. Dieser Unterricht war vor Zeiten gänzlich vernachlässigt.

Er hatte die Mode gegen sich, denn diese dehnt ihre Herrschaft sogar auf das Bereich der Schule aus. Man sah ausgezeichnete Schüler, reich beladen mit Prämien und stolz auf ihre Erfolge im Lateinischen, die sich aber in der deutschen oder englischen Stunde durch Unaufmerksamkeit und geringe Leistungen auszeichneten. Der Lehrer durfte sich glücklich schätzen, wenn er sie nur ein wenig in Ruhe zu halten vermochte. War er Franzose, so zweifelte man an der Gründlichkeit seiner Kenntnisse; war er Ausländer, so gaben ihn sein Accent, die Eigenheiten seiner Ausdrucksweise und seiner Haltung dem Fluch der Lächerlichkeit preis. Mochte er noch so verdient sein, die

allgemeine Meinung konnte sich nur schwer dazu entschliessen, ihn auf gleichen Standpunkt mit seinen Kollegen vom klassischen Unterricht zu stellen.

Es ist viel geschehen, um diese Zurücksetzung eines so wichtigen Studienzweiges abzustellen. Der Unterricht in den lebenden Sprachen fängt jetzt früher an und man legt ihm eine Bedeutung beim Abiturientenexamen bei. Die Lehrer werden mit mehr Umsicht ausgewählt; man verlangt von ihnen mehr Zeugnisse und Nachweise über ihre Kenntnisse und ihre Befähigung. Indessen kann ein vorzüglicher Primaner, der daran denkt die Universität zu beziehen, nur zwischen alten Sprachen, Geschichte und Geographie schwanken; wenn sein Ehrgeiz ihn trägt, wirft er sich auf die Grammatik; er wird sich aber nicht den lebenden Sprachen zuwenden. Das Lehrerseminar in Paris, welches dem Lehrkörper, wenn auch nicht ausschliesslich, eine achtungswerte auserlesene Schar zuführt, hat keine englische oder deutsche Abteilung. So bedeutend auch die Lehrer sein mögen, welche die Jugend lehren, Goethe und Shakespeare zu lesen, es fehlt ihnen an dem wissenschaftlichen und moralischen Einfluss, den die Erinnerung an Schulerfolge gewährt. Sie stehen immer etwas ausser Reih' und Glied. Ebenso werden ihre guten Schüler nicht einmal unter denen aufgeführt, mit denen eine Schule sich brüstet. Ihre Tüchtigkeit hängt

häufig mit den Umständen ihrer Erziehung zusammen; da sie diese von auswärts erhalten, wird ihnen darauf wenig zu gut gethan; die Unterrichtsordnung lässt ihre ganze Anerkennung nur dem Verdienste zuteil werden, welches von ihr allein herrührt.

Die lebenden Sprachen sind so nützlich, dass sogar ihr Nutzen ihnen schadet. Man weiss, was für Dienste sie den Beamten, Commis und Handlungsreisenden erweisen. Man macht ihnen gern den Vorwurf, nur ein Broterwerb zu sein, der sich nur für kleine Leute schickt. Der Gymnasiast denkt, dass er das Englische vielleicht nötig haben wird, wenn seine Eltern in Armut geraten, wenn ihm selbst seine grossartigen Pläne missglücken; ein Studium, welches eine Einnahmequelle werden kann, ist nicht erhaben genug, um die Eigenliebe kräftig anzuregen. Man denkt auch an Reisen, schmeichelt sich aber damit, genug zu wissen, um sich bei der Table d'hôte durchhelfen und dem Kellner einen Auftrag geben zu können.

Vor fünfzig Jahren waren die lebenden Sprachen mehr an der Tagesordnung, weil die Romantik mit den Alten Krieg führte und sich auf die neuere Litteratur stützte. Da Shakespeare wie ein Gott angesehen wurde, war auch seine Sprache ein wenig geheiligt. Victor Hugo begeisterte sich an den Spaniern; die Namen Calderon und Lope de Vega waren unseren Vätern

vertraut geworden. Der olympische Ruhm Goethes, die beinahe geheimnisvolle Vorherrschaft der deutschen Philosophie, die europäische Berühmtheit Walter Scotts, die leidenschaftliche Verehrung, welche Byron der ungestümen und schwermütigen Jugend einflösste, die ernste Erhabenheit Dantes, sie hielten die klassische Dreieinigkeit der toten Sprachen und des Französischen im Schach. Unter Louis-Philipp gab man in Paris Sammlungen ausländischer Schriftsteller heraus; wenn wir heute ein englisches Buch lesen wollen, lassen wir es aus Leipzig kommen. Unsere Kenntnis der ausländischen Litteraturen hat sich verringert; sie interessieren uns weniger, weil sie uns keine Begeisterung einflößen. Wir suchen ausserhalb unserer Grenzen keine Muster mehr. Hugo genügt unsern Dichtern und Balzac unsern Romanschreibern. Das französische Theater, welches die Welt umfassen und ein Panorama aller Länder und Jahrhunderte bieten zu wollen schien, ist durchaus parisisch und zeitgenössisch geworden und befindet sich dabei vorläufig gar nicht schlecht, bis demnächst der unvermeidliche Verfall eintritt, den die Einförmigkeit verursacht. Unsere Neugierde ist jetzt mehr auf Denkmäler der Künste und auf Trachten als auf die Litteratur gerichtet. Unsere Reisebeschreibungen sind mit schönen Zeichnungen geschmückt und nicht mehr mit schönen Zitaten. Ausserdem kommen

die benachbarten Gegenden unsern blasierten Köpfen zu bekannt und alltäglich vor; man soll von China, Japan, von Australien und dem Kongo sprechen. Yokohama und Shanghai werden für uns bald bekanntere Städte sein als Hamburg und Glasgow, und es ist nicht der Mühe wert, von Haus fortzugehen, wenn man nicht wenigstens nach San-Franzisko geht.

Wenn der gute Wille der Mächtigen, welche die Lehrpläne aufstellen, auch noch so gross ist, das Studium der neueren Sprachen wird nur gedeihen, wenn es wirklich auf die Litteratur gegründet ist. Der Zwang reicht dazu nicht aus; es muss Geschmacks- und Modesache werden; um den Geschmack dafür zu wecken, muss zunächst die Bewunderung rege gemacht werden; man lasse die Schüler also empfinden, dass die neueren Sprachen auch ihre Grösse und Schönheit besitzen, dass es sich dabei nicht einzig darum handelt, eine Stelle auf einem Kontor damit zu erlangen oder seinem Geiste einen Reiseführer ins Ausland einzuprägen.

Man fange also frühzeitig, schon beim Eintritt ins Gymnasium, bei Beginn der Studien an, und man wird wenigstens zwei Sprachen bewältigen. Man scheue sich nicht, vom Gedächtnis zu viel in einem Alter zu verlangen, wo das Gedächtnis die geweckteste aller Fähigkeiten ist. Man vermeide soviel wie möglich den Wust der Grammatik und die Dornen der

Syntax. Im Alter von dreizehn oder vierzehn Jahren müssen unsere Gymnasiasten imstande sein, sogar ziemlich schwierige Schriftsteller fließend zu lesen; dahin gelangen sie aber nicht, wenn man auf der Elementargrammatik und den Exerzitien herumreitet.

Wir pflegen uns wegen der überlegenen Klarheit unserer Sprache zu beglückwünschen und sagen oft, dass die Gedanken anderer Völker von uns geglättet und ausgeprägt werden müssen, um zur Erbschaft des Menschengeschlechts zu gelangen; wir sind sehr stolz auf das Vorrecht, welches die Kenntnis des Französischen für die Diplomaten notwendig macht. Es liegen in diesem Hochmut mehr geschichtliche Erinnerungen als Bewusstsein der vorhandenen Wirklichkeit. Weder die Akademie von Berlin, noch irgend eine andere würde heute einen Preis für eine Abhandlung über die Universalität der französischen Sprache aussetzen. Das Englische macht uns den ersten Rang streitig; man denkt ohne Zweifel in London, der Streit sei beendet, und wir seien nicht die Sieger in demselben. Es ist mehr als ein Grund vorhanden das zu glauben oder zu befürchten. Die Sprache des Handels ist heutzutage wichtiger als die der Höfe, und unsere Nebenbuhler sind die ersten Handelsleute der Welt. Es giebt nur eine französische Nation, dagegen schon jetzt mindestens zwei englische, und Australien

wird bald für die dritte angesehen werden müssen. In einer Zeit, wo sogar in der Litteratur die Mehrzahl die Gesetze giebt, weil die Menge zu lesen anfängt, will es viel heissen für ein Publikum von hundert Millionen Menschen zu schreiben. Das Englische dient ganz verschiedenen Gesellschaftsklassen als Organ, der reichsten aller Aristokratieen und der blühendsten Demokratie. Die Einwohner der brittischen Inseln sind die grossen Reisenden der Welt und zahlen viel Geld, um ihre Gewohnheiten, ihren Thee, ihr Roastbeef und ihre Sprache überall anzutreffen. Sie sind steif, gebieterisch, anspruchsvoll, und die andern Völker fügen sich ihren Ansprüchen.

Haben wir den Mut es einzugestehen: Die englische Sprache und Litteratur sind dieser Begünstigung nicht unwürdig. Die erstere ist einfach, kurz und frei von grammatischen Spitzfindigkeiten, wie geschaffen zum Befehlen und Urteilen. Ohne die launenhafte Aussprache würde sie fast vollkommen sein. Sie ist gewissermassen eine Doppelsprache; das Lateinische und das Französische haben den ursprünglichen Strom des Angelsächsischen durch einen reichen Zufluss verstärkt. Wenn man von Gibbon zu Carlyle übergeht, tritt man in einen ganz neuen Wortschatz ein. Aber der Grundstock ist angelsächsisch geblieben, d. h. kräftig und bündig, aus Knochen, Nerven, Muskeln

und keinem unnützen Fleische zusammengesetzt. Man übersetze eine Seite heutiger spanischer Prosa ins Englische, und man findet, dass man an zwanzig Zeilen zehn spart. Man fühlt, dass man es mit einem Volke zu thun hat, welches mehr für den Geist als für das Ohr spricht, welches den Wert der Zeit kennt und nicht bei dem Zuhören einschläft. Man vergleiche Castelar mit Bright, und der erstere erscheint wie ein Musiker.

Diese Entschiedenheit schliesst die Geschmeidigkeit und Vielseitigkeit nicht aus. Alle Schattierungen der Poesie und des Gedankens finden im Englischen ihren Ausdruck. Das Werk Shakespeares ist eine Welt von Wörtern, Bildern und Empfindungen; und welchen Schriftsteller vermöchte man über Macaulay zu stellen hinsichtlich der Grossartigkeit der Entwicklungen, des Glanzes der Redeweise und des Überflusses an Ausschmückungen, welche den Geist entzücken, ohne ihn zu zerstreuen, welche die Darstellung beleuchten, ohne die Einbildungskraft abzuspannen? Man lege die römische und die englische Litteratur auf die Wagschale, ohne bei letzterer die Menge mittelmässiger Talente zu berücksichtigen, so wird man zugeben müssen, dass das Schöne ebenso gut bei einem Aufenthalt in London wie bei einem solchen in Rom gelernt werden kann.

Kurz, das Englische ist vielleicht die Sprache,

in welcher sich der moderne Gedanke mit der grössten Freiheit und mit dem grössten Erfolg ausdrücken lässt. Wir sind von Fichte, Schelling, Hegel und diesem ganzen Siebengestirn nebelhafter Genies ergriffen gewesen, welche ihre Zeit vergeudet haben, indem sie eingebildete Auffassungen durch das Sieb der Dialektik laufen liessen. Die Deutschen haben uns durch ihre Unklarheit in Erstaunen versetzt. Aber in England blühte und reifte die Philosophie des XIX. Jahrhunderts durch die enge Vereinigung des Gedankens mit den Vorgängen der Natur und der Geschichte. Welche Namen kann die Jetztzeit denen von Stuart Mill, Darwin, Buckle und Herbert Spencer gegenüberstellen? Übrigens macht man auch ebenso viele wissenschaftliche Entdeckungen. In London und seiner Umgegend ordnet und sammelt sich der durch die Geduld und den Scharfsinn der Gelehrten herbeigeschaffte Stoff, um jene Denkmäler zu bilden, deren Grösse die geistige Kraft nicht ausschliesst, und welche Schönheit der Gestalt mit Dauerhaftigkeit der Grundlage verbinden. Wenn als Hauptstadt des menschlichen Geistes die Stadt anzusehen ist, in der sich die Revolutionen des Denkens vorbereiten und vollziehen, und nicht die, worin das Zeichen zu politischen Unruhen gegeben wird, so hat Frankreich wenigstens eine achtunggebietende Nebenbuhlerin. Wahr ist es, dass ganz Frankreich sich in Paris

konzentriert, während London nicht ganz Eng-
absorbiert. Den Nutzen davon hat aber unsere
Hauptstadt und nicht unser Land.

Wenn unser Schüler sich mit der Sprache
vertraut gemacht haben wird, wozu ich ihm
vier oder fünf Jahre Zeit gebe, so werden ihm
noch drei oder vier Jahre übrig bleiben, um
Vorlesungen über englische Litteratur zu hören,
um die Klassiker von jener Seite des Kanals zu
lesen und zu studieren, um, wenn man will, seine
Gymnasialstudien zu machen. Die Lehrer und
Vorbilder werden alsdann gewechselt sein, aber
die geistige Ausbildung wird nichts dabei ein-
gebüsst haben. Anstatt mühselig etwa fünfzig
Seiten von zwei alten Schriftstellern zu über-
setzen, werden wir alljährlich ein Dutzend Bände
lesen können. Wir werden die Übersetzungen
und Exerzitien durch Inhaltsangaben und einige
in englischer Sprache abgefasste Arbeiten er-
setzen. Glaubt man, dass junge Menschen, die
während eines ganzen Jahres zweimal wöchent-
lich Shakespearesche Dramen gelesen oder wie-
dererzählt haben, die zehn Monate auf die Be-
schäftigung mit Macaulay verwandt haben, nicht
ebensoviel Geschmack und ein ebenso ausge-
bildetes Gefühl für das Schöne und Erhabene
und einen ebenso ausgestatteten Geist besitzen
werden, wie wenn sie während desselben Zeit-
raumes mühselig eine kleine Abhandlung Ciceros
oder drei bis vierhundert Verse Vergils und die

Hälfte eines Buches der Annalen erklärt hätten? Will man behaupten, das Resultat müsse sich gleich bleiben, und es sei nicht der Mühe wert, eine so schwierige Änderung zu versuchen und mit einer so ehrwürdigen Tradition zu brechen? Aber das Resultat bleibt sich nicht gleich. Unser Gymnasiast ist kaum Abiturient, so beeilt er sich seine Bücher zu verbrennen oder zu verkaufen, das bischen Latein, was er weiss, zu vergessen. Wenn er seinen Geist ausgebildet und gestärkt hat, so bereichert er diesen Schmuck nicht weiter und ist nicht bestrebt, seine geistige Kraft durch Fortsetzung derselben Übungen zu erhalten. Der Gymnasiast, welcher mir vorschwebt, soll keinerlei Hang dazu haben, mit der Vergangenheit zu brechen. Nach dem Austritt aus der Schule wird er die Times und die Edinburgh Review lesen, die besonderen Aufsätze und Zeitschriften, welche ihn interessieren, je nach dem Beruf, welchen er ergriffen hat. Er wird nicht auf die Freundlichkeit der Übersetzer zu warten brauchen, um den Anteil kennen zu lernen, den unsere Nachbarn an der menschlichen Entwicklung nehmen. Kurz, ob er sich dem Handel, dem Bankfach oder der Industrie zuwendet, ob er Reisen zu seiner Belehrung oder Unterhaltung macht, die gründliche Kenntnis der englischen Sprache wird für ihn von ganz unendlichem Nutzen sein. Das ist ärgerlich, aber ich füge mich darein, ohne sehr zu erröten.

Das Deutsche hat, obschon aus andern Gründen, für uns fast dasselbe Interesse wie das Englische. Es ist die Sprache von sechzig Millionen Europäern, die Sprache unserer nächsten Nachbarn und der augenblicklichen Herren von Elsass-Lothringen. Aber man braucht es keineswegs nur in Rücksicht auf den Krieg zu lernen, vielmehr ganz besonders im Hinblick auf den Frieden. Trotz des berechtigten Grolls dehnen sich die Handelsbeziehungen zwischen Frankreich und den germanischen Ländern unaufhörlich weiter aus. Das Kaiserreich Deutschland, Österreich und die Schweiz bilden eine Vereinigung von Völkern, deren genaue Bekanntschaft stets in unserem Interesse liegen wird. Die Litteratur ist auf dem jenseitigen Rheinufer heutzutage weniger glänzend als vor fünfundsiebzig Jahren. Trotz der Beliebtheit, deren sich die pessimistischen Phantasieen Schopenhauers erfreuen, würde Frau von Stael uns heute weniger von Philosophen und Dichtern zu erzählen haben; sie würde gar zu viele Kanonen erblicken. Aber indem Deutschland aufgehört hat, um den ersten Preis in der Kunst der Schriftstellerei zu streiten, hat es sich den ersten Platz auf dem Gebiete eigentlicher Wissenschaft, wenigstens durch die Masse von Einzelarbeiten erworben. Seine schon sehr alten und ewig jungen Universitäten sind Stätten ausdauernder Forschung und anhaltenden Studiums geblieben, und wir werden

viel dabei gewinnen, wenn wir uns einen Einblick in ihre Thätigkeit verschaffen.

Die Kenntniss des Deutschen ist fast für die meisten Berufsarten nötig, für die Ärzte, die Gelehrten, die Kaufleute und die Fabrikanten. Die Rivalität, welche bei beiden Nationen auf so vielen Schlachtfeldern zu Tage tritt, zwingt uns, unsere Nebenbuhler mit einem aufmerksamen Auge zu verfolgen, und wir werden aus unserer geistigen Abgeschlossenheit nicht völlig herausgetreten sein, so lange wir nicht jeden Tag wissen, was bei unsern östlichen Nachbarn vorgeht, gesprochen und gedacht wird, sei es in ihren Werkstätten, in ihren Schulen oder in ihren Kasernen.

Die deutsche Sprache ist schwieriger als die englische und liegt ihrem Geiste und ihrem Satzbau nach der unsrigen ferner. Auch wirkt ihr Studium anfangs abstossender. Die Konjugation besitzt nicht diese algebraische Einfachheit, die das Englische so zugänglich macht; die Wortstellung ist seltsam und verwickelt. Um bis zu den Schriftstellern zu gelangen, ist es beinahe notwendig, den Weg durch die Grammatik zu nehmen, indem man sich freilich dabei so wenig wie möglich aufhält; aber das ist nur eine Schale, die man beseitigen muss, um zu der Frucht zu gelangen. Und diese Frucht ist wohlschmeckender, als es den Anschein hat. Das Deutsche ist vielleicht die lebendigste aller Spra-

chen, diejenige, die am leichtesten aus ihrem Innern neue Wörter und neue Wortverbindungen schöpft. Fast alle Ausdrücke, welche die neueren Gelehrten dem Griechischen entnehmen, damit man sie nicht so rasch versteht, können die Deutschen, wenn sie es wollen, zusammensetzen, ohne aus ihrer eigenen Sprache herauszutreten. Diese Fähigkeit der Wortbildung, welche keine andere klassische Sprache in demselben Masse besitzt, und die fast an das Altgriechische erinnert, verleiht dem deutschen Wortschatz etwas Biegsames und Geschmeidiges, wovon Poesie und Philosophie gleichmässig Nutzen ziehen. Manche Seiten von Heine lassen uns das Wachstum der Sprache erkennen; man sieht beim Lesen derselben die Wörter hervortreiben und sich mit glänzenden Farben und verschiedenartigen Schattierungen blumenartig entfalten.

Die deutsche Litteratur ist nicht so reich wie die unsrige und die der Engländer. Sie hat trotzdem ihre Schönheiten, ihren Glanz und Duft. Es giebt keine volkstümlichere, keine, die die kindlichen und zarten Gefühle besser wiedergiebt und die Liebe und Träumerei besser ausdrückt. Deutschland ist das klassische Land für die Legenden und die Balladen, für die wahre Romantik. Seine lyrischen Dichter sind lange Zeit unser Entzücken gewesen. Wer wäre nicht im Alter von zwanzig Jahren beim Lesen von Uhland und Rückert bezaubert gewesen? Ohne

die verhängnisvollen Fügungen der Politik und des Krieges, ohne die Schulmeister, die drüben den Hass gegen den französischen Namen gepredigt haben, ohne die Thoren, welche uns in ein verderbliches Abenteuer gestürzt haben, waren die beiden Völker geschaffen, um sich zu lieben. Wir sind im siebzehnten Jahrhundert die Lehrer Deutschlands gewesen; im neunzehnten sind wir in seine Philosophie, seine Poesie, seine Landschaften und seine Burgruinen vernarrt gewesen; es hat nacheinander Frau von Stael und den grossen Dichter begeistert, welcher das Werk „Der Rhein“ verfasst hat. Wenn wir den zur Zeit gerechten Zorn vergessen, fühlen wir in unseren Adern etwas von dem Blute fliessen, welches Chlodwig nach Gallien brachte, und durch welches die Franzosen mit den Franken verwandt sind. Beim Deutschen soll sich, eben-
sogut wie beim Englischen, das Studium der Litteratur dem der Sprache anschliessen, und die Schüler sollen sich mit den interessantesten Werken Goethes, Schillers, Lessings, Herders und der zeitgenössischen Dichter bekannt machen. Ihre Belesenheit muss vielseitig genug sein, damit sie mit gleicher Leichtigkeit eine philosophische These, eine wissenschaftliche Denkschrift und den Bericht über eine Parlamentsverhandlung verstehen. Vergessen wir nicht, dass eines der wertvollsten Ergebnisse des Fortschritts, das wir bei der Kenntniss der lebenden

Sprachen erreichen wollen, ist, die künftigen Geschlechter daran zu gewöhnen, in den Zeitungen und Zeitschriften des Auslandes jede Auskunft zu suchen, die sie interessieren könnte. Wir werden viel gewonnen haben, wenn wir nicht mehr von den Übersetzern und telegraphischen Bureaus abhängen, wenn unsere Ansichten über die Völker und die Regierungen nicht mehr von einer gewöhnlich anonymen Bureaukratie ausgearbeitet werden, die allen Franzosen ihren Geschmack, ihre Vorurteile, ihre Unwissenheit und ihre Irrtümer aufzwingt.

Eines der wirksamsten Mittel, um in den Geist und den Charakter der benachbarten Nationen einzudringen, würde das sein, in ihrer eigenen Sprache ihre Einrichtungen, die Beschaffenheit ihres Bodens und besonders ihre Geschichte zu studieren. Wir wissen noch lange nicht genug, wie ungemein verschieden dieselben Ereignisse je nach der Nationalität des Erzählers dargestellt und beurteilt werden. Auch lassen wir uns verleiten, unsere Verdienste und Erfolge, sowie das Unrecht und die Misserfolge unserer Nebenbuhler, zu übertreiben. Gerade im Gymnasium werden fast alle Bürger unterrichtet und ausgebildet, die eines Tages dazu berufen sein werden, unsere Politik zu lenken, sei es als Minister oder Diplomaten, sei es als Mitglieder der gesetzgebenden Versammlungen. So werden Vota, die die Zukunft und Sicherheit Frank-

reichs angehen, von Leuten abgegeben, die meistens den Stand der öffentlichen Meinung ausserhalb unserer Grenzen völlig verkennen. Die Regierung erhält bei ihren Beziehungen mit dem Auslande ihren Auftrag von einer Majorität, der zu ihrer eigenen Aufklärung nur mittelmässige Korrespondenzen oder Auszüge aus Zeitungen zu Gebote stehen, die nach der Richtung unserer eigenen Blätter ausgewählt sind.

Viele Franzosen sind fest davon überzeugt, dass Deutschland sich dadurch einen grossen Vorteil vor uns verschafft hat, dass es auf unser Gebiet ein ganzes Heer von Spionen losgelassen hat. Sie setzen dann hinzu, dass die natürliche Grossmut unseres Charakters uns niemals gestatten wird, auf diesem Gebiete mit denselben Waffen zu kämpfen. Wahr daran ist nur, dass die nützlichste und tadelloseste Spionage einfach darin besteht, die Zeitungen eines Landes aufmerksam zu lesen, denn in ihnen findet sich alles für denjenigen, welcher sehen und begreifen kann.

Das Englische und das Deutsche sollen in Gemeinschaft mit der Muttersprache die Grundlage der wissenschaftlichen Bildung abgeben, die wir vom höheren Schulunterricht verlangen. Selbst wenn wir dahin kommen, von allgemeiner Gleichförmigkeit Abstand zu nehmen, dürfte es schwierig sein, unsere Schüler des Englischen oder Deutschen zu überheben. Aber wenn ihnen nach Abschaffung des Griechischen und

Lateinischen noch Zeit übrig bleibt, und wenn die Sprachen eine Anziehungskraft auf sie ausüben, so sollten sie sich am Spanischen und Italienischen versuchen. Das Spanische würde vor allen Dingen sehr nützlich sein. Unsere Beziehungen mit den Republiken des romanischen Amerika sind sehr rege und könnten es noch weit mehr sein. Es fehlt dieser Gruppe von jungen und aufblühenden Nationen, die gemeinsame Herkunft, Ideen, Sitten, Traditionen und Neigungen haben, an einer wenigstens geistigen Hauptstadt, die auch ein wirtschaftliches Zentrum werden könnte. Dort kann unser Paris eine Stellung erringen und eine zugleich ehrenvolle und einträgliche Rolle spielen. Keine andere Stadt zieht die Einwohner der spanischen Republiken so stark an, und es würde vielleicht sehr klug sein, ihrer Jugend die Mittel zu bieten, sich ihrem Geschmack und ihren Bedürfnissen entsprechend auszubilden. Indem wir so den Kreis unseres moralischen Einflusses erweitern, würde sich als sichere Folge ergeben, dass wir dem Thätigkeitstriebe derjenigen Franzosen, die auswärts durch die Arbeit ihr Glück machen wollen, ein weites Feld eröffneten. Die Auswanderer tragen nicht wenig zur Macht und zum Wohlstande ihres Landes bei, wenn sie befähigt sind, den Ländern, in denen sie ihren Wohnsitz nehmen, gute Dienste zu erweisen. Die Engländer beweisen uns dies seit

langer Zeit, und die Deutschen wissen es heutzutage auch recht gut. Nur bietet sich in den weiten Ländern, wo man spanisch spricht, unsern jungen Mitbürgern, sowie unserer Industrie ein Absatzgebiet dar, welches wir unsern Nebenhüblern streitig machen können.

Das Italienische, welches vielleicht eine reichere und klassischere Litteratur besitzt, bietet vom ökonomischen Standpunkt aus betrachtet weniger Vorteile dar. Es wird aber trotzdem vielleicht seine Liebhaber finden. Italien hat seinen Platz unter den Grossmächten eingenommen; wir haben von seiner Feindseligkeit viel zu befürchten; die politische, kommerzielle und geistige Thätigkeit dieses verjüngten Volkes wird zweifellos mehr und mehr unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und unsere Beziehungen zu der Halbinsel werden immer wachsen. Man wird deshalb sowohl für das Italienische wie für das Spanische fakultativen Unterricht einrichten müssen. Vielleicht dürfte es auch hier und da, besonders in Paris, nützlich sein, Russisch zu unterrichten. Mit jedem Tage rückt uns das Czarenreich näher, weil der Gang der Zivilisation die Entfernungen täglich verringert. Es wird eine Zeit kommen, wo die Menschen so leicht von einer Stelle zur andern gelangen, dass man sagen kann, die Russen stehen vor unsern Thoren. Dieses grosse Volk, welches durch die Ausdehnung seines Gebiets und seiner

Fruchtbarkeit schon sehr reich und mächtig ist, ist noch nicht so weit, um das Ausland entbehren zu können. Die Deutschen erweisen ihm Dienste, um die es gern anderswo bitten würde; es lässt sie sich gefallen, hat sie aber nicht gern. Auch dort könnte die französische Jugend ein weites Absatzgebiet finden, wenn sie es vorziehen wollte, in der weiten Welt frische Luft zu schöpfen, anstatt beim Drängen zu den öffentlichen Ämtern zu ersticken. Wir haben bisher geglaubt, es genüge Französisch zu sprechen, um von den Russen gut aufgenommen zu werden; das wird jedoch vielleicht nicht für immer richtig sein. Ausserdem sind die Leute, welche die Sprache eines Landes nicht kennen, in der Wahl ihres Berufes beschränkt; vor allem bleibt ihnen der Handel nahezu verschlossen.

Es giebt noch andere Sprachen, die in unserm höheren Schulunterricht einen, wenn auch noch so bescheidenen Platz beanspruchen könnten, das sind die orientalischen Sprachen. Wir beherrschen drei bis vier Millionen Araber; wir sind im Begriff, unsere Herrschaft über fünfzehn bis zwanzig Millionen Annamiten auszu dehnen. Vielleicht werden uns die Engländer und Deutschen eines Tages einen Teil des chinesischen und japanesischen Handels streitig machen. Das Arabische, das Annamitische, das Chinesische und das Japanesische würden einer grossen Zahl von Schülern sehr dienlich sein,

die sich dazu anschicken, in gewisse Zweige der Verwaltung oder ins Gebiet des Handels einzutreten. Man könnte in manchen Schulen Kurse eröffnen, in denen die Schüler die Elemente einer dieser Sprachen erlernten, oder Fachschulen einrichten, in denen die jungen Franzosen mit jungen Arabern oder jungen Orientalen in Berührung kämen. Aber das führt uns zu Ausnahmefällen; es sei genug mit der beiläufigen Bemerkung, dass die Begründung eines Kolonialreiches dem Staat die Verpflichtung auferlegt, die Bildung einer neuen Körperschaft vorzubereiten, die sein Heer von Beamten ergänzen muss, und dass der Wunsch, unsere Handelsbeziehungen zu erweitern, uns dahin führt, die Sprachen Asiens nicht mehr wie blosse Gegenstände der Gelehrsamkeit und Wissbegierde anzusehen.

XIII. Kapitel.

Das Französische.

Wir können Französisch, ohne uns die Mühe zu geben es zu lernen; es genügt diejenigen anzuhören, welche es gut sprechen, und die Schriftsteller zu lesen, welche es gut geschrieben haben. Diese Wohlthat der Natur scheint uns missfallen zu haben, weil sie uns für nichts zu teil ge-

worden ist; wir haben deshalb nach einem Mittel gesucht, um die Schüler dasjenige teuer bezahlen zu lassen, was sie für nichts hätten haben können, und haben es wirklich gefunden. Man hat die Muttersprache wie eine tote Sprache behandelt; man hat sie mit den Stacheln der Grammatik, der Orthographie und der Analysen umzäunt; man hat um sie herum einen Wall von Regeln, Abstraktionen und Spitzfindigkeiten aufgeführt, und um den Kindern gewissermassen unablässig Abscheu vor dem Lernen einzuflössen, hat man sie, nachdem sie kaum aus den Armen der Amme entlassen waren, in das Strauchwerk der Partizipien und das Dornengestrüpp des Imparfait du Subjonctif gestossen. Ein grosser Teil der Arbeit, den die Jugend der Elementarschulen auf ihre Belehrung verwendet, wird der Tyrannei der Orthographie gewidmet; diese konventionelle Wissenschaft verschlingt die kostbarsten Stunden des Lebens. Wird man nicht endlich einen andern Massstab anlegen, um den Wert eines Menschen zu bemessen, oder soll man es bis an der Welt Ende mit ansehen, dass der Drache der Diktate den Eingang in die meisten Laufbahnen bewacht?

Unsere Schüler brauchen ihr ganzes Unterrichtsgepäck nicht vor dem dreizehnten Jahre zu schnüren; ich möchte deshalb, dass man sie mit der Quälerei der Grammatik verschonte. Die gebräuchliche Orthographie werden sie mit

der Zeit von selbst lernen; was die Regeln angeht, so kann man sie ihnen in wenigen Stunden erklären, wenn sie imstande sind, dieselben zu verstehen. Ich rede nicht von den angeblichen logischen und grammatikalischen Zergliederungen, die einzig und allein erfunden zu sein scheinen, um die Zeit auf möglichst traurige Weise totzuschlagen. Der Unterricht im Französischen liesse sich, wenigstens in der Elementarschule, auf folgende Weise viel einfacher gestalten. Man lasse die Fabeln La Fontaines, die einen wahren Schatz von Zitaten und Anspielungen in der französischen Unterhaltung bilden, auswendig lernen; noch einige andere Dichtungen können gleichfalls dem Gedächtnis der Kinder einverleibt werden, jedoch mit Auswahl und Knappheit, dagegen wenig Vorschriften, Predigten und sittliche Betrachtungen, denn sie erwecken Widerwillen gegen die Moral. Die Tragiker sind schon frühzeitig verständlich, vor allem Corneille. Soll man Prosastücke auswendig lernen lassen? Es ist das für manche Köpfe eine sehr mühselige Übung; man darf deshalb darin nicht zu weit gehen.

Ich führe also nicht gegen die alten Sprachen Krieg, um dem Unterricht in der Muttersprache mehr Raum zu verschaffen. Die französischen Stunden haben einen grossen Fehler, sie sind im allgemeinen inhaltslos, und das macht sie sehr

langweilig, sowohl für denjenigen, der sie giebt, als auch für den, der sie empfängt. Bei den meisten Examinas hat man eine Prüfung eingeführt, die sich Erklärung französischer Schriftsteller benennt; sie martert Prüflinge und Examinatoren; ich gestehe, in meinem Leben nur einem Lehrer begegnet zu sein, der in diese Übung einen durchaus befriedigenden Sinn hineinzulegen wusste; dabei muss noch erwähnt werden, dass er die Kanzel verlassen hatte, um sich dem Lehrfach zu widmen, und dass ich ihn nur zwei bis drei Mal gehört habe. Fast immer wird die Zeit verbracht mit dem Beleuchten von Redensarten und Wörtern, die klar wie der Tag sind, mit dem Verziern der schönsten Texte durch abgeschmackte Erklärungen, mit dem Vergiessen heisser Schweisstropfen, um Plattheiten über Meisterwerke herzuleiern. Es wird ohne Zweifel nötig sein, einige Klassiker gut zu lesen, aber der Lehrer soll sich nicht für verpflichtet halten, sie durch unnütze Bemerkungen zu zerstückeln, wofern es nicht erforderlich ist, auf die Verschiedenartigkeit der Sprache, Ideen und der Sitten hinzuweisen, und historische Verhältnisse zu erklären, die die Schüler noch nicht kennen. Aber man soll sie anhalten, selbst viel zu lesen und über ihre Lektüre durch mündliche oder schriftliche Inhaltsangaben Rechenschaft abzulegen, wobei streng zu vermeiden ist, dass man sie mit Gegen-

ständen in Berührung bringt, die über ihr Alter hinausgehen.

Ist es noch nötig, die Abhandlungen über Rhetorik und Stil in aller Form rechtens zu verdammen, die man uns früher vorlegte, und die uns lehrten, dass der Eingang dem Gegenstande angepasst, die oratorische Erzählung kurz und klar und der Redeschluss pathetisch sein müsse? Die Redefiguren und Tropen stehen in noch üblerem Geruche; die Autonomasie und die Synecdoche sind aus dem Kopfe rechtschaffener Leute verbannt, und kaum entdeckt man sie in den abgelegensten Kleinstädten. Die Stilübungen dürfen weder vermehrt noch verfrüht werden. Man stattte das Gedächtnis der Kinder mit einem Schatz von Thatsachen und Wörtern aus, bevor man sie zwingt, von eigener Erfindungsgabe Proben abzulegen. Wir müssen stets daran denken, dass wir Zeit haben. Erst von Tertia oder Sekunda an dürfen wir von unsern Kindern etwas anderes als einfache Wiedergaben verlangen. Es ist nicht gut, sie frühzeitig daran zu gewöhnen, allgemeine Gedanken in eine abgeschmackte Redeweise zu übertragen. Das Gymnasium ist, was man auch von ihm denken mag, keine Vorschule für die Journalistik; das Wissen ist der wahre Zweck der Erziehung und nicht die Beredsamkeit, nicht einmal die Leichtigkeit, sich der Feder und des Wortes zu bedienen. Eine gewisse Ungeschick-

lichkeit im Ausdruck steht jungen Gymnasiasten gar nicht übel an. Sie sollen sich mit Schüchternheit in die Unterhaltung mischen, sie sollen sich selbst, ihrem Urteil und ihren Meinungen mit Misstrauen gegenüberstehen. Warum sollen wir sie so frühzeitig antreiben, sich für Männer zu halten, zu entscheiden und abzuurteilen? Man fabriziert auf diese Weise nur allzu viele Wunderkinder, die in Gegenwart ihrer Väter Orakelsprüche von sich geben, und denen die erste Tugend ihres Alters, die Bescheidenheit, fehlt. Man muss aber, so heisst es, den Kindern beibringen, Ordnung in ihre Gedanken zu bringen. Jawohl, wenn sie welche haben, sie haben aber so früh, wie man häufig annimmt, noch keine. Man hüte sich, sie daran zu gewöhnen, ihr Kupfer für Gold zu halten. Wenn die Eltern das Unrecht begehen, eine vorzeitige Ernte und frühreife Früchte zu begehren, brauchen wir ihnen den Willen nicht zu thun und unsern Schülern Unterricht in der Charlatanerie zu geben. Sie sind Franzosen und werden es anzufangen wissen, ihr Verdienst bei Zeiten an den Mann zu bringen; dazu fehlt ihnen das Zeug nicht. Das Leben lehrt uns das Zurschaustellen; möge die Zeit der Kindheit wenigstens ganz der Sorge ums Einsammeln gewidmet sein.

An welchen Gegenständen sollen unsere Schüler ihre Erfindungsgabe üben, wenn schliesslich die Stunde gekommen ist, wo man sie

in Anspruch nehmen kann? Der Aufsatz ist etwas in Misskredit gekommen. Man findet es lächerlich, dass der Schüler Alexander und Turenne, Perikles und Boileau reden lässt. Er kennt ohne Zweifel wenig von diesen grossen Leuten; aber kennt er sie nicht noch besser als gewisse Stoffe, die man ihm angeblich vorlegt, um ihm etwas Angenehmes zu bieten, wie etwa das hohe Ross der Kunstkritik, die Beschreibung von Landschaften und die Darlegung verwickelter Empfindungen, die die Verhältnisse des gleichzeitigen Lebens hervorrufen? Man hat den Aufsatz vielleicht etwas zu sehr verurteilt. Der Primaner gab darin fast nur den Gedanken Ausdruck, mit denen die klassische Litteratur ihn vertraut gemacht hatte; er gab Cäsar, was Cäsars ist, nachdem er sein persönliches Wahrzeichen darauf gedrückt hatte. Es lag in dieser Art Übung etwas exaltiertes, was jene jungen Herzen erwärmte und sie zur Deklamation anleitete, aber zu einer redlichen und stolzen Deklamation. Ich habe ein derartiges Aufsatzheft der Prima gesehen, welches durch die Zusammenstellung der Themata eine Abhandlung menschlicher und bürgerlicher Moral ausmachte, die anziehender war als die besten Bücher, in denen dieser Teil der Erziehung von ausgezeichneten Philosophen dargestellt worden ist.

Für den heutigen Schüler zielt ebenso wie für die Geschichtschreiber des Altertums die

Abhandlung darauf ab, die Empfindungen hervortreten zu lassen, welche die berühmten Ereignisse in der Seele der handelnden Personen haben wachrufen müssen; es ist das eine Anwendung der Psychologie auf die Geschichte, eine Mutmassung über die Gedanken und Leidenschaften der Völker und grossen Männer, nicht aber, wie man gar zu leicht glaubt, eine einfache Stilübung, ein inhaltloser und wohlklingender Wortschwall. Aber wie viele Primaner erreichen das Ziel und verwirklichen die Absicht des Lehrers? Was für sie eine fruchtbringende Arbeit ist, ist für die grosse Zahl der Mittelmässigen nur eine undankbare und fruchtlose Mühe. Wo die Gedanken fehlen, ist es immer schlimm den Schüler zu zwingen, Wörter und Redensarten aufeinander zu häufen.

Auch kommt es dem Lehrer zu, die Themata für den französischen Aufsatz je nach Befähigung der Schüler und auch nach seinem eigenen Geschmack auszuwählen. Nebenbei sei bemerkt, dass man nicht allzuviel an das Interesse der Schüler denken darf, so dass man den Geschmack der Lehrer darüber vergisst. Sie sind die Männer, welche die Methoden zur Ausführung bringen, und sie führen sie nur gut aus, wenn sie ihnen gefallen. Eine gute Klasse ist nicht die Verwirklichung eines vorgeschriebenen Rezeptes oder eines durch Verfügungen geheiligten Programms, sie ist die Folge der gemein-

samen Arbeit und der Übereinstimmung eines reifen Geistes und einer männlichen Seele mit jungen Geistern und jungen Seelen. Hüten wir uns davor, das Getriebe des Unterrichts so zu vervollkommen, dass wir Leben und Feuer daraus vertreiben. Überlassen wir einen Anteil, und zwar einen reichlichen, der Initiative derjenigen Bürger, welchen wir die Jugend anvertrauen. Sie führen schon seit langer Zeit einen heftigen und vergeblichen Kampf gegen die Willkürherrschaft des Buchstabens, gegen die Sucht nach Uniformität und gegen den administrativen und bureaukratischen Geist; sie fügen sich demselben nur, indem sie zugleich dabei abgestumpft werden. Der Minister, welcher mit einem thörichten Hochmut sagte, dass alle Schüler zu derselben Stunde in allen Gymnasien Frankreichs dieselbe schriftliche Arbeit machten, hätte hinzufügen können, dass es in vielen Gymnasien ohne Vergnügen, ohne Eifer und ohne Erfolg geschähe. Diese Gefahr ist so gross, dass, wenn man sie nicht beachtet, die weitere Entwicklung der Pädagogik zum Verfall der Studien führen wird. Man wird von dem besten Verfahren beim Unterricht so erbaut sein, dass die Lehrer nicht mehr wagen werden, unvollkommen zu sein, und dass sie zu reinen Nullen werden.

Soll man an einer streng geheiligten Liste klassischer Bücher festhalten, die die Schüler für

ewige Zeiten beim Unterricht bewundern müssen? Es würde wenigstens angemessen sein, den Lehrern in dieser Hinsicht genügende Freiheit zu lassen, die Lehrer selbst werden dann die Schüler bei ihren unabhängigen Streifzügen auch durch die neuere Litteratur ermutigen. Die Langeweile zu vermeiden und Neigung für die Lektüre zu erwecken, das ist der Zweck; der Weg, auf dem dies geschieht, ist gleichgiltig. Es giebt Meisterwerke von unsterblicher Schönheit, welche jeder Franzose kennen muss, welche die Jünglinge aber nicht geniessen können, bevor der Sinn für Litteratur in ihrem Geiste geweckt ist.

Es wäre sehr schade, wenn sie die Schule verliessen, ohne die *Oraisons funèbres* und *Pascals Pensées* studiert zu haben. Aber man läuft Gefahr sie abzuschrecken, wenn man ihnen diese kräftige Kost zu früh vorsetzt. Die Geschichte erweckt bei jedem Alter Interesse. Quintilian behauptet sogar, sie brauche dazu nicht einmal gut geschrieben zu sein. Man kann dem Charles XII. von Voltaire einige gleichzeitige Werke hinzufügen, die Eroberung Englands von Augustin Thierry, den Feldzug von 1812 von Philipp von Ségur, die falschen *Demetrius* von Mérimée und die ersten Bände der *Geschichte Frankreichs* von Michelet.

Gehört das Altfranzösische zum höheren Schulunterricht oder auf die Universität? Wün-

schenswert wäre es, dass man sich schon auf der Schule damit befassen könnte. Den Schülern wird es Vergnügen machen, die modernen Wörter unter einer alten Form wiederzufinden. Unsere mittelalterlichen Dichter verdienen erklärt und kommentiert zu werden, sie sind kostbare Quellen für die Sitten und Anschauungen unserer Väter. Das Rolandslied ist unsere Ilias. Trotz seiner armseligen Sprache und seines unentwickelten Versbaues ist dieses Epos vielleicht das stolzeste Stück kriegerischer Poesie, welches ein Volk seit der Zeit der Griechen jemals besessen hat. Der unbekannte Verfasser dieses so lange verkannten Meisterwerks steht Homer näher als sogar Vergil. Die ganze Christenheit, von Griechenland bis Island, hat es gesungen, vorgetragen und nachgeahmt. Unser Roland ist der Achilles aus der Zeit des Lehnswesens, der Lieblingsheld eines Jahrhunderts, in dem Frankreich schon einmal das war, was es später für kürzere Zeit geworden ist, die grosse Nation. Karl der Grosse ist mindestens halber Teutone; Roland aber gehört ganz zu uns. Das „süsse Frankreich“ ist es, welches er liebt; um es vor jeder Schande zu bewahren, lässt er sich mit solcher Seelengrösse töten. Vor Johanna d’Arc, vor Duguesclin und vor Ludwig dem Heiligen hat ein unbekannter Trouvère einen laut hallenden Ruf der Vorliebe für unser Vaterland ertönen lassen. Der Gelehrte, welcher die Handschrift

seines Werkes entdeckt hat, hat unsere Ansprüche auf eine edle Rangstellung um mehrere Jahrhunderte älter gemacht.

Vergeblich würde die Behauptung sein, dass die Kenntnis des Latein für denjenigen erforderlich ist, der Altfranzösisch verstehen will. Es ist das ein Vorurteil, welches die Erfahrung nicht rechtfertigen kann. Schon zur Zeit des Rolandsliedes hat sich die Trennung vollzogen; zuweilen sind sogar die Wörter unserer alten Sprache, die vom Volke aus der Quelle entnommen sind, weiter von derselben entfernt, als die entsprechenden Wörter, welche heutzutage gebraucht werden. Wenn man den Wortschatz Joinvilles mit dem Bossuets vergliche, so würde man vielleicht finden, dass der letztere Cicero am nächsten steht.

XIV. Kapitel.

Die Geschichte.

Die Geschichte hat sich einen Platz an der Seite der toten Sprachen zu erobern gewusst. Man betrachtete sie früher wie ein Anhängsel der Gymnasialstudien; sie sollte nur Licht über die Klassiker verbreiten und den Aufsatz mit Beispielen und Hinweisungen versehen. Es giebt jetzt für sie besondere Lehrer, und man

bestreitet ihr das Recht nicht mehr, wenigstens eine Stunde wöchentlich einzunehmen. Man erschrickt indessen vor ihrer weiten Ausdehnung; man fürchtet, dass sie ihr neues Anrecht missbrauche und dem Gedächtnis der Kinder eine zu grosse Last auflege. Sie steht mindestens im Geruch des Ehrgeizes, und das Latein droht, sie zu einem beklagenswerten Rückgange zu zwingen. Da jeder Lehrer dazu neigt, für sein Fach die meiste Zeit zu beanspruchen, so versucht man, die Eingriffe der Geschichte dadurch auszugleichen, dass man sie so lange wie möglich dem Lehrer der Grammatik überträgt; der wird die Schüler, so hofft man wenigstens, nicht mit einer Gelehrsamkeit überbürden, die er selbst nicht zu besitzen braucht.

Indessen weit entfernt davon, den der Geschichte zugewiesenen Anteil zu schmälern, wird es vielmehr notwendig ihn zu erweitern, denn die Geschichte selbst dehnt sich so zu sagen nach allen Richtungen hin aus; sie gewinnt an Breite und Tiefe.

Vor hundert Jahren konnte sich ein Franzose für gebildet genug halten, wenn er ausser der Geschichte seines eigenen Landes die von Judaea, Griechenland und Rom kannte, sowie die der verschiedenen Völker Europas, insofern sie uns selbst etwas anging. Er beherrschte auf diese Weise die Entstehung unserer weltlichen und geistlichen Kultur. England, Spanien und

Österreich kamen ihm nur wie Nebenbuhler unserer Monarchie vor; Deutschland und Italien waren nichts als Schlachtfelder; es war ausserdem noch zu wissen nötig, dass wir den Deutschen die Reformation und den Italienern die Renaissance verdanken. Aber unser Horizont erweitert sich nach und nach. In dem Masse, wie Krieg und Frieden uns mit unsern Nachbarn in Beziehung bringen, tritt das Bedürfnis an uns heran, uns mit ihrer Vergangenheit vertraut zu machen. Ganz besonders tritt diese Notwendigkeit in unsern Tagen hervor. Die Engländer sind unsere sechshundertjährigen Feinde nicht mehr; sie sind unsere Vorgänger in der Kunst frei zu sein und haben das parlamentarische Regime erfunden, welches wir seit langer Zeit bei uns einzubürgern suchen. Italien, welches zu einer Grossmacht geworden ist, zieht unsere Blicke auf sich. Könnten wir die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreichs verstehen, wenn wir die germanischen Helden des Mittelalters nicht könnten? Wilhelm I. ist sowohl Nachfolger der Ottonen und Hohenstaufen als auch der Markgrafen und Kurfürsten von Brandenburg.

Russland spielt in den europäischen Angelegenheiten eine so grosse Rolle, dass wir auf den Ursprung dieser gewaltigen Nation zurückgehen müssen. Dieser würde aber dunkel und unverständlich bleiben, wenn wir erst mit der

Regierung Peters des Grossen die Betrachtung dieses Volkes anfangen. Die Donau - Völkerschaften fangen an sich bemerkbar zu machen. Österreich ist für uns nicht mehr eine blosse monarchische Staatenverbindung. Die Ungarn und die Slaven der Donau haben ein Recht von uns beachtet zu werden. Vergessen wir nicht, dass die Portugiesen den Seeweg nach Indien entdeckt haben, dass die Skandinavier mehr als einmal unsere Verbündeten gewesen sind. Der Verfall des türkischen Reiches würde für den unverständlich sein, der nicht die erste Bildung desselben studiert hätte.

Amerika ist in den Kreis der Zivilisation eingetreten. Die Vereinigten Staaten datieren nicht vom Zeitpunkt ihrer Unabhängigkeitserklärung her; gerade die ersten Anfänge englischer Kolonisation erklären uns ihr Aufblühen in späterer Zeit. Ebenso sind die spanischen Besitzungen freie und reiche, wo nicht blühende Staaten geworden; sollen wir nicht ihre jetzige Gährung mit der langen Betäubung in Verbindung setzen, worin sie der zwiefache Despotismus der Kirche und des Mutterlandes versetzte?

Sollen wir Asien ausser acht lassen? Indien ist heute das reichste Anhängsel eines europäischen Staates; China lenkt alle Blicke auf sich; in Japan hat sich soeben die plötzlichste und wunderbarste aller Revolutionen vollzogen; es gehört mit zu uns. Indem sich eine Nation nach

der andern an der festlichen Tafel der Zivilisation niederlässt, ladet sie uns ein, ihre Vergangenheit näher zu besichtigen und in ihrer Geschichte das Geheimnis ihrer Tugenden und ihrer Laster aufzusuchen. Diese neu hinzugekommenen Völker sind keine Emporkömmlinge; sie besitzen auch ihre Ansprüche auf edle Rangstellung, ihre interessanten Archive und ihren Stammbaum; sie haben ebenso gut wie unsere Nachbarn ein Anrecht darauf, dass wir sie kennen, denn sind sie nicht auch unsere Nachbarn geworden, seit der Dampf uns vor ihre Thore bringt, und seit sie durch den Handel unsere Kunden oder Lieferanten, unsere Associates oder unsere Konkurrenten geworden sind? Man weiss jetzt, dass die Kolonien unabhängige Staaten werden können, und dass sie sogar, ehe sie sich befreien, auf ihr Mutterland einen täglich zunehmenden Einfluss ausüben. Der Geist des Jahrhunderts und der Lauf der Ideen zwingen uns dazu, diesen Sprösslingen europäischer Herkunft oder diesen reichen Gebieten der alten Kaisertümer ein wenig von unserer Zeit und Aufmerksamkeit zu widmen.

Afrika war für unsere Väter nichts weiter als ein barbarisches Land; sie begnügten sich damit, in Ägypten die Mutter der Künste zu erblicken, eine merkwürdig in Verfall geratene Mutter, und in Kartago die Nebenbuhlerin Roms. Jetzt ist der ganze Norden Afrikas der

Schauplatz unseres Schaffens und Arbeitens; die ehemalige Barberei ist ein Teil von Frankreich und das Nilthal ist, trotz unserer jüngsten Enttäuschungen, noch ein halb französisches Land; mindestens stösst man dort bei jedem Schritt auf Spuren unserer ruhmreichen und fruchtbringenden Thätigkeit.

Der heutigen Geschichte fliessen unaufhörlich immer zahlreichere Thatsachen zu, weil die ganze Welt ihr Schauplatz ist. Die französische Revolution und das Kaiserreich bildeten ein ungeheures und zugleich einheitliches Drama mit Exposition, Umschwung und Lösung. Das Interesse hat dabei seinen Mittelpunkt, die Rollen ihre Rangabtsufung, und das ganze Menschengeschlecht gruppiert sich um eine kleine Zahl von Helden. Heutzutage sind Interesse und Handlung vielseitig. Man kann die Ereignisse auf mancherlei Weise gruppieren, je nachdem man vorwiegend den Kampf der freiheitlichen Ideen gegen den Absolutismus, oder die Kraftanstrengungen der niederen Volksklassen zur Erlangung eines grösseren Anteils an dem gesamten Ertrage der Arbeit, oder die Eroberung des Erdballes durch die Europäer, oder das Wiederaufleben der in Vergessenheit geratenen Nationalitäten, oder die mit dem internationalen Gleichgewicht angestellten Proben oder die wirtschaftliche Entwicklung, welche der Weltverkehr herbeiführt, ins Auge fasst. Man muss

die Gesichtspunkte somit vervielfältigen; aber auf welchen Standpunkt man sich auch stellen möge, immer ist das Schauspiel ein verschiedenartigeres als früher, und die menschliche Tragödie zerfällt in eine grosse Zahl gesonderter Abteilungen, bei denen die Fäden getrennter Knoten sich nicht immer durchkreuzen. So verlängert und erweitert sich die moderne Geschichte einerseits, ohne sich auf der andern zusammenzuziehen oder zu verkürzen. Die gegenwärtige Gesellschaft leitet die grossen Ereignisse immer aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts ab; sie wird dabei älter, und ihre Annalen werden verwickelter.

Aber die Geschichte erweitert ihr Gebiet ganz besonders durch das Quellenstudium. Hier sind ihre Eroberungen rasch, wunderbar, endlos. Sie sind fast eine Offenbarung. Ägypten, Chaldäa und das ehemalige Indien überlassen uns ihre Geheimnisse; die ursprünglichsten Zivilisationen treten aus dem Schatten hervor, leben in den Denkmälern wieder auf und werden klar durch die Vergleichung. Die erst kürzlich ins Leben getretene Sprachforschung macht sich ihrerseits ans Werk, findet die Verzweigung wieder auf, legt die Verwandtschaft der Volksstämme dar und macht Schlüsse auf den relativen Zeitpunkt der Erfindungen, welche die Menschheit umgestaltet haben. Die vorhistorische Archäologie geht noch weiter. Sie entdeckt

unter den jetzigen Erdschichten, in Höhlen und Flussbetten und auf dem Grunde der Seen und Torfmoore Dokumente, die sie vergleicht und erklärt, Denkwürdigkeiten, die unbewusst von unsern Vorfahren auf Holz, Stein und Thon vor Kennntnis der Schrift, ja vielleicht vor der Sprache niedergeschrieben sind, und die demjenigen, welcher sie zu lesen versteht, lehren, wie die Zeitgenossen des Mammut lebten. Die Beobachtungen der Reisenden und Missionäre, die durch eine schärfere Kritik überwacht werden, gestatten den ursprünglichen Wilden mit dem jetzigen in einem gemeinsamen Studium zusammenzufassen. Gelehrte Männer stellen so durch Vermutungen, die bisweilen an Gewissheit streifen, den Weg wieder zusammen, den unser Geschlecht auf unzähligen Etappen hat durchwandern müssen, ehe es zum Bewusstsein seiner selbst gekommen ist. Durch die vergleichende Anatomie instand gesetzt, die Verkettung der Organe, Verrichtungen und Gebräuche zu verstehen, fördern diese induktiven Altertumsforscher eine neue Genesis mit Hülfe von Knochen und Überresten von Werkzeugen zu Tage. Dürfen wir über ihre Arbeiten in Unkenntnis bleiben? Soll das herangereifte Menschengeschlecht diese bescheidenen Andenken an seine lange Kindheit, diese vieltausendjährigen Trophäen des Kampfes, welcher ihm die Beherrschung des Erdballes verschafft hat, verachten?

Die Geschichte ist keine losgetrennte und unabhängige Wissenschaft für sich mehr.

Wie die Eiche in der Fabel, deren Fuss das Reich der Toten berührt, so schlägt sie ihre Wurzeln bis ins Herz der Geologie und Zoologie. Diejenigen, welche der Anblick dieser Entwicklung niemals ergriffen hat, diejenigen, welche kein Gefühl der Pietät beschleicht, wenn sie die Spuren des Lebens unserer frühesten Vorfäter betrachten, ein Gefühl des Schreckens, wenn sie versuchen, die Unendlichkeit dieser dämmernden Perioden zu bemessen, in denen jeder Fortschritt zu seiner Entwicklung viele Jahrhunderte hat brauchen müssen, die werden darauf verzichten müssen, die Jugend in der Geschichte vorhistorischer Zeiträume zu unterweisen, bei der die Abschnitte nicht durch eine Eroberung oder durch das Leben einer grossen Persönlichkeit, sondern durch den Umschwung in der gleichzeitigen Fauna oder der Form der Geräte von Kieselstein bezeichnet werden. Aber unsere Herkunft interessiert sogar diejenigen, welche die Wissenschaft nichts angeht. Das Problem der Schöpfung, ob natürlich oder göttlich, ist eines derjenigen, welches die Tagesstreitigkeiten auf dem Tapet erhalten; die Gebildeten sollten wenigstens imstande sein, den in der Mode befindlichen Meinungsverschiedenheiten besser folgen zu können, als blosse Ignoranten und Gimpel.

Während die geschichtliche Wissenschaft die Grenzen ihres Gebiets bis ins Unendliche rückwärts schiebt, gräbt sie zugleich tiefer in den Erdboden hinein. Ich spreche nicht allein von den Fortschritten der Kritik und dem Eifer, welchen die Gelehrten unseres Jahrhunderts der Durchforschung und Erörterung der Quellen entgegengebracht haben. Aber es scheint mir, dass auch der Gegenstand der Geschichte ein anderer geworden ist, und dass die Helden gewechselt haben. Anstatt kriegerische Epen vorzutragen und die Umwälzungen der Kaiserreiche zu erzählen, will sie jetzt die Schar entschwundener Generationen wieder aufleben lassen; sie studiert ihre Ideen, ihre Gebräuche und ihre Lebensweise; sie hat aufgehört aristokratisch zu sein und bekundet Interesse für die Völker. Sie weist die erste Rolle wieder dem bis vor kurzem ganz von der Bildfläche verschwundenen Chorus der grossen Menge zu. Man hat ja ohne Zweifel nicht immer ausser acht gelassen, sich Kenntniss von den Sitten und der Lage jedes einzelnen aus der Schar der Menschen zu verschaffen, der über das Gesichtsfeld der Geschichte dahinschritt; Herodot versäumt es nicht, und für viele Schriftsteller würde es ein Fortschritt sein, auf das Beispiel dieses Meisters zurückzukommen. Welcher Unterschied ist zwischen seiner zugleich dramatischen und lehrreichen Darstellung und den trockenen Hand-

büchern, mit denen man so lange Zeit das Gedächtnis der Schüler belastet hat! Eine Zusammenstellung von Daten, Schlachten und Thronbesteigungen bildet vielleicht das Skelett der Geschichte; aber es ist sehr bedauerlich, den Kindern nur ein Skelett vorzuführen. Man flicht zuweilen Anekdoten und Schilderungen grosser Persönlichkeiten, sowie Kernsprüche von Königen, Königinnen, grossen Heerführern und grossen Meistern hinein. Man geht noch weiter; man entwirft ein Bild von den Einrichtungen, aber nur von den politischen Einrichtungen; man erzählt, wie ein Fürst regierte, und wer Recht sprach. Man fügt sogar einige Begriffe vom Lehnswesen, dem Rittertum und den Gemeinden hinzu. Man muss wohl oder übel den Bauernaufstand durch Bedrückungen der Bauern erklären, das Auftreten Etienne Marcells und der Anhänger von Caboche durch die Unzufriedenheit der Pariser Bürger und die Flandrischen Kriege durch den freiheitlichen Geist, welcher die grossen republikanischen Gemeinwesen des Nordens belebte. Aber was noch beim Unterricht vorherrscht und im Gedächtnis der Schüler haften bleibt, ist eine Sammlung von Thatsachen ohne alles Interesse. Trotz des von Augustin Thierry und Michelet gegebenen Anstosses entgeht das materielle und sittliche Leben der früheren Geschlechter der grossen Mehrzahl der Leute, die sich für gebildet halten

und den Beweis dafür durch Vorzeigen des Abiturientenzeugnisses liefern.

Der wahre Held der französischen Geschichte, so wie man ihn uns im Gymnasium vorführte, war die königliche Macht. Die Eroberungen der Capetinger und die Wechselfälle ihrer Macht bilden die Verwicklung in diesem langen Drama. Es hat den Anschein, als ob sonst nur Verwirrung und Unordnung herrschte, und als ob die verschiedenen Etappen des Despotismus allein unserer Aufmerksamkeit würdig wären. So erhält man, der klassischen Methode entsprechend, eine wunderbare Einheit; alles führt auf die Monarchie Ludwigs XIV.; freilich muss alsdann der Verfall dieser Monarchie zugegeben werden, um die Revolution zu erklären und zu rechtfertigen. Aber können sich die Schüler so eine richtige Vorstellung von der Lebensweise unserer Väter machen? Wissen sie, dass das 11. Jahrhundert die französische Nation auf dem Gipfel ihrer Grösse und das Königtum auf dem Höhepunkte seiner Schwäche gesehen hat? Wissen sie, dass das 13. Jahrhundert eine Zeit des Wohlstandes und das 15. eine Zeit des Elendes ist, dass die Franzosen unter Heinrich II. reicher und glücklicher waren, als unter Ludwig XIV., und dass eine Empörung gegen Mazarin mindestens ebenso berechtigt war, wie die gegen Ludwig XVI.?

Man erzählt ihnen, wie Ludwig XI. die letz-

ten grossen Vasallen niederwarf, wie Richelieu über den Widerstand der Grossen triumphierte, aber man lässt sie dabei glauben, dass unsere Väter in Höhlen wohnten. Man gebe ihnen aufs Geradewohl eine Jahreszahl an; sie werden ohne Stocken angeben, wer damals herrschte; aber ob Frankreich glücklich, oder ob es sehr bevölkert war, ob das Land gut bebaut, und ob Handel und Industrie in Blüte waren, das steht nicht im Lehrplane drin. Dazu handelt es sich hierbei um unser Land. Über die fremden Länder sind die Begriffe der Schüler noch weit unvollständiger. Sie beschränken sich auf die Kenntnis einer Reihe von Revolutionen und einer Liste von Dynastien und Herrschern, samt einigen Schlachtennamen, auf das, was nötig ist, um sich mit Ehren durch das Examen zu schlagen, in welchem die Fragen von einem Lehrer der Litteratur gestellt werden können, der sich etwas darauf zu Gute thut, dass er die Geschichte nur wie ein Mann aus den besseren Ständen kennt.

Die vollständige Geschichte ist die Geschichte der Menschheit und nicht der Regierungen samt ihren Schwankungen und ihren Revolutionen. Die Politik und die Gesetzgebung machen nicht alles aus. Die eine wie die andere finden ihre Erklärung in der Entwicklung oder in dem Streit der Gedanken, Empfindungen und Bedürfnisse. Die meisten Männer, denen das Geschick eine

hervorragende Rolle anvertraut hat, sind nur die Werkzeuge der vorhandenen Kräfte, die geschickten Dolmetscher einer namenlosen Menge; selbst die grossen Männer verdanken ihre Grösse am häufigsten der Lebhaftigkeit, mit der sie einen allgemeinen Gedanken ausdrücken und zur That machen. Sie sind vollkommene Typen inmitten einer Menge blosser Entwürfe; die Natur liefert ein kostbares Metall, aber die Umstände modellieren und giessen die Statue. Diese auserlesenen Persönlichkeiten geben in Stunden der Krisis bisweilen einen entscheidenden Anstoss, und es hiesse die Bedeutung des freien Willens verkennen, wollte man ihren Einfluss herabsetzen. Aber neben einigen Helden giebt es sehr viele mittelmässige Schauspieler, die die Macht der Umstände durch andere hätte ersetzen können!

Die Geschichte der Staaten ist somit nur ein Rahmen für das Studium der Weltgeschichte; sie ist eine Sammlung von genauen Thatsachen und feststehenden Daten, welche sich dem Gedächtnis dauernd einprägen und den Geist abhalten, auf den Wellen der Zeit planlos umherzuschwimmen. Aber diese Rahmen müssen ausgefüllt und den Jünglingen eine möglichst klare Vorstellung von den weit richtigeren Umwälzungen gegeben werden, die sich in den Sitten, den Glaubenslehren und Gewohnheiten des Lebens vollzogen haben. Die Religion und die Künste,

der Ackerbau, die Industrie und der Handel, sowie die Lage der verschiedenen Klassen der Bevölkerung, die Veränderung in Wohnung, Kleidung und Nahrung, das Wachsen und Abnehmen der Bevölkerung, die immer etwas schwankende und doch wesentliche Feststellung der Art und des Inbegriffs von Tugend und Glück, welche man in jedem Zeitraum bei den Menschen gefunden hat, mit einem Worte, die Geschichte der Zivilisation, das ist der Zweck und die Grundlage des Unterrichts, der für unser Jahrhundert passt. Ich würde verlangen, dass ein Abiturient das erste Auftreten und die Umgestaltung des Gedankens von der Gewissensfreiheit mir ebenso gut erzählen könnte, wie die Aufeinanderfolge der Religionskriege unter den Valois, dass er mit dem Elend aus der Zeit der Fronde ebenso gut bekannt wäre, wie mit den Ränken der Grossen gegen Mazarin, und dass ihm die Reisen Arthur Youngs ebenso bekannt wären, wie die Feldzüge Condés. Bei dem jetzigen Unterricht tauchen die meisten interessantesten Fragen zu einer gewissen Zeit auf und verschwinden dann vom Lehrplan und aus den Vorlesungen. Wenn man das Wort „Commune“ ausspricht, so denkt der Schüler an Ludwig den Dicken und erinnert sich der Erzählungen Augustin Thierry's; aber er weiss nicht, wie das städtische Leben nach und nach von der königlichen Macht erstickt worden ist, auch nicht,

wie die Städte und Dörfer vor 1789 verwaltet wurden. Wenn ich von dem Elende der Bauern spreche, wird er den Bauernaufstand und eine Redewendung La Bruyeres vorbringen; es ist fraglich, ob seine Gelehrsamkeit weiter geht, und ob er einen Unterschied zwischen der Zeit Ludwigs XII. und der Ludwigs XV. macht. Wenn ich ihn auffordere, mir die Wohnung eines Handwerkers oder Arbeiters aus der Zeit des hundertjährigen Krieges zu beschreiben, wird er mit offenem Munde stehen bleiben, es sei denn, dass er die Worte Häuschen, Hütte oder kümmerliches Obdach herausstösst. Er weiss, dass Richelieu die französische Akademie geschaffen und dass der Konvent den Schulzwang verfügt hat; aber was würde er antworten, wenn ich ihn nach der Geschichte des Elementarunterrichts unter der Monarchie gefragt hätte? Bei einer Frage nach den Zünften wird er an das Buch der Handwerke von Stephan Boileau und an den Versuch Turgots denken, die Zünfte und Innungen abzuschaffen und an die endgültige Beseitigung derselben durch die konstituierende Versammlung; hat man ihm aber die langsame Entwicklung erklärt, durch welche die fruchtbringendsten Einrichtungen des Mittelalters nachtheilig geworden sind?

Ohne Zweifel muss man damit anfangen, dem Gedächtnis der Kinder eine Anzahl Daten und Zahlen einzuprägen. In den ersten Klassen,

meinetwegen bis zum dritten Schuljahre, kann der geschichtliche Unterricht ungefähr bleiben, wie er jetzt ist. Es liegt den Lehrern, die im allgemeinen ihrer Aufgabe gewachsen sind, ob, die Erzählung politischer Ereignisse durch interessante Schilderungen von den Sitten zu beleben, sowie durch Anekdoten und Charakterzüge, welche thatsächlich die alte Geschichte für die Jugend so anziehend gestalten. In den oberen Klassen hat der Lehrer, je nach der Methode und in dem Rahmen, den er auszuwählen für gut findet, die Geschichte der Zivilisation in Frankreich zu entwerfen, indem er sie zugleich durch Vergleiche mit den ausländischen Völkern beleuchtet. Er hat zu erzählen, wie gewisse Einrichtungen, die bei uns in Verfall geraten sind, sich anderswo entwickelt haben, beispielsweise die Stände in England und in den skandinavischen Ländern, die kommunale Freiheit in Italien, Flandern und Deutschland. Aber vor allem hat er sich mit unserm Lande zu beschäftigen, diese Aufgabe ist gross genug, um seine Aufmerksamkeit zwei oder drei Jahre lang in Anspruch zu nehmen. Ausserdem giebt es Zeiträume, in denen sich die französische Zivilisation nicht von der allgemeinen Zivilisation unterscheidet. Das Lehnswesen, die Renaissance und die Reformation sind europäische Ereignisse, und seit der Revolution bildet das Christentum ein Ganzes, welches ein gemeinsames

Leben führt. Vielleicht wird man es für nützlich erachten, die Geschichtsstunden in der Oberprima zu einer allgemeinen Übersicht über die Geschichte der Menschheit von der Wiege bis auf unsere Zeit zu verwenden, sei es, dass man chronologisch vorgeht, sei es, dass man eine andere Anordnung vorzieht, beispielsweise die, welche Herbert Spencer in seiner Abhandlung über Soziologie befolgt. Oder man wird auch die moderne Geschichte Europas erklären, indem man zeigt, wie der Kreis unserer politischen und kommerziellen Beziehungen sich seit dem Ende des 15. Jahrhunderts erweitert hat, wie die Zivilisation unaufhörlich zugenommen hat und noch zunimmt, wie die Solidarität des Menschengeschlechts entstanden ist und sich mit dem Fortschritt der Verkehrsmittel weiterbildet. Hier vor allem rechne ich auf die Freiheit der Methoden und die Verschiedenartigkeit der Lehrpläne. Wir müssen gute Lehrer haben und uns auf sie verlassen; sie werden weder den Lauf der Jahrhunderte noch den Gang der Thatfachen verändern, aber sie werden mehr Leben in ihre Erzählungen und mehr Farbe und Abwechslung in ihre Gemälde bringen, wenn wir ihnen gestatten, sie nach ihrem Belieben zusammenzustellen.

XV. Kapitel.

Die Geographie.

Cournot, einer der Männer, die das grösste Ansehen bei der Besprechung von Unterrichtsfragen genossen haben, schrieb im Jahre 1864 in Betreff der Geographie:

„Wenn man eine Gegend nach der andern betrachtet, indem man über die Natur des Klimas, die Beschaffenheit des Bodens und die natürlichen Reichtümer, welche er besitzt, sowie über die Sitten und Gesetze der Bevölkerung, die ihn bewohnt, besonders über ihre Industrie und ihren Handel Bekanntschaft verbreitet, indem man, wie es auch billig ist, länger bei den Gegenden verweilt, denen wir selbst durch Sitten und Einrichtungen näher stehen, und mit denen wir mehr Handelsbeziehungen haben und Geschäfte treiben, so wird man denjenigen Unterricht eingerichtet haben, der in der anziehendsten Form die meisten nützlichen Kenntnisse in Hinblick auf unsere Zeit vermittelt. Wenn also der Grundsatz des sofortigen und praktischen Nutzens eines Tages bei der Art und Weise des Verfahrens in dem höheren Unterricht vorherrschend werden sollte, zum Nachteil schönwissen-

„schaftlicher Bildung und sogar zum Nach-
„teil der Geschichte, so würde ohne Zwei-
„fel ein so verstandener geographischer
„Unterricht einen bedeutenden Platz, viel-
„leicht sogar den hauptsächlichsten einneh-
„men. Man ist noch nicht so weit, und
„nichts nützt es uns, das Eintreten dieser
„künftigen Ordnung der Dinge zu beschleu-
„nigen.“

So meinte Cournot schon vor mehr als zwanzig Jahren, dass die Geographie, wenn sie auf richtige Weise gelehrt wird, das nützlichste Studium von allen sein könne; er glaubte, dass es kein anziehenderes gäbe. Wenn er erkannt hätte, dass es zugleich das schönste, das befriedigendste und das zur Ausbildung eines tüchtigen Geistes geeignetste wäre, würde er zweifellos der Zukunft, die er vorhersah, vorausgeeilt sein; er würde für die Geographie den hauptsächlichsten Platz in Anspruch genommen haben, der ihr durch das Prinzip des sofortigen und praktischen Nutzens künftig gesichert ist. Aber es scheint, als ob sich dieser sonst so scharfe Geist nicht über das Vorurteil hätte hinwegsetzen können, welches das Nützliche mit dem Schönen in einen solchen Gegensatz bringt, dass man ersteres für etwas Hässliches oder wenigstens für ein Zeichen der Erniedrigung hält. Dieser Rest aristokratischer Gesinnung erinnert an die Chinesen, welche als Zeichen

der Nobilität die künstlich hergestellte Kürze der Füsse bei den Frauen und die Länge der Nägel bei den Männern ansehen. Sich der Füsse nicht zum Gehen und der Hände nicht zum Arbeiten bedienen zu können, ist freilich eine seltsame Art, sich von der grossen Menge abzuheben, und die Engländer, die den Kindern der reichen Leute die Wohlthat einer tüchtigen körperlichen Ausbildung zuteil werden lassen, sind ganz gewiss klüger. Aber uns fehlt wenig daran, dass wir bei der Erziehung des Geistes die chinesischen Grundsätze anwenden, wenigstens ist es bei uns zur Gewohnheit geworden, gewissen Studien die Beiwörter edel und uneigennützig zuzubilligen, als ob diese beiden Wörter gleichbedeutend wären.

Die öffentliche Meinung ist heutzutage von dem Nutzen der Geographie völlig überzeugt, und das sowohl aus unbedeutenden als auch aus ernstesten Gründen. Die Deutschen fanden im Jahre 1870 ihren Weg besser als die Franzosen selbst; die einfältige Menge schliesst daraus, dass sie die Geographie wunderbar gut kannten und daraus grossen Vorteil zogen. Wahr ist, dass sie Karten besaßen und dieselben zu benutzen verstanden. Der grösste Geograph der Welt würde nicht imstande sein, ein Regiment von einem Ort zum andern zu führen, wenn er sich auf seine Wissenschaft verliesse, während ein mittelmässig gebildeter Offizier eine Re-

kognoszierung ausführen kann, ohne vom Gymnasium her die Flüsse und ihre Nebenflüsse auswendig zu wissen.

Es giebt wenige Berufsarten, bei denen die Geographie nicht nützlich ist, und man würde das noch mehr einsehen, wenn noch mehr Leute sie verständen. Die Wissenschaft offenbart alle ihre Wohlthaten nur denen, die sie sich angeeignet haben; so lange man diese Wohlthaten nur vermutet, hat man nur einen sehr schwachen Begriff von ihnen. In dem Masse, wie das früher zerbröckelte Weltall sich zu einem einzigen Markte umgestaltet, finden sich mehr Leute, die Interesse daran haben, die Schwankungen dieses Marktes zu verfolgen und vorherzusehen. Um bei ihren Arbeiten den nützlichsten Weg einzuschlagen, müssen Industrie und Handel ihre Kundschaft, d. h. die Welt, kennen. Ich habe diese Entwicklung schon angedeutet und brauche jetzt nicht länger dabei stehen zu bleiben. Die Geographie soll vor allem dazu dienen, die Berufswahl zu bestimmen. Sie erweitert den Horizont der jungen Leute; sie zeigt ihnen manche Laufbahnen, in denen ihre Thätigkeit eine hundertmal fruchtbringendere Beschäftigung, sowohl für sie selbst, als auch für ihr Land, zu finden vermag, als in den Verwaltungsfächern.

Mögen kurzsichtige Leute behaupten, dass das Auswandern unnütz sei, weil Frankreich

nicht stark bevölkert ist, und weil wir keinen Überschuss abzugeben haben. Wahr ist es freilich, dass unser Gebiet bei besserer Bebauung eine stärkere Bevölkerung ernähren könnte, und dass es bei uns keine Unglücklichen giebt, welche der Hunger vom heimischen Herde wegtreibt. Man würde aber trotzdem noch Leute genug finden, um zahlreiche Kolonien zu gründen, wenn unsere ärmeren Klassen mehr geographische Kenntnisse besäßen und zum Auswandern eine grössere Neigung verspürten. Die Dichtigkeit der Bevölkerung und die Zahl der Einwohner, welche die Statistik für jeden Quadratkilometer bestimmt, bewirken keineswegs die Überfüllung. Unser Bürgerstand ist trotz seiner freiwilligen Unfruchtbarkeit noch viel zu zahlreich; seine Söhne mühen sich ab, im Wettbewerb Stellen an den Staatsschulen und in den öffentlichen Verwaltungsfächern zu erlangen, die Vorbereitung zum Examen macht sie vor der Zeit alt, die Wettprüfung ist ein Minotaurus, der alljährlich einen grossen Teil der französischen Jugend verschlingt. Um der grossen Zahl der Bewerber ein Unterkommen zu bieten, schafft die Regierung unaufhörlich neue Stellen; weit entfernt, den Staatskörper von seinen Schmarotzern zu befreien, vermehrt die Republik die Zahl derselben tagtäglich. Die Auswanderung ins Ausland oder in die Kolonien befreit daher das Land von einem unnützen Druck; sie bereichert

diejenigen, welche das Glück fern vom Heimatlande suchen und finden; sie giebt dem Export Nahrung und eröffnet der nationalen Arbeit neue Absatzgebiete; der Erfolg derer, welche auswandern, mehrt das Wohlergehen derer, die zu Hause bleiben, und spornt ihre Leistungsfähigkeit an. Ich spreche selbstverständlich von der aufgeklärten, einsichtigen und freien Auswanderung, die keiner Flucht, sondern einer Eroberung ähnlich sieht.

Es ist hier nicht der Ort zu zeigen, dass der Augenblick für uns gekommen ist, hinter dem Ofen hervorzukriechen, wenn wir in der Welt eine Grossmachtstellung einnehmen wollen. Es handelt sich nur darum, diese allgemein anerkannte Wahrheit zur That zu machen, und aus diesem Grunde möchte ich, dass die Geographie in Verbindung mit den lebenden Sprachen die Grundlage für den höheren Schulunterricht abgäbe. Unsere klassische Erziehung richtet uns namentlich darauf ab, wissenschaftliche und künstlerische Werke zu beurteilen, nach Erfolg durch Feinheit und Beredsamkeit zu streben, mit einem Worte, uns auszuzeichnen, nicht zu handeln. Es wäre an der Zeit, den Geschmack etwas weniger zu verfeinern und den Unternehmungsgeist mehr zu entwickeln. Wir haben genug empfindliche und zanksüchtige Generationen gehabt; bilden wir Geschlechter, die ihr Ideal nicht in dem Beifall einer mehr oder weniger

feinfühlenden Menge suchen; erziehen wir Franzosen, die darauf ausgehen, sich anders zu bereichern als durch die Abgaben ihrer Mitbürger, die es sich angelegen sein lassen, die Welt auf andere Weise zu erobern, als durch Phrasen und Theorien!

Wir werden auf diese Weise wieder in die wahre Tradition unseres Volksstammes und seiner besten Elemente einlenken. Schütteln wir endlich das Joch der Römer, der Rhetoren, Gelehrten und Rechtskundigen ab! Erinnern wir uns unserer Väter, der Gallier, die unerschrocken auf Abenteuer ausgingen, denen das Weltall zu klein vorkam, ehe Cäsar und seine Legionen ihnen Sklaverei und Zivilisation gebracht hatten! Erinnern wir uns der Franken und Normannen, dieser mittelalterlichen Franzosen, die ihren gefürchteten Thätigkeitstrieb in die fernsten Länder verpflanzten! Wecken wir im Herzen unserer Kinder dieses Feuer, welches mehrere Jahrhunderte verfeinernder Kultur nicht ganz auszulöschen vermocht haben!

Vielleicht wird man behaupten, dass das Studium der Geographie keine solche Wirksamkeit besitzt, und dass es auf Einbildung beruht, von ihm das Wiedererwachen des Unternehmungsgeistes zu erhoffen? Um auf diesen Einwand zu antworten, müsste man zuvor erweisen, dass die Erziehung nicht machtlos ist, d. h. sogar die Existenzberechtigung des höheren Schulunterrichts

darthun; unsere Gegner werden ohne Zweifel diesen Nachweis nicht verlangen. Wenn sie das Recht haben zu behaupten, dass das Lesen klassischer Schriftsteller auf den Charakter und das Geschick der Schüler einen wirklichen und dauernden Einfluss ausübe, so müssen sie doch auch einräumen, dass andere Arbeiten einen andern Einfluss ausüben. Wir wissen doch, dass die Kinder von Natur neugierig sind, und dass sie einen natürlichen Hang zur Nachahmung und zum Wetteifer besitzen. Die Geographie giebt ihrer Neugierde die reichlichste Nahrung; sie werden den Wunsch empfinden, alles nachzuahmen, was sie ihnen an Schönerem und Größerem ausserhalb ihres Landes vorführt; wenn sie erfahren, in wie vielen Punkten wir hinter unsern Nebenbuhlern zurückstehen, wird die Begierde in ihnen rege werden, mit daran zu helfen, dass ihr Land den Vorrang erwirbt. Erwähnen wir beiläufig, dass die Geschichte den kriegerischen Wetteifer anstachelt, denn sie erzählt unablässig von Kriegen, Siegen und Gebietserweiterungen; die Geographie regt mehr den friedlichen Wetteifer an, denn ihre schönsten Belehrungen handeln von dem Kampf des Menschen gegen die Natur, sowie von dem Wohlergehen arbeitsamer und unternehmender Völker. Die Kinder werden in der Geschichte vor allem ein Epos des Krieges, in der Geographie ein Epos der Industrie und des Handels erblicken.

Welches sind von allen geistigen Schätzen, die der Schüler durch vieles Arbeiten ansammelt, diejenigen, die er am sorgsamsten aufbewahrt und sein ganzes Leben hindurch anwendet? Das sind ganz gewiss nicht die lateinischen und griechischen Brocken, die er sobald wie möglich zu vergessen sucht. Er wird nur selten Gelegenheit haben, seinen Horaz zu zitieren, und in Versuchung kommen, ihn wieder anzusehen; er wird selten in die Lage kommen, das Unzureichende seiner klassischen Bildung zu bedauern. Was er von der Geographie weiss, folgt ihm überallhin, bei seinen Unterhaltungen und beim Lesen. Unsere andern Kenntnisse verschwinden meistens mit der Zeit; die Geographie aber haftet und entwickelt sich beständig weiter. Die Bücher, welche nach den Romanen den grössten Absatz finden, sind die Reisebeschreibungen. Eine gut redigierte Zeitung ist nur für den völlig verständlich, der die Geographie kennt. Die auswärtige, die koloniale und wirtschaftliche Politik, diese vielbesprochenen Gegenstände sind nur um diesen Preis zugänglich. Ich wage zu behaupten, dass die Geographie diejenige Wissenschaft ist, welche am meisten zu unserer Aufklärung beiträgt, welche dem, der sie beherrscht, den reellsten Vorzug und die unbestreitbarste Überlegenheit in gesellschaftlicher Beziehung verleiht, welche uns instand setzt, ohne Pedantismus in den Ruf eines gebildeten Mannes zu kommen.

Trotzdem will ich mich dazu verstehen, alle der Kategorie des Nützlichen entnommenen Beweisgründe zu opfern; ich will zugeben, dass die Erziehung den Geist und das Herz der Jünglinge bilden soll, ohne dass man dabei an ihre künftige Laufbahn denkt, dass sie einzig und allein darauf Bedacht nehmen soll, ihnen edle Gedanken, die Liebe zum Schönen, den Gefallen an geistigen Genüssen und das augenblickliche Vergessen materieller Interessen und Kleinlichkeiten des gewöhnlichen Lebens einzuflössen. Ich gehe also ins feindliche Lager über; ich mache die Grundsätze der Verfechter des klassischen Unterrichts zu den meinigen, glaube aber, dass ihnen gerade die Geographie dasjenige gewähren wird, was sie mit immer geringerem Erfolge vom Griechischen und Lateinischen verlangen. Sie wird in der Seele der Schüler die ersten erhabenen Regungen wachrufen; sie wird ihnen das Schauspiel des menschlichen Lebens in seiner ganzen Grösse und Verschiedenartigkeit vorführen; sie wird ihnen auf dem gewaltigsten Theater die Harmonie der Ursachen, welche unser Schicksal gestalten, und den Kampf des Menschen gegen die Natur, in welchem die Zivilisation besteht, zeigen. Ebenso gut und noch besser als die Geschichte wird sie ihnen begreiflich machen, was der Mut, die Geduld und die Beharrlichkeit, nicht nur einzelner Menschen, sondern ganzer Völker und Volksstämme

bedeuten. Alles was uns die Meisterwerke der alten Litteratur an Bewunderung und Mitleid einflößen können, weckt die Geographie in den Herzen und zwar nicht nur für einzelne dahingeschiedene Menschen, sondern für ganze Völkstämme, die noch leben, die in unserer Zeit und vor unsern Augen kämpfen oder dulden. Ihr Studium ist so nützlich, dass es nicht schön zu sein braucht, und es ist so schön, dass es wohl darauf verzichten könnte, nützlich zu sein.

Es genügt, dass sie das ist, was sie sein soll. Wenn ihr die Lehrpläne keine unrechtmässigen Einschränkungen auferlegen, wenn die Lehrer, die sie unterrichten, das Recht haben werden, ihre Aufgabe voll und ganz zu erfüllen und sich mindestens ebensoviel an die Einbildungskraft und Vernunft wie an das Gedächtnis zu wenden, so wird man sich wundern, dass man so lange eine Wissenschaft so trocken behandelt hat, die den ersten Platz unter denjenigen verdient, welche uns über die Natur und die Menschheit Aufschluss geben. Aber man bedarf dazu eines geistvollen Mannes, der sie auf den richtigen Platz zu setzen weiss. Elisée Reclus hat uns das weite Gebiet, dessen er sich bemächtigte, offenbart. Er ist, wenigstens in Frankreich, der erste, der in einem umfangreichen Werke gezeigt hat, dass es Aufgabe der Geographie ist, eine endlose Menge von Kenntnissen, die sich seither zerstreut umhertrieben, zu sammeln und zu ordnen. Das

Talent dieses Schriftstellers, der Reichtum seiner Sprache, sowie die Gewandtheit und Klarheit seiner Schreibweise haben ihm geholfen, die Schlacht zu gewinnen und die Muse, der er sich weihte, aus niedriger Stellung zu der einer Königin emporzuheben. Aus der demütigen Magd der Klio ist ihrer Herrin eine junge und triumphierende Nebenbuhlerin erwachsen. Man hat unser Jahrhundert wohl das Jahrhundert der Geschichte genannt; vielleicht wird man es später noch das Jahrhundert der Geographie nennen können.

Wenn wir die Geographie Elisée Reclus', das bedeutendste Werk unseres Jahrhunderts, lesen, die in weit höherem Masse als das Werk Buffons der Erhabenheit der Natur nahe kommt, so denken wir unwillkürlich an die trockenen Abhandlungen und toten Namenverzeichnisse, welche man ehemals unserem Schülergedächtnis einprägte, an die Listen von Meeren und Bergen, Inseln und Meerengen, Flüssen und Städten, die mechanisch von den Lippen der Kinder hergeleiert wurden, und wir gelangen zu der Einsicht, dass unsere Kinder glücklicher sind als wir. Dennoch war schon die so trostlos gelehrte Geographie ein Studium, dem wir die wenigste Abneigung entgegenbrachten; was wird erst aus ihr werden, wenn sie durch eine ihrer würdige Methode belebt sein wird?

Aber man spare die Zeit nicht; man versäume

nicht, auf Einzelheiten, Erklärungen und Vergleiche einzugehen. Es giebt keine Wissenschaft, der Vollständigkeit mehr not thut, und die durch Zusammenfassen mehr einbüsst, so dass sie dabei geradezu verstümmelt wird. In keinem andern Unterricht muss die Rolle des Lehrers eine thatkräftigere und persönlichere sein; das Lehrbuch ist und bleibt dabei stets unzureichend. Man muss sich auch hüten, die Wichtigkeit der physischen Geographie, der Topographie und der Übungen an der Tafel auf Kosten der Beschreibung und der Theorie zu übertreiben. Es handelt sich nicht allein darum, Linien und Umrisse in das Gedächtnis einzuprägen oder den Zeichenunterricht zu vervollständigen. Gut unterrichtete Männer wollen wir ausbilden, keine Piloten oder Wegweiser oder Feldmesser.

Die Geographie soll keine schläfrige Wiedergabe eines unbeweglichen Modells sein. Die Natur und die Menschheit befinden sich in ständiger Bewegung; die eine gestaltet sich unmerklich im Laufe vieler Jahrtausende um, die andere wogt mit zunehmender Lebhaftigkeit vor unseren Augen auf und nieder; die erstere gehorcht unabänderlichen Gesetzen, die letztere ist freier und doch weniger unverantwortlich. Aber bei der Erdbeschreibung, sowie bei der Schilderung von Rassen und Völkern sehen wir Ursache und Wirkung in beständiger Thätigkeit. Die moderne Idee der Entwicklung und des Werdens ist bei

ihr zu Hause. Es sind lebende und dem Wechsel unterworfenene Gegenstände, die uns beschäftigen; wir werden unser Gedächtnis nur mit einem Plunder unverdaulicher Begriffe ausstatten, wenn wir die Erscheinungen des Lebens auf der Erde und die des menschlichen Lebens nicht mit einander in Beziehung setzen.

Die logische Ordnung der Dinge ist nicht immer zugleich die didaktische, denn man muss dem Alter der Schüler und der allmählichen Entwicklung ihrer Fähigkeiten Rechnung tragen. Aber ich will hier den Versuch machen, auf wenigen Seiten die Idee zu entwickeln, welche ich mir von einem wirklichen geographischen Unterricht gebildet habe. Die Lehrpläne können dieses Ganze zerlegen und seine einzelnen Teile verschiedenartig ordnen; aber man soll nicht aus der Schule heraustreten, ohne sie wieder geordnet und ohne das Gesamtgemälde überblickt zu haben, dessen Teile für sich entworfen worden sind.

Nachdem wir einmal die Stellung unseres Planeten im Sonnensystem bestimmt haben, nachdem wir gesehen haben, wie die Gesetze seiner doppelten Umdrehung die Verteilung der Wärme auf Tage und Jahreszeiten bewirken, nachdem wir einen kurzen Blick auf die allgemeine Gestalt der Erdteile und Meere geworfen haben, fangen wir mit dem Studium des Lebens auf der Erde an. Beim Ozean begegnen wir seiner Ebbe und Flut und seinen Meeresströmungen;

die Lufthülle führt durch ihre beständige und nur scheinbar willkürliche Bewegung Massen von Wasserdampf mit sich fort und lagert sie als Schnee oder Regen auf den Bergen oder in den Ebenen ab. So entstehen die Gletscher, die Bächlein und Flüsse, und so entwickelt sich der grosse irdische Kreislauf. Das Meer spült die Ufer aus, die Ströme und Flüsse tragen die Berge ab, höhlen Thäler aus oder füllen sie an, setzen Land ab und erweitern die Deltas. Die Vulkane und Erdbeben erschüttern und zerreißen die Rinde der Erdkugel. Hier senkt sich der Boden, dort hebt er sich nach und nach. Die Erscheinungen, welche sich langsam vor unsern Augen vollziehen, erklären die Umgestaltungen, welche der Planet früher erfahren hat, und von denen die Aufeinanderfolge der geologischen Schichten Zeugnis ablegt; die Beobachtung während einiger Jahre giebt uns Rechenschaft von der Arbeit, die in Jahrhunderten, ja in Jahrtausenden vor sich gegangen ist. Wir sehen die Kräfte in Thätigkeit, die im Verlauf der Zeit unaufhörlich unsere Wohnstätte gebaut und zerstört haben. Die Welt ist kein Teppich mehr, welcher unter unseren Füßen von einem Schöpfer ausgebreitet ist, der sich ewig von der Arbeit des einen Tages ausruht; sie ist der Schauplatz eines Dramas, das die Elemente im Lauf der Jahre aufgeführt haben; andere Akte sind denen, in welchen wir auf der Bühne erschienen, vorauf-

gegangen, noch andere werden ihnen folgen. Die Erzählungen der Genesis, die unsere Einbildung so mächtig getroffen haben, als die biblische Legende sie in eine Woche zusammenfasste, erweitern sich zu einer endlosen Zeit und klären sich durch das Schauspiel auf, welches uns der Kampf der Naturkräfte darbietet. Die Idee von der Entstehung und dem Untergange der Welt und des Menschengeschlechts, welche der Geist der Propheten an den freien Willen eines unsichtbaren Jehova knüpfte, gewinnt Gestalt und giebt sich unseren Blicken durch den tatsächlichen Aufbau und Verfall der Erdteile kund. Die Astronomie offenbart uns die Poesie des Unendlichen im Raume; die Geologie und allgemeine Erdkunde lehren uns eine andere Poesie, indem sie uns zeigen, wie auch ohne Erdbeben und Sündflut eine Welt durch die anhaltende Arbeit des Insekts und des Wassertropfens entsteht.

Die Anatomie würde ohne die Physiologie die undankbarste und fruchtloseste Wissenschaft sein; wozu nützt es, ein Organ zu sezieren, wenn man seine Verrichtungen nicht kennenlernen soll? Gerade so wird die Theorie vom Kreislauf und der geologischen Entwicklung die physische Geographie umgestalten und das langweilige Verzeichnis von Kaps, Bergen und Flüssen durch die Beschreibung des Lebens auf der Erdkugel und seiner verschiedenen Erscheinungsformen

umgestalten. Wenn man hier nicht, wie sonst in der organischen Natur, die Harmonie der Mittel und Absichten bewundert, so erfasst man wenigstens die der Wirkungen und Ursachen, und das reicht aus, um den Geist in jedem Alter zu interessieren. Unsere Schüler werden nicht nur wissen, wieviel wichtige Vorgebirge es in Europa giebt, sondern sie werden in einem Vorgebirge einen Riesen erblicken, der angesichts des Meeres aufrecht zwischen den Trümmern der Ufer, die zu seiner rechten und linken eingestürzt sind, stehen bleibt, oder einen Graniturm, der neben sich Wälle hat zusammenfallen sehen, in welche die Zeit Bresche geschossen hat. Sie werden sehen, wie die Dünen sich entwickeln, die Deltas sich ausdehnen, die Buchten versanden, die Flüsse ihr Bett verändern, die Sümpfe je nach dem verschiedenen Lauf der Flüsse austrocknen oder grösser werden, die Lavafelder zerstäuben und die Berge zerbröckeln, und wie alle diese Bewegungen sich vollziehen mit der Verschiedenartigkeit, die dabei das Klima, die Rückwirkung vielfacher Einflüsse und die Arbeit des Menschen herbeiführen. Die zufälligen Eigenschaften des Erdbodens, die vorher nur wie unbegründete Launen, wie planlose Linien und ungeordnete Wunderlichkeiten erschienen, werden fast zu lebenden Wesen, die ihre Physiognomie, ihren Charakter, ihre Geschichte und ihre Zukunft haben. Die physische Geo-

graphie war eine schleierhafte und tote Wissenschaft; sie wird nun hell und gewinnt Leben. Früher belastete sie lediglich das Gedächtnis und spannte es ab; jetzt regt sie das Denken an und bezaubert die Einbildungskraft.

Das Studium der klimatischen Verhältnisse folgt natürlich auf das der Unebenheiten und Umgestaltungen der Erdoberfläche. Hier besonders sehen wir eine grosse Mannigfaltigkeit der Wirkungen durch eine kleine Zahl in verschiedener Weise thätiger Ursachen entstehen. Die Thatsachen springen ins Auge, ihre Erklärung wird einleuchtend. Unter Klima versteht man, alles in allem, nur das Ergebnis des Kampfes oder der Übereinstimmung der beiden Elemente Sonne und Wasser; es ist eine Verbindung von Wärme und Feuchtigkeit. Das Kind kennt die Jahreszeiten, die Winde und den Einfluss der Abdachung des Bodens und seiner Lage; man wird ihm leicht begreiflich machen, warum wir uns eines gemässigten Klimas erfreuen, warum es Gegenden giebt, die in eine ewige Frostdecke gehüllt sind, und warum man unter derselben Breite Wüsten und Urwälder antrifft.

Die Verteilung des Lebens auf der Erdoberfläche ist eine direkte Folge der Verschiedenheit des Klimas. Obgleich die Naturgeschichte nicht das Gebiet des Geographen ist, kann dieser es nicht umgehen, in grossem Umriss die Flora und Fauna jeder Gegend oder wenigstens

jeder Zone zu skizzieren. Die Erde war bevölkert, ehe der Mensch sie in Besitz nahm; nur von ihm sprechen heisst eine Regierung studieren, ohne sich mit den Unterthanen zu beschäftigen. Alles, was existiert, ist nicht von ihm geschaffen; er hat auch nicht alles zerstört, was vorhanden war; die Natur lebt unter der Kultur fort. Auf einem Teile der Erdkugel herrscht die Natur noch, und der Mensch, weit entfernt, sie zu unterjochen, bittet sie um Almosen. Übrigens fängt sie an, die Hand des Meisters zu verspüren, aber sie sträubt sich, lehnt sich auf und nimmt oft Rache. Gleichviel ob sie frei ist oder in Fesseln geschlagen, ob unveränderlich oder umgestaltet, immer liefert sie den Stoff, auf dem wir unsern verschlungenen oder einfachen Schmuck anbringen. Man muss sie also in ihrer ursprünglichen Unabhängigkeit kennen, um unser vergangenes und gegenwärtiges Thun begreifen und unser zukünftiges Thun im voraus erraten zu können. Man kann ja heute ihre endgültige Unterwerfung vorhersagen; höchstens wird sie einige Gegenden, welche ihre unheilbare Unfruchtbarkeit vor unseren Unternehmungen schützt, verteidigen. Und wer weiss, ob die brennendsten Wüsten nicht schliesslich unseren Anstrengungen weichen werden? Die Kälte allein kann uns für immer Halt gebieten; wir bringen es sogar fertig, die Sonne zu besiegen, aber wir können sie nicht entbehren.

Wir haben das Theater mit seinen ganzen Dekorationen vorgeführt, und es wird nun Zeit, den Schauspieler auftreten zu lassen. Der wirkliche Gegenstand geographischer Forschung ist der Mensch. Die übrige Welt hat nur durch ihn und für ihn Interesse. Bevor wir uns mit den Völkern beschäftigen, müssen wir von dem Menschengeschlecht und seinen hauptsächlichsten Unterabteilungen sprechen. Wir wollen mit den Rassen anfangen, deren Anordnung noch in die Naturgeschichte fällt. Der Lehrer soll sich natürlich nicht in Kontroversen einlassen; er wird schwebende Fragen übergehen, aber die wesentlichen Züge, welche die Weissen, Schwarzen, Gelben und Roten von einander unterscheiden, hervorheben; er wird rasch die Verbreitung dieser verschiedenen Arten angeben, sowie ihre bestimmten und unbestimmten Grenzen; er wird ihre Streitigkeiten, ihre gegenseitigen Einfälle und ihre Oberherrschaft hervorheben, da wo die aufeinander folgenden Einfälle die ersten Besitzer verdrängt und in die Wüste, den Wald oder das Gebirge verjagt haben. Die Eroberungen der Rassen sind interessanter als die der Könige, dramatischer als die Umwälzungen der Reiche, üben auf das menschliche Geschick einen tieferen Einfluss aus, und können in vielen Fällen allein das Gefüge der Gesellschaft, die Sklaverei, die Knechtschaft und Vorherrschaft der Kasten erklären.

Dann wird man von den Sprachen reden, deren Grenzen sich nicht immer mit denen der Rassen decken, und sie nach ihrem Aussehen und ihrer Verwandtschaft ordnen. Auch hier muss man rasch vorwärts gehen und auf den Gipfel der Wissenschaft zueilen. Bis jetzt ist die Sprachforschung, eine der schönsten Schöpfungen unseres Jahrhunderts, noch nicht in die Schule eingedrungen; die Mehrzahl der Franzosen, die sich für gebildet hält, weiss nicht, woher der Ruhm eines Bopp, eines Eugen Burnouf oder eines Max Müller stammt, es sei denn, dass ein Lehrer, der etwas kühner als die Lehrpläne ist, einen Streifzug in dies Gebiet gewagt hat, wohin ihm die Schüler übrigens sofort mit Vergnügen folgen. Einige Geographiestunden würden diese Lücke ausfüllen können. Ist es noch nötig hinzuzufügen, dass die Aufzählung der hauptsächlichsten Schriftsysteme hier ihre Stelle findet, von den seltenen und plumpen Symbolen der Wilden an bis auf unsere überaus einfachen Alphabete, indem man dabei die Hieroglyphen der Ägypter und den Wortschatz der Chinesen streift, der sich mit dem Alphabet vermengt?

Wir werden auch nicht umhin können, einige Worte über die Religionen zu sagen, ohne die Absicht, Propaganda zu machen oder zu polemisieren, sondern in der Weise, dass wir den Kindern die Verteilung der Glaubensbekenntnisse über den Erdball vorführen und die engen Bande,

welche die Zivilisation eines Volkes mit seinen Vorstellungen über die Entstehung und die Herrschaft der Welt und über das Geschick der Seele verknüpfen. Ohne Partei für die eine oder andere Glaubenslehre zu nehmen, wird man darauf hinweisen, dass die Geschichte der Mythen eins der anziehendsten Probleme ist, mit dem sich die moderne Wissenschaft zu beschäftigen hat, sei es, dass man in der Mythologie mit Max Müller eine Krankheit der Sprache erblickt, sei es, dass man, wie Herbert Spencer, die Wurzeln der Religion im Andenken an die Toten sucht. Man wird in solch ernstesten Fragen kein entscheidendes Urteil fällen können, aber einige gut gewählte Beispiele werden die Wanderung, das Fortleben und die Umgestaltung der Legenden verständlich machen; so war das im Mittelalter so volkstümliche Leben der Heiligen Barlaam und Josaphat nur eine Übertragung der Lebensgeschichte von Buddha; so überlebt Charon, der Fährmann in der Unterwelt, das Heidentum in der Volkspoesie der modernen Griechen; die Parzen des Hellenismus finden sich in den alten Spinnerinnen der Grimmschen Märchen wieder. Diese seltsamen Beziehungen, deren Zahl man vervielfältigen kann, erregen die Neugierde der Schüler, erhalten sie in Aufmerksamkeit und erweitern ihren Horizont. Unter einem andern Gesichtspunkte kann man zeigen, wie die Völker sich zur Religion

verhalten, ob unduldsam wie in Spanien, ob gleichgiltig wie in China oder freidenkend wie im heutigen England und in den Vereinigten Staaten. Man wird darauf aufmerksam machen, dass der Kultus bisweilen den wesentlichsten Teil der Religion ausmacht und bisweilen ein Anhängsel von geringer Bedeutung ist; dass der Klerus einen erblichen Stand bilden kann, wie bei den Juden und Brahminen, oder eine geistige Aristokratie mit gewähltem Oberhaupt, wie bei den Katholiken, oder einen unter sich gleichen Stand, wie in mehreren protestantischen Sekten. Man wird erklären, wie gewisse Religionsbücher nur ein Sittengesetz bilden, während andere ein vollständig bürgerliches Gesetzbuch vorstellen, so dass bei den Völkern, die sich dazu bekennen, jede Änderung in der Gesetzgebung wie ein Abfall vom Glauben aussieht, und die Theologie sich so mit der Rechtswissenschaft vermengt.

Aber ist das Geographie? werden die an die alte Behandlung dieser Wissenschaft gewöhnten ausrufen. Freilich, denn die Geographie ist die Beschreibung der Erde und der Menschen, folglich auch der menschlichen Gesellschaft. Ein Unterricht in der Zoologie fängt nicht mit der Zusammenstellung der Gattungen und Arten an; noch weniger vermöchten wir ein Werk wie die Geschichte des Tierreichs von Buffon ernstlich zu nehmen, wenn es aus unzusammenhängenden Kapiteln über den Hund, die Katze, das

Pferd u. s. w. bestände. Man fängt vielmehr damit an, die hauptsächlichsten Werkzeuge zum Leben, den Verdauungsapparat, das Nervensystem und die Sinne, sowie die Organe zum Fortbewegen zu studieren; bei der Botanik studiert man den Stengel, die Wurzel, das Gewebe, die Staubgefäße, sowie die Blätter und Blumen. Erst nach der allgemeinen Anatomie und Physiologie kommt die Klassifizierung der Einzelwesen und dasjenige, was man einen malerischen Rundgang durch die Familien und Arten nennen könnte. Fällt es jemandem ein, den Kindern zu sagen, dass die Fische durch Kiemen atmen, wenn sie nicht wissen, was Atmen heisst und was eine Kieme ist?

Ebenso muss es bei der Geographie sein. Man lehrt uns, dass Hindostan 250 Millionen Einwohner hat, welche den verschiedensten Volksstämmen, von dem hellfarbigen arischen bis zum dunkelfarbigen der Gebirge angehören, dass sich dort Mohamedaner, Brahminen, Buddhisten und Götzendiener finden. Können wir verstehen, wie die Engländer dieses ungeheure Reich mit einer Besatzung von 60000 Europäern schützen, wenn wir unbekannt mit der Wirkung des Klimas, der Religionen, der Feindseligkeit der Stämme und der Scheidung in Kasten sind, wenn wir all die Schranken nicht klar überschauen, welche diese Volksmassen am Denken, Fühlen und gemeinsamen Handeln hindern?

Wozu dient eine Beschreibung des ottomanischen Reiches mit seinen Küsten, Gebirgen, Flüssen, Regierungsbezirken und Städten für den, der die Nationen nicht zu unterscheiden weiss, welche unter der Form religiöser Gemeinschaft nebeneinander leben? Früher lehrte man uns wohl die Tiefländer und die Provinzen Österreichs, aber man vergass, uns zu lehren, was Österreich ist, wieviel verschiedene Völker unter dem Szepter der Habsburger leben und darum kämpfen, die Macht zu behalten oder die Freiheit zu erobern.

Das Gebiet, welches ich für die Geographie beanspruche, führt freilich andere Namen; es heisst jetzt Anthropologie und Soziologie. Aber was liegt an den Namen und den Bezeichnungen? Wir brauchen uns ja vor keinem Prozess zu fürchten. Wir thun auch gut, bei der Kosmographie, der Geologie und der Naturgeschichte Anleihen zu machen, ebenso bei der Nationalökonomie, und wir werden es nicht unterlassen, auch die Geschichte zu Beiträgen heranzuziehen. Es handelt sich nicht darum, die Grenzen festzustellen und zu beachten, sondern der Jugend eine vollständige Unterweisung zuteil werden zu lassen. Die Wissenschaften sind nicht in Gehege eingesperrt und eingezäunt; sie durchdringen und unterstützen sich gegenseitig. Mögen sie ihre Rechte und ihre Unabhängigkeit in der Akademie verteidigen, in der Schule sind sie

nur unsere Dienerinnen, wir entnehmen ihnen, was für unsere Zwecke passt, und lassen das Übrige bei Seite. Wir weisen ihnen die Aufgabe zu, unsern Weg jedesmal zu beleuchten, wenn wir bei ihnen vorübergehen, und dann verabschieden wir sie. Sie sollen Materialien ansammeln, sie sichten und ordnen; wir überlassen ihnen die Forschung, die Kritik und die Kontroversen; für uns genügt es, unsere Schüler mit den gewonnenen und sicheren Ergebnissen bekannt zu machen, damit sie die Völker, welche sich in die Oberfläche des Erdballes teilen, zu unterscheiden und zu vergleichen vermögen.

Soll denn die Geographie eine Encyklopädie sein? Nicht mehr und nicht weniger als die Geschichte, die Philosophie, die Nationalökonomie und die Politik selbst. Das Studium der Menschen und der Gesellschaft hat, von welcher Seite man es auch angreift, immer etwas Encyklopädisches. Kant und Hegel, Buckle und Spencer, Comte und Littré sind Encyklopädisten; warum sollte Reclus nicht dasselbe Anrecht darauf haben? Warum sollten wir dem Geographen dasjenige verweigern, was wir dem Historiker und Philosophen zugestehen? Warum sollten unsere Jünglinge das nicht besitzen, was Molière den Frauen einräumt, nämlich Einsicht in alles? Nur dadurch werden die neuen Geschlechter über die neueren Ideen, Arbeiten und

Kontroversen auf dem Laufenden erhalten, und das Gymnasium wird kein für den Widerhall des geistigen Lebens verschlossenes Kloster mehr sein. Man muss der Fortentwicklung ebenso wie der Tradition ihren Anteil gewähren. Die Geographie soll ein Seitenstück zur Litteratur bilden; Bossuet, Shakespeare und Schiller werden die Tradition vertreten, das menschliche Herz mit allem, was ihm beständig ist, die Moral samt dem, was an ihr dauerhaft ist, die unsterbliche Schönheit der Form, die das Gewand für den Gedanken und für die Empfindung ist; die Geographie wird uns das Menschengeschlecht so zeigen, wie es heute ist, mit der Verschiedenheit der Rassen, Sitten, Glaubenslehre und gesellschaftlichen Verhältnisse.

Setzen wir nun die Aufzählung der zur allgemeinen Geographie gehörigen Kapitel fort. Alle Menschen müssen sich ernähren, sich kleiden und sich vorübergehenden oder dauernden Schutz gegen die Unbilden des Wetters verschaffen. Man würde den Aufbau der Gesellschaftsklassen nur schlecht erkennen, wenn man nicht wüsste, wie die Versorgung mit diesen elementaren Bedürfnissen vor sich geht. Ein Überblick über die Mittel der Ernährung nötigt uns zunächst, die Jägerei, Fischerei und Ackerbau treibenden Völker zu unterscheiden. „Sage mir, was du issest, und ich will dir sagen, wer du bist,“ ruft Brillat-Savarin aus. Der

Feinschmecker spricht wie ein Philosoph. Die Umwälzungen auf der Tafel bezeichnen in ziemlich treffender Weise die Etappen der Zivilisation. Um in grösserer Zahl auf einem beschränkten Raume zu leben, haben sich unsere Vorväter auf die Bearbeitung des Bodens verlegen müssen. Die Stämme, welche fortgefahren haben, ihren Unterhalt vermittelst der Jagd zu suchen, und die, welche ihre Herden von Weideplatz zu Weideplatz treiben, haben ein grösseres Gebiet nötig und nehmen eine niedrigere Stellung auf der Stufenleiter des menschlichen Fortschritts ein. In der Zoologie zeigt man, wie die Beschaffenheit der Nahrung die hauptsächlichsten Züge der Organisation bestimmt; bekannt ist das klassische Beispiel von dem Zahn des Raubtieres, welcher einen Cuvier instand setzt, sich das Tier in allen seinen Teilen zurechtzulegen. So dient die Unterscheidung zwischen Jäger, Hirten und Ackerbau treibenden Völkern dazu, die Gesellschaft zu klassifizieren, d. h., mit einem einzigen Worte eine grosse Zahl von Eigenschaften anzugeben.

Obwohl die Kleidung und die Wohnung von geringerer Wichtigkeit sind als die Nahrung, müssen auch über sie einige Worte gesagt werden. Möge das Gewand dazu dienen, uns gegen die Kälte, den Regen oder die Sonne zu schützen, möge es für uns mehr ein Schmuck als eine Bekleidung sein, es ist eins der Elemente der Zi-

vilisation. Um sich zu ernähren, braucht der Mensch keine allzu verfeinerte Industrie; aber um sich zu kleiden, erfindet er Handwerke, spinnt, webt, färbt, stickt und bearbeitet er die kostbaren Metalle. Um sich ein Unterkommen zu verschaffen, wird er Maurer, Zimmermann und Tischler. Ich möchte daher, dass man den Jünglingen einige Begriffe von Architektur beibrächte, weniger um sie zu befähigen, die Gesetze der Kunst zu erkennen und die Kunstausrücke zu verstehen, als vielmehr um ihrer Einbildungskraft die hauptsächlichsten Typen einer menschlichen Wohnung von der Höhle des Troglodyten und der Hütte des Wilden bis zu den alten und neueren Palästen einzuprägen. Man hätte ihnen zu sagen, wie das Klima und die Materialien den Bau der Häuser beeinflussen, wie die einen besonders gegen die Kälte und die andern gegen die Sonne schützen sollen, wie man das Holz in den Wäldern des Nordens, den Granit am Fusse der Gebirge, den Ziegelstein in den Ebenen, hier das Bambusrohr und dort den Quaderstein und den Marmor verwendet. Die so verstandene Architektur ist wunderbar zum Erweisen der Wahrheit geeignet, dass die Logik älter ist als die Phantasie, dass die wunderbare Verschiedenartigkeit unserer Werke noch mehr von der Verschiedenheit unserer Existenzbedingungen und Bedürfnisse, als von der unserer Geistesrichtung abhängt, und dass das Schöne nur dem Nützlichen die Krone aufsetzt.

Man wende nicht ein, dass das zu sehr ins einzelne gehende oder dem kindlichen Alter schwer verständliche Begriffe sind. Was ist allgemeiner, was philosophischer, als dieser Blick, den man auf die äussere Erscheinung der Nationen wirft? Was ist interessanter, sogar für die jungen Köpfe, als dieses Bild der Zivilisation in allen ihren Abstufungen, also diese, in verschiedenen Formen wiederholte Reise um die Welt? Ist derjenige, welcher sich mit allen Arten der menschlichen Thätigkeit vertraut gemacht hat, nicht ebenso unterrichtet und ebenso gebildet wie derjenige, welcher lange Jahre darauf verwendet hat, grammatische Rätsel zu lösen und in einer Wagschale von Spinnweben das Verdienst griechischer oder lateinischer Schriftsteller abzuwägen? Unsere klassische Erziehung lehrt uns zu viel, die Leidenschaften des Menschen kennen zu lernen, aber viel zu wenig, seine Arbeitsleistungen zu erkennen, welche ganz in demselben Masse unsere Sympathie und unsern Wettstreit zu erwecken verdienen. Man stellt uns das Leben als einen Roman vor, in welchem der Ruhm das Hauptinteresse bildet; besser wäre es, uns dasselbe wie eine Geschichte anschauen zu lassen, bei der der Fortschritt das Hauptinteresse bildet. Ich spreche aber von Geschichte, während uns die Geographie beschäftigt. Doch die richtig aufgefasste Geographie ist die mit einem Blick, wie im Panorama, überschaute Ge-

schichte. Jede Völkergruppe bezeichnet eine Epoche der Menschheit; die Ungleichheit in der Entwicklung der Rassen legt die Stufen der Zivilisation bloss, gleichwie die Unebenheiten und Risse des Bodens die aufeinanderengelagerten Schichten der Erdrinde sichtbar machen, gleichwie nach der Darwinschen Theorie die Stufenleiter der menschlichen Wesen die Entwicklung offenbart, aus der unser Geschlecht sich herausgebildet hat.

Wir kommen schliesslich zu der Geographie so wie man sie uns früher lehrte, und die eine ganze Reihe von Abschnitten über die verschiedenen Teile der Welt und die verschiedenen Staaten umfasst, welche sich in die Erdkugel teilen. Hier spielt das Gedächtnis eine grössere Rolle als die Vernunft und die Einbildungskraft; man muss dem Geiste Formen, Namen und Ziffern einprägen. Aber ein geschickter Lehrer wird sich vor trockenen Aufzählungen und langweiligen Verzeichnissen hüten. Er wird auch keinen Missbrauch mit dem bereits erwähnten Kartenzeichnen treiben, was den Schülern viel Zeit raubt und sie sehr beschäftigt, während sie nur wenig dabei lernen. Er wird durch male-
rische Beschreibungen und anziehende Abschweifungen die Trockenheit der Begriffe, welche das Skelett der Wissenschaft bilden, mildern. Ein Lehrer, der nicht durch den Zwang der Lehrpläne eingeengt wäre, könnte die logische

Ordnung des Stoffes ausser acht lassen, den Ideengang unterbrechen und Synthesis und Analysis, d. i. die allgemeine und besondere Geographie, in scheinbare Verwirrung bringen. Denn der Plan, welchen wir entworfen haben, hat einen offenkundigen Mangel; der Teil des Unterrichts, welcher das Gedächtnis zu Hülfe nimmt, kommt erst an letzter Stelle, und das Gedächtnis der Schüler ist um so empfänglicher, je jünger sie sind. Die Lehre von den geologischen Formationen, Jahreszeiten und Klimaten passt für reifere Geister und erfordert eine grössere Aufbietung von Einsicht als die Aufzählung der Wasserläufe, der Provinzen und der Städte. Es dürfte deshalb gut sein, sich beim Unterricht in der Geographie zweimal damit zu beschäftigen. In den unteren Klassen hätte man mit den Eigennamen unterhaltende Einzelheiten, Reisebeschreibungen und Entdeckungen zu verbinden; später würde man auf dieser Grundlage das Gebäude errichten; man würde den verschiedenen Teilen der Wissenschaft den Platz zuweisen, welchen sie im Geiste eines ausgebildeten Menschen einzunehmen haben. Nichts zwingt uns dazu, im voraus ein gleichmässiges Verfahren zu bestimmen; die Regeln einer guten Pädagogik sind anders wie die Gesetze der philosophischen Deduktion.

Die so beschriebenen Länder und die Völker, welche wir in ihrem jedesmaligen Gebiet

haben leben und schaffen sehen, bleiben nicht getrennt von einander. Die Menschen ziehen unablässig aus einer Gegend in die andere, um ihren Aufenthaltsort zu verändern, um sich zu zerstreuen, um sich zu belehren oder um Waren fortzuschaffen. Das Weltall ist ein grosser Körper, der seinen Blutumlauf und seine Adern hat. Das Studium der Wanderungen und Wohnungswechsel macht die Geographie vollständig. Je mehr die Zivilisation fortschreitet, desto mehr erscheint uns die Welt wie eine grosse Werkstätte. Früher reichte jeder Landstrich für sich selbst aus; eine geringe Menge von Produkten wurde über die Erdteile und Meere versandt; der Handel diente nur dem Luxus. Heute holen wir die zum Leben notwendigsten Gegenstände, wie Getreide, Baumwolle und Wolle von weit her bis von den Antipoden. Auch der ärmste unserer Arbeiter oder Bauern macht sich Indien, Amerika und Australien zu seiner Nahrung und Kleidung dienstbar. Seine Schuhe werden aus Leder vom La Plata gemacht und seine Kleidungsstücke aus der Baumwolle der vereinigten Staaten, der Wolle von Neu-Süd-Wales und dem Hanf Russlands; er versüsst seinen brasilianischen Kaffee mit dem krystallisierten Saft des javanischen Zuckerrohrs. Der Speck, welcher seine bescheidene Mahlzeit würzt, kommt vielleicht aus Cincinnati; das Getreide, aus dem sein Brot gebacken wird, kommt aus Odessa, Chicago oder

Bombay; er sorgt für seine Beleuchtung mit Petroleum aus Pennsylvanien oder Erdnussöl vom Senegal. Trotz nationaler Sophismen und Eifersüchteleien verbrauchen wir täglich mehr ausländische Produkte; wenn wir selbst nicht mit jedem Tage mehr für das Ausland produzieren, so ist das ein Anzeichen einer Krisis oder des Verfalls. Die Teilung der Arbeit, die in den frühesten Zeiten in den Familien angefangen hat, hat sich allmählich auf den Stamm, die Stadt, die Provinz und die Nation ausgedehnt; sie dehnt sich von nun an auf die ganze Menschheit aus. Der Dampf verleiht unserm Geschlecht ein gemeinsames Gefässsystem, so wie die Elektrizität ihm eine Art Nervensystem giebt. Die national-ökonomischen Gesetze, die vergeblich durch selbstsüchtige Interessen durchkreuzt und durch schädliche Vorsichtsmassregeln aufgehalten werden, bewirken, dass wenigstens teilweise die Thätigkeit und das Wohlergehen jedes einzelnen von der Thätigkeit und dem Wohlergehen aller abhängen. Der Welthandel macht alle Völker solidarisch, ohne ihre besondere Verantwortlichkeit abzuschwächen; wir fahren fort, unsern persönlichen Anteil an den Genüssen und Reichtümern zu erringen, aber auf einer mehr und mehr gemeinsamen Grundlage.

Mit der zunehmenden Beweglichkeit der Produkte muss die Beweglichkeit der Menschen Hand in Hand gehen. Die Wanderung der

Hunnen und die grossen Völkerzüge der Germanen haben weniger menschliche Wesen von einer Stelle nach der andern versetzt, als die Urbarmachung der vereinigten Staaten und die Ausnutzung der australischen Weideplätze. Eine Postdampfergesellschaft befördert mehr Kolonisten, als Attila Barbaren in Bewegung gesetzt hat; die Nordeisenbahn führt mehr Belgier nach Frankreich, als Chlodwig salische Franken nach Gallien geführt hat. Die Fruchtbarkeit mancher Stämme, die nicht durch Krieg, Hungersnot und Verwirrung gehemmt wird, zwingt sie, ihre friedlichen Scharen in die Welt zu schicken. Der Tag ist vielleicht nicht mehr fern, wo das Angebot und die Nachfrage nach Arbeit wie Angebot und Nachfrage nach Waren sich dazu neigen werden, auf Entfernungen von vielen tausend Meilen hin sich auszugleichen, wo die Arbeiter sich in Menge aus einem Staate oder Erdteile zu einem andern begeben werden, ebenso wie sie sich heute schon vom Lande nach den Städten ziehen. Es ist Sache der Geographie, so wie wir sie auffassen, uns mit der Richtung und Stärke der jeweiligen Strömungen bekannt zu machen, aus denen sich dereinst grossartige Ströme bilden, die von nun an dazu ausreichen, die Völker durcheinanderzumengen, neue zu schaffen und den Schwerpunkt des Menschengeschlechts in Schwankungen zu versetzen.

So erscheint uns die Geographie, diese bisher

so verachtete Wissenschaft, die sich nur mit Mühe im Gefolge der Geschichte und unter deren Schutzmantel ein bescheidenes Plätzchen erobert hat, als die Herrin des höheren Schulunterrichts. Sie ist es, die den grössten Teil der Zeit und Arbeit erben müsste, der durch das Aufgeben der alten Sprachen frei werden würde. Man urteile nun, ob sich in diesem ausgedehnten Lehrplanentwurfe etwas Chimärisches findet, und ob wir Aussicht haben, bei einem so vollständigen Wechsel etwas zu gewinnen. Wenigstens dürfte man nicht bestreiten können, dass die entstandene Leere ausgefüllt ist.

XVI. Kapitel.

Die Philosophie.

Soll der Philosophie ihr Platz im höheren Schulunterricht gelassen werden? Es lässt sich viel dafür und dagegen sagen. Die Philosophie gehört mehr auf die Universität als in die Gymnasien; wenn die Jesuiten sie in den Kreis der klassischen Studien hineinzogen, so geschah es, um ihre Schüler der Notwendigkeit zu überheben, sich an andere Lehrer zu wenden. Als Fortoul der Klasse, die bis dahin den schönen Namen der philosophischen*) geführt hatte, den

*) d. h. Oberprima. D. Ü.

bescheideneren Namen der logischen gab, beschuldigte man die Kaiserliche Regierung, sie trachte danach, der Universitätsbildung die Spitze zu nehmen, obgleich noch fast die ganze Philosophie in die Lehrpläne einbegriffen war. Es war dies ohne Zweifel ihre Absicht, obgleich sie die Sache schlecht angriff; es kommt oft vor, dass die Reaktionäre nicht wissen, was sie thun. Diese scheinbare Verfolgung verjüngte die Lehren, welche man in Missachtung zu bringen hoffte, und Cousin verdankte dieser Herabsetzung einen Anschein von Liberalismus.

Daher ist auch die philosophische Klasse in alle ihre Rechte, Ehrenstellen und Bevorzugungen wieder eingesetzt. Sie hat wiederum ihre eigenen Lehrer, ihre besonderen Prüfungen und ihre vorgeschriebene Aufnahmeordnung. Sie wird durch tüchtige Lehrer vertreten, die nötigenfalls ihre Verteidigung mit ebensoviel Ansehen als Talent übernehmen würden. Sie besitzt alles, was sie gegen den Verfall schützen sollte, wenn der Verfall nicht unvermeidlich wäre. Weder die Menschen, noch ihre Einrichtungen bekämpfen wirksam die Naturgesetze.

Die Philosophie stellte früher die Vereinigung von göttlichen und menschlichen Wissenschaften dar; Pythagoras, Plato, Aristoteles, Chrysippus und in neuerer Zeit Baco, Descartes und Leibnitz waren Encyklopädisten. Sie umfasste die Kenntniss des Menschen, Gottes und der Natur.

Die einzelnen Wissenschaften haben sich nach und nach von ihr getrennt, wie emanzipierte und demzufolge undankbare Kinder. Im 17. Jahrhundert lehrte der Professor der Philosophie noch Physik und Geometrie; heute würde uns eine solche Verwirrung seltsam vorkommen. Man würde in unserm Jahrhundert kaum zehn Leute finden, die das Gesamtgebiet des menschlichen Wissens beherrschen; wenn man vier oder fünf angeführt hat, wird es schwer halten, ihre Liste noch fortzusetzen. Kann man also sagen, dass die Philosophie noch die Wissenschaften beherrsche, weil sie die Regeln der Forschung und des Beweises, der Methode und der Logik lehrt? Aber wo wäre der Gelehrte, welcher in seinem eigenen Gebiete keine Muster und Wegweiser fände? Wenn die Philosophie noch eine Königin ist, so ist sie eine Königin nach Art der englischen, welche die Gesetze genehmigt, sie aber nicht macht, die unterzeichnet und nicht regiert. In der Geisteswelt wird dieses Amt unnütz mit dem Tage, wo die Gelehrten zugleich Schriftsteller sind und selbst ihre Entscheidungen veröffentlichen, ihre Entdeckungen offenbaren und ihre Ansichten ohne Dolmetscher und Trompetenstösse bekannt machen können.

Gewiss, es bleibt für die klassische Philosophie noch ein hinreichend grosses Reich übrig, das ist, um Bossuets Wort anzuwenden, die Kenntnis Gottes und die von sich selbst, oder wie wir sagen,

die Psychologie, die Logik, die Theodicee und die Moral, ohne die Geschichte der Philosophie selbst mitzurechnen. Aber sehen wir einmal näher zu. Die Kenntnis Gottes neigt dazu, mehr und mehr wieder das zu werden, was sie in den ursprünglichsten Zeiten gewesen ist, ein Glaube, der Widerlegungen nur aushält, wenn er sich der Beweisführung enthält. Ich weiss nicht, ob man noch ernsthaft die Attribute des höchsten Wesens erörtern kann. Sogar sein Dasein wird von den Positivisten in die Reihe der unlösbaren Fragen verwiesen, und der Positivismus gewinnt bei uns mit jedem Tage mehr Boden. Die metaphysischen Beweise, an denen der heilige Anselm und Descartes ihren Geist übten, rühren unsere der Realität zugewandten Geister ebensowenig wie die Spitzfindigkeiten, an welchen die Gelehrten der Scholastik Vergnügen fanden. Der Beweis, welchen man aus dem Anblick der Welt ableitet, muss mit unendlich vielem Talent gegen die Darwinschen Einwendungen verteidigt werden. Soll sich also der Lehrer abmühen, Dogmen zu lehren, an deren Wahrheit der Staat selbst zu zweifeln anfängt? Der Gott der Unterrichtsorganisation hängt ein wenig zu viel von den Wahlen ab; es lässt sich voraussehen, dass der Sieg dieser oder jener Partei ihn ins Privatleben verweisen kann, und dass die natürliche Religion die offenbarten Religionen wieder in die Kategorie der freien Meinungen

verweisen wird, mit denen die Staatsmacht sich nicht zu beschäftigen hat. Das beste Mittel, dem bedrohlichen offiziellen Atheismus aus dem Wege zu gehen, würde vielleicht sein, auf den Besitz einer nunmehr unsicheren offiziellen Theodicee zu verzichten.

Somit bleibt die Kenntnis von uns selbst übrig. Auch hier sind sich die Sachverständigen nicht einig, und es ist schwer, aus dem Banalen herauszutreten, ohne dass der Zweifel, die Kontroverse und der geheime Widerspruch gegen ein überlebtes Programm in die Klasse, ja vielleicht auch in die Seele des Lehrers einziehen. Der von Jouffroy zwischen der Psychologie und Physiologie so fein aufgeworfene Graben füllt sich nach und nach; die Naturforscher und Ärzte dringen in ein Gebiet ein, welches schlecht gegen ihre Überfälle verteidigt wird; die direkte Zerlegung der Erscheinungen des Bewusstseins flösst keinen so starken Glauben mehr ein. Man sieht zu sehr, wie gewagt das Studium eines abstrakten und universalen Menschen ist, was bei der Zerlegung der Fähigkeiten künstlich und lediglich wortklauberisch ist. Die klassische Psychologie ist eine Wissenschaft der Beobachtung, die nicht fortschreitet, was einen Widerspruch in sich schliesst, und man fängt an sich zu fragen, ob sie nicht einfach eine Wissenschaft der Wörter ist, ein Teil der Grammatik oder des Lexikons, eine Übung für die Aufmerksamkeit. Nun giebt

es aber so viel Wirkliches zu studieren, dass die bloße Übung viel von ihrer Vorherrschaft eingebüsst hat.

Die Logik umfasst das Studium des Denkens sowie das Studium der Methoden, die jedem Zweige der Wissenschaften eigen sind. Die formelle Logik, die im Mittelalter so in Blüte stand, ist in Misskredit gekommen; der Syllogismus ist aus der Mode; selbst die Induktion hat nur noch Wert durch die Praxis; es ist fast überflüssig, eine Theorie für sie aufzustellen. Die ganze Erziehung muss dem Geiste Lauterkeit und Sicherheit geben; nichts ist unsinniger, als in wenigen Stunden die Kunst des Denkens zu lehren, wie es in Port-Royal geschah. Ich möchte, man könnte darüber einmal die politischen Redner, die Advokaten und Rechtsgelehrten befragen, die für tüchtige Dialektiker gelten und sie um ein Handbuch der Logik bitten, um eine Klassifikation der Irrtümer und Sophismen; die geschicktesten würden dabei nicht am wenigsten in Verlegenheit geraten. Liegt nicht etwas seltsames darin, die klassischen Studien durch eine Gelehrsamkeit zu krönen, welche die Schüler, wenn sie ihre Mühe nicht umsonst verschwendet haben, längst gründlich inne haben müssen?

Was die Methoden angeht, so sind sie Sache der Lehrer jeder einzelnen Wissenschaft. Warum sollte sich der Mathematiker, wenn es nötig ist, nicht damit befassen auseinanderzusetzen,

was Deduktion ist? Man beachte dabei ausserdem, dass das, was augenscheinlich ist, keines Beweises bedarf, und dass die Geometrie in wunderschöner Weise auf jeden fremden Pass verzichten kann. Wenn man einen Zusatz zu einem Lehrsatz ableitet oder die Kongruenz der Dreiecke bewiesen hat, die einen Winkel zwischen zwei gleichen Seiten gemeinsam haben, so braucht man keine Betrachtungen über die Axiome und die Definitionen anzustellen. Lehrt man uns etwa, durch welchen Mechanismus uns das Gehen ermöglicht wird, und worin die Bedingungen unseres Gleichgewichts liegen? Man fällt nicht, wenn man dieselben nicht kennt, auch giebt nicht die Kenntniss der Mechanik unserm Körper Festigkeit, sondern nur die Übung und die Gesundheit.

Bei der Physik und den Naturwissenschaften dürfte es gut sein, wenn die Lehrer etwas auf die Methode eingehen. Das könnte bei Gelegenheit der grossen Erfindungen geschehen, deren Geschichte sie zu erzählen hätten. Man glaubt schwerlich noch, dass Baco die berühmten Gelehrten inspiriert und geleitet habe, die der Natur ihre verborgensten Geheimnisse abgelauscht haben. Die angesehensten Kenner bestreiten ihm die Ehre, das Heer geführt zu haben, welches zur Eroberung der Wahrheit auszog, und lassen ihm höchstens den Ruhm, sein Herold gewesen zu sein. Die Kindlichkeit sei-

ner eignen wissenschaftlichen Untersuchungen, die Leere und das Nichts der Gedanken, die er mit so vieler Zuversicht vorbringt, wenn er seine schöne Rhetorik bei Seite lässt, um die Hand an das Werk zu legen, belehren uns über den Wert der Methoden, die von blossen Philosophen ausgehen. Man sage uns, wie man auf die Vermutung eines Naturgesetzes gekommen ist, wie man es bewiesen und verbessert hat! Das wird uns mehr aufklären als eine Sammlung von Vorschriften, die ein Stubengelehrter mit Muse zusammengestellt hat. Die Gelehrten selbst unterrichten uns besser, wenn sie uns ihre Entdeckungen auseinandersetzen, als wenn sie ihre Theorien darlegen; Claude Bernards Abhandlung über die Experimentalmedizin ist von weit geringerer Bedeutung als seine bewunderungswürdigen Arbeiten über Physiologie. Die grossen Meister jeder Gattung sind grösser, wenn sie schaffen, als wenn sie sich mit gelehrten Erörterungen befassen. Ich würde keine hundert Verse Victor Hugos für sein Buch über Shakespeare hingeben.

Derjenige Teil der Naturwissenschaften, welcher sich mit der Klassifikation der lebenden Wesen beschäftigt, eignet sich mehr zu philosophischen Besprechungen, weil sich hier der menschliche Geist nicht damit begnügt, die Natur zu studieren; er befasst sich auch damit, sie zu ordnen. Aber was sollte man von einem

Naturforscher denken, der nicht begreiflich zu machen wüsste, worin ein Jussieu von Linné abweicht, und worin Cuvier Buffon verbessert hat? Den Unterricht von der Wissenschaft und der Methode trennen, heisst die eine enthaupten und die andere in der Luft schweben lassen. Schon das Vorhandensein eines Lehrers der Logik ist für seine Kollegen eine Demütigung, ebenso wie es für eine Mutter demütigend ist, wenn sie ihrer Tochter eine Lehrerin für den Anstand hält. Es ist recht lächerlich, dass der Mann, dessen besondere Aufgabe es ist, uns vernünftiges Denken beizubringen, gerade durch den Lehrplan gezwungen ist, der Glaubwürdigkeit der im übrigen widersetzlichen Schüler trügerische Darlegungen und alberne Beweisführungen zuzumuten. Dadurch dass man die Logik mit der Theodicee verknüpft, giebt man uns zugleich die Vorschrift an und das Beispiel, wie sie zu umgehen ist.

In betreff der Moral ist es eine grosse Frage, ob sie sich lehren lässt. Es giebt mehrere Arten, das Wort Moral aufzufassen. Wenn es sich nur darum handelt, das Laster von der Tugend zu unterscheiden und unsere Pflichten gegen die Familie, das Vaterland, die Menschheit u. s. w. aufzuzählen, so ist sie ohne Zweifel eine unnütze Wiederholung, und man braucht nicht auf das letzte Jahr der klassischen Studien zu warten, um demjenigen Eingang in den Kopf der Jüng-

linge zu verschaffen, was die Elementarschüler bereits mit zwölf Jahren wissen. Was in der philosophischen Klasse gelernt werden soll, ist die Moral als Wissenschaft betrachtet. Nur erinnert die Moral von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet etwas an das, was die Chemie vor Lavoisier war. Abgesehen von einer kleinen Zahl von Gewissensfragen, die den Philosophen von Beruf mindestens ebenso in Verlegenheit bringen würden, wie den schlichten Biedermann, ist nichts so klar wie die Pflicht. Nichts ist dunkler als die Begründung der Pflicht. Unsere Zeitgenossen sind darüber ebensowenig einig wie die Alten, und der alte Streit zwischen den Anhängern Epikurs und Zenos beginnt von neuem zwischen den Utilitariern und Metaphysikern. Victor Cousin und Stuart Mill würden gewiss einem Jünglinge, der sie über sein Betragen befragt hätte, dieselben Ratschläge erteilt haben, aber es ist wahrscheinlich, dass diese beiden Grössen auf ihre gegenseitigen Ansichten wenig gaben, dass Cousin Mill für plump hielt, und dass Mill in Cousin einen Hanswurst erblickte. Da die Spiritualisten es niemals verabsäumen, alle ihre Lehrsätze, die sie von ihren Gegnern unterscheiden, edle zu nennen, so geschieht es lediglich aus Höflichkeit, wenn sie nicht hinzufügen, dass ihre Gegner unedel sind. Aber die Materialisten, Positivisten und Skeptiker bleiben auch nicht ruhig. Die Theologen

sind unbesonnen genug zu behaupten, dass, wenn man Gott wegnimmt, kein Grund mehr vorhanden sei, weshalb sich der Mensch nicht jeglicher Art von Schlechtigkeit überlassen solle, und die Freidenker werfen den Gläubigen mit Unrecht vor, dass sie das Gute so thun, wie einer, der auf Wucher ausleiht, dass sie sich kleine Opfer auflegen, um dafür eine unbegrenzte Wohlthat zu erlangen.

Um aus der Verlegenheit herauszukommen, versucht man, eine Moral aufzustellen, die von religiösen oder metaphysischen Dogmen unabhängig ist. Aber dieses Suchen entscheidet die Frage im voraus, denn wenn ein Gott vorhanden ist, thut man ihm Unrecht, wenn man ihn nicht als Gesetzgeber anerkennt. Wenn diese unabhängige Moral in einer Sammlung ehrsamers Vorschriften besteht, besitzt man sie, ehe man in die philosophische Klasse eintritt. Wenn sie eine vollständige Theorie, eine wirkliche, auf gut geordneten Beobachtungen oder offenkundigen Grundsätzen beruhende Wissenschaft ist, wird es an der Zeit sein, sie zu lehren, wenn man sie festgestellt haben wird. Bis jetzt haben wir nur unvollkommene Versuche und Systeme, die kaum eine Kritik vertragen und höchstens gut dazu sind, um den Vorschriften für das Gewissen einen scheinbaren Zusammenhang zu verleihen. Die etwas abstrakte Theorie von der Achtung vor dem menschlichen Wesen sieht

sehr nach einem Zirkelschluss aus, denn es müsste zuerst bewiesen werden, warum das menschliche Wesen geachtet werden muss; was die Lehre von der Glückseligkeit anbetrifft, so lässt sie den Einzelwesen freie Hand, ihre Glückseligkeit so hoch anzuschlagen, wie ihnen gefällt; sie schwächt das Pflichtgefühl ab und rechtfertigt alle Phantasieen.

Bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge ist das Gesetz der Moral eine Gewohnheit, der man sich fügt, ohne ihren Ursprung zu kennen; die Rechtsgelehrten und die Philosophen erschüttern sie nur, wenn sie versuchen, sich durch zweifelhafte Hypothesen oder auflösende Analysen Rechenschaft von ihr abzulegen. Es wird ohne Zweifel nötig sein, dass die mündig gewordene Menschheit den Verpflichtungen, die sie gewohnheitsmässig übernimmt, einen wissenschaftlichen Charakter verleiht. Das ist der notwendige Übergang aus dem Stadium der Spontanität zu dem der Reflexion, und das XX. Jahrhundert wird auf diesem Gebiet auch tüchtige Eroberungen zu machen haben. Wir fangen an das Material zu sammeln, dessen sich unsere Söhne bedienen werden, um eine Brücke zwischen der Vergangenheit und der Zukunft zu schlagen. Aber wir leben in einer Zeit des Überganges, wo die philosophische Unterweisung in der Moral wagehalsig ist, wenn sie ganz und gar zuverlässig sein will. Wenn man also

der Jugend nur Gedanken, die noch unbestimmt sind, darbieten muss, so thäte man besser ganz zu schweigen, als die jungen Seelen auf gelehrte Weise in die Unzuverlässigkeiten der Vernunft einzuweißen, sie, denen die Sicherheit des Gefühls einen hinreichend festen Halt gewährt. Wir wollen den Leuchter nicht ausblasen, bevor wir die Lampe angezündet haben.

Somit verschwindet die Philosophie aus dem höheren Schulunterricht. Sie wird im akademischen Unterricht ihre Stelle finden können, da, wo die Lehrer freier und die Lehrpläne lockerer sind, wo der Staat weder für die vom Katheder verkündigten Theorien, noch für die auf den Bänken zugebrachte Zeit verantwortlich ist. Das ist ohne Zweifel ein schmerzliches Opfer, aber man soll seine Bedeutung nicht übertreiben. Unsere Professoren der Philosophie nehmen eine bedeutende Stellung unter den auserlesenen Persönlichkeiten des Unterrichtswesens ein; es scheint jedoch, als ob viele von ihnen, die durch eine ungewöhnliche Neigung in diese Bahn gezogen wurden, Mühe damit hätten, die Richtung ihrer Gedanken mit den Erfordernissen pädagogischer Pflicht und geistiger Zucht, die bei den staatlichen Einrichtungen notwendig sind, in Einklang zu bringen. Ich würde sie weniger interessant finden, wenn ihre Aufgabe leicht zu sein schiene, wenn das Programm für ihre Lehrstunden dasjenige einer fertigen Wissenschaft

wäre, ohne schwebende Probleme, ohne beunruhigende Unklarheiten, ohne Fallen und Schluchten, oder auch, wenn es ihnen gelänge, ohne Mühe ihren Unterricht von ihrer schwankenden und verworrenen Einsicht zu trennen. Indessen werden sie anderswo Verwendung für die Fähigkeiten finden, welche sie zur Philosophie geführt haben. Philosoph sein besteht nicht darin, dass man nichts anderes ist. Sie werden sich der Mathematik, der Physik und den Naturwissenschaften, den moralischen Wissenschaften, der Geschichte und Nationalökonomie widmen; sie werden dadurch nur um so tüchtiger zu ihrem Hauptfache werden. Sie werden um so weniger Gefahr laufen zu veralten, indem sie sich immer in demselben Kreise drehen und ewig dieselbe Furche ziehen, ohne tiefer in sie einzudringen. Diese Gefahr ist gross, und die tüchtigen entgehen ihr nur, wenn sie Seitenwege einschlagen. Cousin widmete sich gänzlich der Gelehrsamkeit; Jouffroy starb jung; Jules Simon hat sich in die Politik gestürzt; Taine ist Historiker geworden und Renan Sprachforscher und Exeget. Dieser vertauscht die Metaphysik mit der Kunstkritik, jener mit der Verwaltung. Die eigentliche Philosophie reicht nicht aus, um das Leben eines Menschen auszufüllen, nicht weil es ihr an Ausdehnung fehlt, sondern weil sie an sich keinen hinreichend widerstandsfähigen Grund bietet, um ein Gebäude, dessen Bau

für eine lange Existenz ausreicht, tragen zu können.

Vielleicht wird man das Bedürfnis empfinden, den Unterricht in der Philosophie durch einen andern zu ersetzen, der, obwohl positiver, denselben Vorteil gewährt, um den Geist an allgemeine Gedanken zu gewöhnen und ihn über das Gemisch von einzelnen Thatsachen zu erheben. Um diesen Zweck zu erreichen, genügt es, dass jeder Lehrgegenstand seine Vollendung erhalte. So kann der Geschichtslehrer in der Geschichte der Zivilisation unterweisen, der Lehrer der Geographie in dem Verkehr der Menschen und dem Austausch der Produkte, der Lehrer der Naturgeschichte in der Klassifikation der Arten und in der verschlungenen Kette der lebenden Wesen; die Lehrer für französische und fremde Sprachen werden sich weniger streng an die Texte zu halten brauchen und können sich an die Theorien wagen. Mit all diesem können wir meinetwegen einen national-ökonomischen Kursus verbinden. So werden die Schüler, bevor sie das Gymnasium verlassen, von ihren Lehrern die Elemente einer Philosophie, nicht aber eine Philosophie selbst erhalten, die man sich wohl kaum aneignet, wenn sie nicht von geringem Belang ist.

XVII. Kapitel.

Schluss.

Ich habe zu beweisen versucht, dass unser höheres Unterrichtssystem ein schlechtes ist, und dass sich ein besseres ausfindig machen lässt. Aber vom Auffinden bis zur Ausführung ist es noch weit. Jede Reform ist schwierig, und die schwierigsten Reformen sind diejenigen, welche die Unterweisung der Jugend betreffen. Hier bewirkt gerade die Allmacht des Staates seine Schwäche. Ein Übermass von Verantwortlichkeit hat naturgemäss ein Übermass von Zaghaftheit im Gefolge. Dank unserer so viel gerühmten Zentralisation bedarf es, um eine Neuerung zu versuchen, nur eines Ministers, der die Notwendigkeit derselben erkennt und aufs Geratewohl vorzugehen wagt. Nachdem die Reform verfügt ist, kann man nicht anders, als sie überall zugleich zur Ausführung bringen, d. h. dieselbe einem Personal anvertrauen, welches ihr in der Mehrzahl feindlich gegenübersteht und sie aus Anhänglichkeit an die hergebrachte Gewohnheit, aus Gleichgültigkeit und aus stummem, vielleicht unfreiwilligem und unbewusstem, aber unbesieglichem Widerstande herabwürdigen wird. Anstatt die Männer mit gutem Willen zusammenzurufen und eine kleine Körperschaft aus ihnen zu bilden, wendet sich

die Regierung an ein zahlloses Heer, welches durchaus nach den alten Methoden unterrichtet und ausgebildet ist, und will es zwingen, seine Taktik plötzlich zu ändern. Unter solchen Verhältnissen geht der Fortschritt nicht ohne Verwirrung vor sich, und die allerzweckmässigsten Versuche laufen Gefahr, durch die Erfahrung als unzweckmässig verurteilt zu werden.

Alle Teile des Systems stützen sich gegenseitig. Die klassischen Studien führen zu den Prüfungen, und die Prüfungen setzen die klassischen Studien voraus. Die Gesetze und Verordnungen, welche für den Eintritt der Jünglinge in die wissenschaftlichen Laufbahnen vorgeschrieben sind, zwingen sie, den hergebrachten Gang inne zu halten. Die Fachschulen hängen von verschiedenen Ministerien ab. Eine gründliche Änderung im Lehrplan der Studien würde in alle Verwaltungszweige eingreifen, weil sie den Ersatz ihres Personals anders gestalten würde; ein grosser Meister in der Unterrichtsverwaltung, der dieselbe reformieren wollte, hätte erst seine Kollegen im Ministerium dazu zu bereden.

Das Lehrpersonal kann seinen Ersatz nur aus sich selbst heraus beschaffen. Die Alten bilden die Neulinge heran und beurteilen sie und zwar im Sinne ihres eigenen Geistes. Könnte man, selbst von der liberalsten Geistlichkeit, verlangen, Seminarien von Ketzern und Freidenkern

zu gründen und zu leiten, in ihren Schoß die Erzeugnisse einer Erziehung aufzunehmen, die durchaus verschieden von derjenigen ist, welche sie zu dem gemacht hat, was sie geworden ist? Das würde geradezu ein Abfall sein. Wenn der akademische Glaube auch weniger starr und weniger unduldsam ist als der klerikale, so ist er doch denen lieb, welche sich zu ihm bekennen; er beruht auf einer Gewohnheit, die bis in das Kindesalter zurückgeht, auf dem Geschmack, der nichts von Nützlichkeitsgründen wissen will, auf der Eigenliebe, die nicht zugiebt zu glauben, dass wir die schönsten Jahre unseres Lebens mit der Erwerbung einer chimärischen oder wenigstens anfechtbaren Überlegenheit vergeudet haben, einer Wissenschaft, um die die moderne Gesellschaft sich nur wenig bekümmert.

Die Geschichte zeigt uns mehr als ein Beispiel solchen Widerspruchs. Mehr als einmal haben sich hergebrachte Einrichtungen als veraltet und doch unzerstörbar erwiesen, und die Offenkundigkeit ihrer Fehler vermochte ihre Festigkeit nicht zu erschüttern; die Bäume, welche absterben, haben deshalb doch noch ihre Wurzeln. In einem solchen Falle stehen den Völkern zwei Wege zu Gebote, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen; sie ergeben sich in ihr Schicksal, oder sie machen eine Revolution. Wenn es sich nur um einen Thron oder eine Verfassung handelt, die man bis in den Tod zu ver-

theidigen geschworen hat, zögern wir nicht, zur Revolution unsere Zuflucht zu nehmen; in jedem andern Falle ergeben wir uns um so leichter in unser Schicksal, als die Kühnheit unserer Behauptungen und die Stärke unserer Kritiken uns über die Zaghaftigkeit unseres Verhaltens trösten; indem wir gleichzeitig fügsam und missmutig sind, lachen wir über unsere Schwäche, über die Mittelmässigkeit derer, die uns regieren, über die Trägheit unserer Gesetzgeber und das ewige Andauern der Missbräuche; aber unser Lachen ist so laut und ausgelassen, dass es uns genügt; wir empfinden das Bedürfnis nicht zur That überzugehen.

Die Mängel, welche man bei unserem höheren Schulunterricht wahrnimmt, machen seine bevorstehende Umgestaltung keineswegs gewiss. Eine etwaige Änderung geschieht nicht infolge der über ihn ergangenen Kritik, sondern unter der Einwirkung von Dingen, die der Pädagogik ganz fremd sind. Die Chinesen, deren Beispiel man häufig anführen kann, wenn man von unserm Lande spricht, haben viele Jahrhunderte hindurch ihr System wissenschaftlicher Studien oder vielmehr Buchstabenstudien und Prüfungen, ihre kleinliche Rangabstufung und verderbtes Mandarinentum beibehalten. Sie klammern sich noch mit Leidenschaft daran fest und würden sich nicht davon lossagen, wenn der Druck von aussen sie nicht früher oder später zu einer

Änderung zwänge. Die allerlässigsten Missbräuche sind schwer auszurotten. Die Missbräuche, welche keine auf die Bewohner ausgeübten Bedrückungen sind, sondern ein blosses Verschwenden von Kräften, Zeit und Geld, geraten erst dann ins Wanken, wenn sie für ein Volk ein augenscheinlicher Grund des Zurückbleibens werden. Manchmal warten die Regierungen und die Nationen, bis sie die Konkurrenz über ihre wahren Interessen aufklärt; die einzige Lehre, welche sicher verstanden wird, ist die Lehre der Niederlage.

An Warnungen fehlt es uns seit einigen Jahren nicht. Wir erfahren industrielle und kommerzielle Niederlagen, deren Hauptgrund der schlechte Gebrauch ist, welchen wir in jeder Hinsicht von unsern Hilfsquellen machen. Jeden Tag wird der Kampf für uns schwieriger und kostspieliger, weil unsere Nebenbuhler besser gerüstet und vorbereitet in die Arena treten. Die Schutzzöllner bemühen sich, uns zu beweisen, dass wir unsere Grenzen für ausländische Produkte nur abzuschliessen brauchen, um Fortuna wieder auf unsere Seite zurückzubringen. Wenn wir ihnen bis zu Ende zuhören wollen, so werden wir schliesslich dahin kommen, uns zu derselben Zeit mit einer chinesischen Mauer zu umgeben, wo China seine hundertjährige Abgeschlossenheit aufgibt, und mitten in Europa eine Insel mit unzugänglichen Ufern zu bilden.

Aber wir sollten nicht hartnäckig auf diesem Wetten gegen die Wissenschaft und die Vernunft bestehen; wir sollten statt dessen die Ursachen unserer Leiden da suchen, wo sie liegen, nämlich in dem Uebermass unserer allgemeinen Unkosten, in der übertriebenen Thätigkeit unserer Regierung und in unserem System klassischer Erziehung, welches eine verkehrte Hierarchie in den sozialen Stellungen aufrecht hält.

Dem Vernehmen nach wird die Aufgabe derer, welche den höheren Schulunterricht umgestalten möchten, auf eine merkwürdige Weise durch den Verfall der klassischen Studien erleichtert. Wie man sagt, sind sie im Niedergang begriffen. Die heutige, nur wenig in Zucht genommene Jugend bequemt sich schwer zu Arbeiten, deren Vorteil sie nicht recht einsieht, und die abnehmende Autorität der Familie ist für die des Lehrers nur eine schwache Hilfe. Wenn es wahr ist, dass das Latein von selbst verschwindet, so wäre es sehr bedauerlich, wenn man es verschwinden liesse, ohne Ersatz dafür zu schaffen, und wenn man den Knaben gestattete, sich daran zu gewöhnen gar nichts zu lernen. Besser wäre es, die alten Methoden durch eine verzweifelte Kraftanstrengung wieder herzustellen, als ruhig anzusehen, dass die Faulheit und die Gleichgültigkeit ihren Einzug in die Schule halten. Wenn die Verfechter der Tradition ein Mittel wissen, um sie wieder zu Ehren zu brin-

gen, mögen sie eine solche Kraftanstrengung machen; wenn sie sich dazu für machtlos erklären, mögen sie neuen Ideen den Platz räumen. Jede Kultur lässt sich rechtfertigen, nur nicht die des trockenen Holzes.

Ich könnte auch eine Bundesgenossin an der bis zur Missgunst gesteigerten Liebe zur Gleichheit finden. Es ist nicht unmöglich, dass manche Demokraten mit den klassischen Studien Krieg führen als mit einer Unterscheidung, die den Bürgerstand allzu deutlich von dem gemeinen Volke trennt. Ich nehme ihren Beistand an, wenn sie sich darüber beklagen, dass die mit dem Latein Vertrauten von der allgemeinen Strömung der menschlichen Gesellschaft zu weit entfernt werden, aber nicht, wenn sie es zurückweisen, weil es eine gewisse Überlegenheit gewährt, denn das Eigentümliche des höheren Schulunterrichts besteht darin, dass er seine Schüler über die grosse Menge erhebt, und es würde sehr unnütz sein, Gymnasien beizubehalten, wenn sie nur Elementarschulen wären, die man mit einem pomphaften Titel ausgeschmückt hat. Ich verlange einen Unterricht, der verschieden ist von dem, welcher heutzutage gegeben wird, aber ich will, dass er tüchtig und glänzend genug ist, damit diejenigen, welche ihn empfangen haben, sein Gepräge tragen. Wenn es sich nur darum handelte, den Standpunkt, auf dem der französische Geist steht, herabzudrücken, so

würde ich noch lieber eine hergebrachte Gewohnheit in Schutz nehmen, die wenigstens das Verdienst hätte, ein Protest gegen die Herrschaft der geistigen Mittelmässigkeit zu sein, eine zwar etwas wurmstichige, aber noch aufrecht stehende Schranke gegen das Eindringen der Verrohung.

Die Reform, welche ich erstrebe, wird sich nicht vollziehen, ohne durch eine lange Besprechung herangereift zu sein. Ich rufe keinen Diktator an, der mit einem Federstrich die Erziehung der Jugend über den Haufen werfen soll. Ich bin nur bemüht, die Frage mit mehr Freimut zu erörtern, als es seither geschehen ist, und noch einige neue oder verjüngte Beweisgründe für eine Meinung beizubringen, die sich selbst beinahe verkennt und sich der ganzen ihr innewohnenden Kraft nicht bewusst ist; wenn ich diese Gründe auch nicht erfinde, so fasse ich sie wenigstens in ein Bündel zusammen. Was ich sage, denken viele im stillen, die sich ihre Meinung nicht einzugestehen wagen und sich durch eine mächtige Tradition einschüchtern lassen. Es giebt Ketzereien, die in der Luft herumschweben, und von denen die Gläubigen durchdrungen sind, welche die Kirche aber dämpft, bis sie öffentlich zum Ausdruck gekommen sind und einen öffentlichen Vertreter gefunden haben. Man braucht nur die Glocke zu befestigen, und man wird sie bald läuten hören.

Es ist Sache der Presse, die Vorschläge zu unterstützen, die einem wirklichen Bedürfnis zu Hülfe kommen, und die Aufmerksamkeit der Regierung auf sie zu lenken. Eine Sache ist halb gewonnen, wenn die Zeitungen sie in die Hand nehmen, nicht, damit sie das Publikum tyrannisieren, indem sie es zwingen, so zu denken wie sie, sondern damit sie in gewisser Weise die Tagesordnung der Erörterungen und Besprechungen regeln. Sie rücken die Gedanken und die Menschen in das rechte Licht; um so schlimmer für die falschen und frühreifen Gedanken und für die mittelmässigen Menschen, welche das Licht nicht lange aushalten. Wenn die toten Sprachen nur noch durch den Aberglauben herrschen, so wird eine auch nur oberflächliche Debatte ihre Herrschaft erschüttern; ihre Ansprüche werden näher untersucht werden, und man wird ihre Rechte kritisieren und ihre Dienste abwägen. Weiter verlange ich nichts. Sie schleppen sich durch die Tradition und das Ansehen fort wie die meisten menschlichen Dinge. Die Tradition ist oft wohlthätig, das Ansehen oft begründet. Trotzdem müssen von Zeit zu Zeit die neuen Generationen ein Inventar der Einrichtungen aufnehmen, welche sie von ihren Vorfahren übernommen haben. Ich halte den Zeitpunkt für gekommen, diese Prüfung mit den Lehrplänen für den höheren Schulunterricht vorzunehmen und nicht über ihre Methoden, sondern über ihren Gegenstand zu beratschlagen.

Man darf diese Sorge weder den Kanzleien, noch dem obersten Unterrichtsrat überlassen. Diese Versammlung vertritt zugleich die Unterrichtskörperschaft und die Verwaltung und würde wohl Einzelheiten gut zu beurteilen verstehen, aber nicht das Prinzip. Sie ist eher imstande, den Prozess zu führen, als ihn zu entscheiden, denn sie ist nicht unparteiisch. Jede Körperschaft hat ihre Interessen, ihre Vorurteile, ihre Leidenschaften und hängt desto fester an der Vergangenheit, je ehrenvoller dieselbe ist. Nicht die Konzilien verbessern die Religion. Ich zähle dabei vielmehr auf die Laien, auf die durch die öffentliche Meinung aufgeklärte bürgerliche Macht. Die Revolution, die ich beschwöre, muss durch eine lange und lebhaftes Fehde geschürt werden; das Zeichen dazu wird durch ein parlamentarisches Votum gegeben werden, welches einen Minister damit beauftragen wird, die Lehrpläne in Übereinstimmung mit den Bedürfnissen des Jahrhunderts zu bringen.

Ein solcher Minister müsste ein Mann sein, der zu gleicher Zeit befähigt und liberal gesinnt, wohlwollend und entschlossen ist, der die Personen schonen und sich durch Widerstand nicht aufhalten lässt. Er wird nur dann Hand ans Werk legen dürfen, wenn er berechtigt ist, auf eine hinreichend lange Zukunft zu rechnen. Ein erfolgloser Versuch würde alles in Frage stellen und einen Widerstand hervorrufen, der

ohnmächtig wäre, um das, was im Sterben liegt, neu zu beleben, aber stark genug, um die Ankunft dessen, was im Entstehen begriffen ist, zu verzögern. Kaum würde unser Reformator die Hand ans Werk gelegt haben, so würde er von allen Seiten ermutigt, kritisiert, gesegnet und verflucht werden. Man würde ihn als einen langerwarteten Befreier begrüßen, und man würde ihn als einen Zerstörer von Tempeln den Furien überantworten. Er aber würde sich auf dieses schrille Konzert gefasst gemacht haben und sich nicht davon beirren lassen.

Die Friedfertigen und die Furchtsamen werden einen Vergleich vorschlagen und Teilung verlangen. Die staatlichen Gymnasien, oder eine bestimmte Anzahl derselben, sollen dem klassischen Unterricht erhalten bleiben, die übrigen, einschliesslich der städtischen Anstalten, sollen einen höheren fachwissenschaftlichen Unterricht gewähren. Diese vermittelnde Lösung zählt viele Anhänger; sie war gegen Ende des Kaiserreichs, wie es scheint, beinahe angenommen worden. Sie ist eine halbe Massregel, die auf den ersten Blick wegen des Anscheins von Mässigung etwas Verführerisches hat. Betrachten wir, welche Folgen sie haben würde.

Ich habe bereits vom Fachschulunterricht gesprochen. Er ist eine nützliche Schöpfung, vorausgesetzt, dass man in ihm nur das erblickt, was er ist, nämlich einen etwas gehobenen Elemen-

tarunterricht oder höchstens einen Einzelzweig der Wissenschaften, welcher vereinfacht und allen zugänglich gemacht worden ist. Er behält seine Schüler nicht allzu lange; seine Lehrpläne sind nicht genau begrenzt. Es fehlt ihm vor allem an Ansehen; er ist mit dem ganz gewiss unauslöschlichen Siegel der Inferiorität in die Welt gekommen. Er zieht diejenigen Knaben zu sich, welche am Erlernen der toten Sprachen verzweifeln, diejenigen, welche rasch mit der Schule zu Ende kommen wollen, und diejenigen, welche wohlfeil zu der Ehre gelangen wollen, eine höhere Schule durchgemacht zu haben. Durch Schaffung eines Fachschulabiturientenexamens würde man entschieden das Stempelpapier an die Mindestfordernden losschlagen.

Eine Reform, durch welche der Fachschulunterricht in allen städtischen und teilweise in den staatlichen Gymnasien eingeführt würde, führte schliesslich dahin, aus diesen Anstalten etwas gehobenere Elementarschulen als die sonstigen zu machen. Man würde den Studiengang dadurch nicht ändern, sondern nur aussprechen, dass zu viele Franzosen studieren. Es wäre eine Verhaltensmassregel oder ein den Familien indirekt gegebener Rat. Würden die Familien ihn sich zu Nutzen machen? Würden die klassischen Studien weniger Modesache sein, weil sie einen aristokratischen Anstrich bekommen hätten? Würde man den falschen sozialen

Vorrang nicht beibehalten, den man wenigstens nicht mehr anerkennen und feierlich gutheissen sollte? Würden die klassischen Wissenschaften ihre usurpierte Rangstellung nicht behaupten? Warum soll man das Latein, wenn es unnütz ist, noch weiter lehren? Warum es, wenn es nützlich ist, weniger Jünglinge lernen lassen? Das geschieht, wird man sagen, weil es nur für eine geringe Anzahl von Nutzen ist. Ich habe zu beweisen versucht, dass auch diese kleine Anzahl eine modernere Erziehung nötig hat.

Man täusche sich doch nicht; so lange ein klassischer Schulunterricht besteht, wird kein anderer höherer Unterricht möglich sein. Man errichte lateinische und französische Schulen, die ersten werden die besten Lehrer und die besten Schüler heranziehen; es wird nicht anders werden. Die Regierung wird kein besonderes Gewicht darauf legen, die Studien in den Schulen zweiter Klasse zu heben, da sie von der Ansicht ausgeht, dass die andern ihr die geistige Auslese des Landes zuführen, die sie braucht. Vergebens wird man die Gleichstellung beider beschliessen, in die Lehrpläne lässt sie sich nicht hineinbringen. Und wenn man sie hineinbringen wollte, müsste man zunächst den Namen Fachschulunterricht abschaffen, der nicht genau ist, und die Erinnerung an eine dunkle Herkunft und lange Demütigung in sich schliesst.

Ich spreche nicht von dem System, welches

darin besteht, zwei oder drei Unterrichtsstufen einzurichten, deren höchste der klassische Unterricht sein würde, und in die man durch die Konkurrenzprüfung gelangte. Die besten Schüler der Elementarschule würden auf diese Weise Fachschulunterricht erhalten und die besten Fachschüler klassischen Unterricht. Wir hätten dann die Chinesen um nichts mehr zu beneiden und würden schliesslich ein nach dem besten Muster organisiertes Mandarinentum bekommen. Das Latein würde nicht allein mehr ein Mittel sein, um emporzukommen, sondern auch eine Belohnung, die man sich verdienen müsste. Die fleissigen und einsichtigen Jünglinge würden der Ehre teilhaftig werden, die Bekanntschaft mit den Deklinationen zu machen, die Faulen und Geistesarmen aber dazu verurteilt sein, einen modernen Lehrgang durchzumachen. Es würde dadurch vielleicht in gewisser Weise das Gleichgewicht wieder hergestellt; man würde den fähigsten Geistern Lhomondsche Grammatik als Übergewicht auferlegen.

Vom Staate aufgegeben, würde das Latein in den Priesterseminarien eine Zufluchtstätte finden. Dort ist es an seinem Platze, denn die katholische Geistlichkeit betet Lateinisch zu Gott. Ist Grund zu fürchten vorhanden, dass die Nebenbuhler des Unterrichtswesens die Umwälzung benutzen, um ihm eine plötzlich noch furchtbarere Konkurrenz zu machen? Ich wage

zu glauben, dass die klassischen Studien nicht mehr lange eine Zugkraft ausüben werden, wenn sie nicht mehr zur Erlangung eines privilegierten Zeugnisses verhelfen. Es giebt keine Reformen, die Jedermann gefallen. Die nützlichsten und gerechtfertigsten rufen bisweilen den lebhaftesten Widerspruch hervor, aber einen solchen, den Zeit und Erfahrung bald lahm legen werden. Die Gewohnheit, welche vom Fortschritt betroffen wird, leistet zuerst kräftigen Widerstand, erlahmt aber sehr rasch, wenn der Fortschritt, dem sie entgegentritt, Gutes in sich birgt. So geht es mit neuen Methoden und neuen Lehrgrundsätzen; wenn sie gut und wahr sind, kann man sie ohne Zagen predigen und annehmen; die scheinbar gewichtigsten Einwendungen werden bald alle Kraft verlieren.

Man darf die praktischen Schwierigkeiten nicht übertreiben und auch ihre Bedeutung nicht verkennen. Die grösste Schwierigkeit bietet die Beschaffung des Personals. Man kann nicht darauf rechnen, dass die Lehrer wieder auf die Schulbank gehen, um sich zu befähigen das zu unterrichten, was sie bisher vernachlässigt haben; man weiss nicht, wo man Lehrer, die von dem neuen Geiste erfüllt sind, in genügender Zahl finden soll, um alle Stellen zu besetzen. Man beachte jedoch dabei, dass wir hinsichtlich der realen Wissenschaften fast nichts zu ändern brauchen, dass die Geschichts- und Geographielehrer

über die Reform nicht zu klagen haben werden, und dass die Lehrer der schönen Wissenschaften den französischen Unterricht werden behalten können. Für die lebenden Sprachen wird man das erforderliche Material rasch erhalten können, wenn man die Stipendien für Lizentiaten und ausserordentliche Professoren, die seit einigen Jahren allzu rasch vermehrt werden, durch solche für einen Aufenthalt im Auslande ersetzt. Mehr als ein junger Kandidat würde mit Vergnügen eine Neuerung begrüßen, die ihm Freiheit gewährte, und er würde hoch erfreut darüber sein, einige Zeit in England oder in Deutschland verbringen zu können.

Indessen sind die Personalfragen von jeher untergeordneter Art gewesen. Jede bedeutende Umwälzung im Handel und in der Industrie legt ähnliche Opfer auf und ruft die gleichen Schwierigkeiten hervor. Was ist denn aus den Fuhrleuten und Postillonen geworden, als man die Frachtwagen und Posten durch die Eisenbahnen ersetzt hat? Wo hat man die Beamten, Lokomotivführer und Heizer für den Dienst der neuen Gesellschaften hergenommen? Der Staat kann seine Diener ohne Entschädigung nicht entlassen, aber er kann von ihnen verlangen, dass sie sich einer Umgestaltung anbequemen, deren Notwendigkeit er erkannt hat. Es wäre merkwürdig, wenn eine Regierung, die das Latein für unnütz hielte, darauf bestände, es der

französischen Jugend aufzuzwingen, nur um eine ihr auch noch so sympathische Kategorie von Beamten nicht traurig zu stimmen. Mit welcher Stimmung würden die Lehrer an den Unterricht gehen, wenn sie sich sagen müssten, dass man ihnen die Schüler zu ihrem eigenen Vergnügen und nicht im Interesse der Schüler zum Unterrichten giebt, wenn der Chef der Unterrichtsverwaltung, um sie zu ermutigen, etwa folgende rührende Ansprache hielt:

„Die alten Sprachen taugen zu nichts,
„aber weil es euch Spass macht, beauftrage
„ich euch, sie Kinder zu lehren, welche
„im Grunde genommen etwas viel Geschei-
„dteres thun könnten.“

Der thatsächliche Niedergang der klassischen Studien muss die Lehrer darauf aufmerksam machen, was den alten Lehrplänen bevorsteht. Mehr als einer hat sich schon darin gefunden und würde vielleicht, ohne es einzugestehen, ein plötzliches Ende dem langsamen Todeskampfe des Latein vorziehen.

„Ich möchte lieber,“ sagte ein geistvoller Mann, „Schülern, die sich dafür interessieren, die Kunst, Schuhe zu machen, beibringen, als Gleichgültigen die schönen „Wissenschaften.“

Genügen zwei oder drei aufmerksame Schüler, um die traurige Langeweile einer Klasse aufzuwiegen, in der die Knaben, wenn sie arbeiten,

nur des Zeugnisses wegen arbeiten? Ist es nicht besser, neuen Gegenständen einen Eifer entgegenzubringen, der zuletzt fruchtbringend sein wird, als im Namen und auf Rechnung des Staates bis zum Tode den undankbaren Beruf auszuüben, auf mechanische Weise Abiturienten zu fabrizieren?

Man wird nicht von mir erwarten, dass ich auf Einzelheiten der Mittel und Wege eingehe. Es führt mehr als ein Weg zum Ziele; die Wahl desselben wird von den Umständen, dem Stande der öffentlichen Meinung und von dem grösseren oder geringeren Eifer abhängen, mit welchem die Unterrichtsverwaltung einerseits und das Publikum andererseits die Reform aufnehmen werden. Soll man die neuen Lehrpläne allmählich in allen Staatsschulen einführen, indem man in den untersten Klassen anfängt, oder soll man eine nach der andern umgestalten, so dass man auf diese Weise ohne Mühe von Anfang an ein befähigtes und eifriges Personal beschafft, jedoch auf die Gefahr hin, dem Latein feste Stellungen zu lassen, aus denen es sich später um so schwerer vertreiben lässt? Klar ist jedenfalls, dass man das Latein unverzüglich aus den Fachschulen und vor allen Dingen die Pandekten und Institutionen aus der juristischen Fakultät entfernen muss. Sollen wir zugeben, dass Justinian noch einmal versucht, das Reich des Augustus wieder aufzurichten?

Bis zu welchem Punkte soll die Umgestaltung des höheren Schulunterrichts sich auch auf den Universitätsunterricht ausdehnen? Sollen die künftigen Professoren kein Griechisch und Lateinisch können? Würden sie so nicht unfähig werden, die klassische Litteratur, die alte Geschichte und die Geschichte des Mittelalters zu studieren? Es ist nicht notwendig, dass die Professoren in Zukunft dasjenige sind, was sie seither gewesen sind, nämlich gute Jünger der Redekunst, die diese beständig vervollkommen. Nichts steht dem im Wege, dass sie eine Fachbildung erhalten, die streng von der geschieden ist, welche den Jünglingen im Hinblick auf andere Laufbahnen erteilt wird. Man darf ebensowenig den Ersatz für den Lehrkörper der Uniformierungssucht opfern, wie das Interesse der grossen Menge den besonderen Bedürfnissen des Lehrkörpers. Die zur Ausbildung der Lehrer bestimmten Kurse sollen eher anfangen und später aufhören; sie werden deshalb doch nicht länger als die medizinischen werden.

Noch einmal, der Minister, welcher diese grosse Reform unternimmt, muss sich trotz des Beistandes der Kammer darauf gefasst machen, einen Sturm auszuhalten, und sich im voraus gegen die Beleidigungen wappnen. Man wird ihn wie einen Barbaren und Gotteslästerer behandeln. Viele bedeutende Gelehrte werden mit Macht

Verwahrung einlegen, viele Halbgelehrte werden sich zum Schein mit ihnen verbinden. Die konservative Opposition wird voll aufrichtiger Entrüstung sein; die Geistlichkeit wird versuchen, das, was man Abdankung der Unterrichtsverwaltung nennen wird, zu ihrem Nutzen auszubeuten. Man wird aber doch gewonnenes Spiel haben, und die öffentliche Meinung wird sich auf die Dauer zu Gunsten der neuen Lehrpläne aussprechen, vorausgesetzt, dass sie ernsthaft zur Anwendung gelangen. Es kommt vor allem darauf an, dass die Umgestaltung der Studien in keiner Weise eine Abschwächung der Studien ist, dass der nutzbringende Fortschritt nicht wie geistiger Verfall aussieht. Mehr als je wird man unfähige Schüler aus den Klassen fernhalten, mehr als je den Wert der Zeugnisse durch Strenge beim Examen erhöhen müssen.

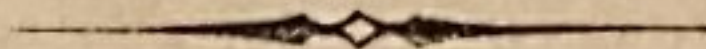
Mehr als je wird man Lehrer brauchen, die sich ihre Aufgabe zu Herzen nehmen, die nicht nur das Bewusstsein von dem Nutzen, sondern auch von der Schönheit dessen haben, was sie unterrichten. Viel besser wäre es, langsam vorzugehen, als die Schlacht mit zögernden oder widerwilligen Truppen zu eröffnen. Ganz besonders bei einem solchen Anlass sind die besten Gesetze, wenn sie nicht mit Liebe angewendet werden, unfruchtbar, und ist der Verwaltungsdespotismus machtlos.

Hat man die künftigen Geschlechter von der

Bürde der alten Sprachen befreit, so wird die Aufgabe nur halb erfüllt sein; es bleibt dann noch übrig, den Unterricht frei zu machen. Geschaffen von einem Despoten, um die Geister in Zucht halten zu können, hat die Unterrichtsverwaltung nur das Recht in einer Gesellschaft zu bestehen, in der die Vormundschaft der Regierung von den Bürgern geduldig ertragen wird. Vielleicht aber wird es nicht immer so sein. Vielleicht werden wir eines Tages die Freiheit so lieben, dass uns die Einheit und die gleichförmigen Verordnungen anwidern. Wenn die französische Demokratie den Jakobinern und Sozialisten, diesen Verfechtern der staatlichen Allmacht entgeht, wird eine Zeit kommen, wo sich die Menschenwürde gegen die Tyrannei der Kanzleien auflehnen wird. Man wird sich fragen, ob ein Ministerium für den öffentlichen Unterricht für ein mündiges Volk notwendiger ist als ein Ministerium der öffentlichen Ernährung oder der öffentlichen Moral. Die Erziehung der Jugend wird, wenn sie der Befugnis der Regierung entzogen und den direkten Delegierten der Familien zurückgegeben ist, deshalb nicht mehr als jetzt dem Merkantilismus preisgegeben sein. Die Gymnasien, die Fakultäten und grossen Schulen werden zu unabhängigen Körperschaften werden, die ein Leben für sich führen, bereichert durch Geschenke und Vermächtnisse, die in Frankreich ebensowenig

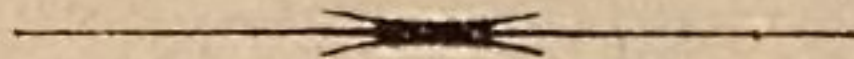
wie anderswo fehlen werden, wenn der Staat aufhört, alle freien Gründungen mit seiner Anmassung und Raubgier zu bedrohen. Sie werden zu lokalen Einrichtungen, die von den Städten, Bezirken und Provinzen unterhalten und beaufsichtigt werden.

Aber so weit sind wir noch nicht, und die Reform des öffentlichen Unterrichts ist noch Sache des Staats.



Inhalt.

	Seite
I. Kapitel Zweck dieses Buches	1
II. „ Die Allmacht des Staates	17
III. „ Die Entstehung	26
IV. „ Die wirtschaftliche Entwicklung	44
V. „ Das nationale Interesse	55
VI. „ Die Geldfrage	75
VII. „ Das Griechische	91
VIII. „ Das Latein	102
IX. „ Missglückte Versuche	158
X. „ Das Latein und die Fachschule	167
XI. „ Die Mathematik und die Naturwissen- schaften	180
XII. „ Die lebenden Sprachen	189
XIII. „ Das Französische	209
XIV. „ Die Geschichte	220
XV. „ Die Geographie	238
XVI. „ Die Philosophie	273
XVII. „ Schluss	288





Frary, Raoul

Die Tyrannei der toten Sprachen ein Mahnwort zu einer zeitgemässen
Umgestaltung des höheren Schulwesens : Aus dem Französischen

Hagen i. W. [1886]

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB O 93

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11830093-6